

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)

Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser, Christa Wolf

Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho

Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

INHALT

Ich trug den roten Winkel / <i>Kurt Hubn</i>	4
Das Fahrrad / <i>Eva Lippold</i>	14
Auf den Namen eines KZ / <i>Alfred Margul-Sperber</i>	18
Das Urteil / <i>Hedda Zinner</i>	19
Menschen von heute / <i>Werner Bräunig</i>	45
Pony Pedro / <i>Erwin Strittmatter</i>	53
Drei Anekdoten aus dem Nachlaß / <i>F. C. Weiskopf</i>	68
Neue Gedichte / <i>Uwe Berger</i>	70
Die Einsame Schöne / <i>Eduard Klein</i>	76

JUNGE SCHRIFTSTELLER – WOHIN?

Sie sind unsere Literatur von morgen / <i>Johannes Schellenberger</i>	88
Arbeitsgemeinschaft ist Erziehungsgemeinschaft / <i>Martin Viertel</i>	92
Die Diskussion / <i>Wolf D. Brennecke</i>	95
Ein Ausflug / <i>Gottfried Jürgas</i>	100
Im Vorfeld der Entscheidungen / <i>Rolf Seeliger</i>	103

JUNGE LYRIK AUS WESTDEUTSCHLAND

Algerische Anemonen / <i>Arno Reinfrank</i>	106
Von der Gerechtigkeit / <i>P. Unau</i>	107
Ich hab ein Kind gesehen; Nachtasylbewohner / <i>Johannes Bauer</i>	109
Ich rühme euch Rücksichtslose / <i>Stefan Scherpner</i>	110
Den Genossen an Rhein und Ruhr / <i>Hermann O. Lauterbach</i>	113
Kranke Frucht eines kranken Baumes / <i>Trude Richter</i>	114
Das „Menschliche“ und das Gesellschaftliche / <i>Hans-Jürgen Geisthardt</i>	129

NEUE BÜCHER

Adolf Endler: Ein literarisches Studio (Rolf Schneider, „Aus zweiter Hand“; Uwe Berger, „Der Dorn in dir“; Kurt Herwarth Ball, „Kathrin Wenzel“; Lothar Kusche, „Das bombastische Windei“; Günter und Johanna Braun, „Gefangene“), S. 132; *Horst Haase*: Und doch: Hans im Glück (Inge von Wangenheim, „Einer Mutter Sohn“), S. 137; *Erwin Kohn*: Wie die Uhren weitergingen (Werner Steinberg, „Einzug der Gladiatoren“), S. 140; *Klaus Kändler*: Vom Entsetzen zur Zuversicht (Arnolt Bronnen, „Viergespann“), S. 143.

UMSCHAU

Annemarie Auer: Offizielle Reise – auch privat gesehen, S. 149; *Max Zimmering*: Martin Andersen Nexö, Mahner und Kämpfer, S. 152 u. a.

DIE VERNICHTUNG DES FASCHISMUS
MIT SEINEN WURZELN
IST UNSERE LOSUNG!

DER AUFBAU EINER NEUEN WELT
DES FRIEDENS UND DER FREIHEIT
IST UNSER ZIEL!

Schwur der im Frühjahr 1945
aus Buchenwald befreiten Häftlinge

RUHM UND EHRE
DEN HELDEN DES WIDERSTANDSKAMPFES
UND DEN OPFERN DES FASCHISTISCHEN TERRORS!

SIE MAHNEN:
VÖLKER ALLER LÄNDER,
VERTEIDIGT DAS HÖCHSTE GUT DER MENSCHHEIT,
DEN FRIEDEN!

Aufruf zur Einweihung der Mahn- und Gedenkstätten Buchenwald
am 14. September 1958

ICH TRUG DEN ROTEN WINKEL

Der mahnende Berg

Noch vor dem Aufstehen träumte ich, wie ich einen überwachsenen Wildpfad entlang wanderte, mit weiten Wipfeln darüber und hingetupften Wölkchen am Horizont. Das ließ beim Erwachen meinen Entschluß, den bisher gemiedenen Berg zu besteigen, leichter werden. Vielstimmigem Vogel-sang wollte ich lauschen. Den schillernden Tautropfen verfolgen, wie er aus der Baumspitze von Blatt zu Blatt rieselt, stockt und tänzelnd davonspringt. Hier und dort wollte ich dann vom Berg hinunter die Augen richten. Beginnend an den wogenden Äckern in der Ebene, die Ferne aufnehmend, in deren bläulicher Dunstfarbe ein angedeuteter Bergrücken verschwamm.

Darum stelle ich mich, nun so im ersten Morgengrauen auf dem Bettrand hockend, auch ganz gelassen an, hinter leichter Überlegenheit verkapselt, als gäbe es keine ernsteren Gedanken als nur die farbigen Freuden nach eingehender Betrachtung der wild wachsenden Pflanzen. Ich rede mir mit lächerlichem Eifer zu, es verlange mich nach einer Exkursion auf Insekten und Schmetterlinge. Ein Reh wird auch kommen. Hasen bestimmt.

Auf dem Nachttisch liegt noch die Abendzeitung von gestern. Eine Notiz für mich und für alle steht darin. Es ist nicht der erste Alarmruf dieser Art. Die Zeitung berichtet über ein Treffen ehemaliger SS-Leute im Rheinland. Es klingt in meinem Ohr wie eine Salve. Drei Zeilen von dieser Art sind wie drei Salven, und dazwischen liegen noch Terror, Folter und Hunger.

Ein leichter Aufwind weht. Es ist nicht schwer, die Steigung der Straße zu nehmen. Die Luft wird mir trotzdem knapp. Dabei duftet die Moosdecke, das Gras, die vom Fuß aufgerührte Erde voll Taugemisch. Der Wald wird bald mit dem Sonnenlicht spielen. Das kenne ich von vielen Wanderungen her. Genieße es ewig neu. Links und rechts sind mannstarke Bäume meine Nachbarn. Wenn der Wind mit vorsichtigen Fingern ihre Blattspitzen berührt, fallen Lieder heraus. Zuerst sind es Liszt-Melodien. Aber bald werden es heiße, aufregende Gesänge, bei denen mir die Fingernägel schmerzend in die Handteller dringen.

Die neuauflebende Unruhe beschwichtigend, konzentriere ich mich zur Ablenkung auf die Landschaft. Ihre Farben sind von der Sonne belebt. Sie

verjüngen sich in Sekunden. Behutsam beginnt ein Leuchten. Schimmernde, feinsilbrige Schleier wehen. Darauf blickend will ich abwehrend dem Einbruch des Schmerzes nicht die Rolle zufallen lassen, die dem Widerstand gebührt. Schmerz wird nicht ausbleiben. Trauer wird folgen. Übermäßig dürfen sie nicht werden.

Als ich dort unten war, seit Tagen im Gewinkel der Straßen von Weimar bummelnd, oft in einer Wolke eiliger Reisender, die durch Gedenkstätten, Museen und Lokale hasteten, vernahm ich die Stimme des Ettersberges nicht sonderlich stark. So mitten unter den frohen Menschen, die Postkarten kauften, beschrieben und abschickten, hielt sich der mahnende Berg noch zurück. Freundlich und anmutig nahm sich die Stadt aus. Gärten, Gäßchen, Bauten und Menschen wollte ich einfangen, das Leben suchte ich im Stein, im Wort, im lächelnden Gesicht vor den Läden.

Wie die Bienen zog ich kilometerweit hinaus und kehrte gegen Abend in den Raum zurück, wo sich der Mensch verwegen und heiter bewegte, voll der Hoffnungen, Sehnsüchte und Gegenwärtigkeit. Gestern kam ich, einen weiten Bogen schlagend, von Berka her. In meinem Blickfeld lag der Höhenzug des Berges, dessen Namen ich oft vernommen hatte. Der Jüngling hörte ihn bewundernd. Der Mann spie bei Nennung des Namens in den Sand. Heute erregt er mich. Er bringt mich in nervöse Gespanntheit. Er wächst aus den trächtigen Feldern, aus den Saftfarben der Wiesen in den Goldhimmel und streckt seinen Buchenreichtum. Er ist ein Berg und dabei doch ein unergründlicher Schlund. Er pocht an mein Herz und stiftet darin Unruhe. Nicht, weil er mit seinen grünen Fahnen steil in das Himmelsfeld hinein will, o nein, so vermessen gebärdet er sich nicht. Seine Besonderheiten sind anderer Art.

Der Berg bedrängte mich mit seinen eindringlich mahnenden Stimmen, selbst wenn ich unter allzu grellem Sonnenlicht gebeugt meinen Weg nahm, mich über einem Käfer, vor einer Wildblume zu längerer Betrachtung verlocken ließ. Der Höhenzug hielt mit mir Zwiesprache. Er vergaß mich nicht. Ich mußte ihn aus der Ebene betrachten und seine Lehre hören.

Heute bin ich auf sein Drängen hin zum Kamm unterwegs. Empor will ich gehen, wo er in vielen Sprachen der Erde spricht. Dorthin ruft er mich, wo das Grauenhafte nicht schweigen kann und niemals schweigen darf.

Der Weg ist steil. Der Berg flüstert. Es liegt nicht an der Einsamkeit, in der er sich befindet. Mir ist, als trüge ich den Berg auf den Schultern. Mit einem Wagen hätte ich hinauffahren können. Der Gedanke daran hat vergeblich auf die Zustimmung des Herzens gewartet. Nein, dieser Berg ist in seiner ganzen Ausdehnung ein einziger großer Opferstein. Deshalb muß man ihn Schritt um Schritt begehen. Von seinem Fuß bis zum Gipfel hinauf ist jede Falte voll Menschenblut. Tränen haben die Erde getränkt und das Gras

genetzt. Fäuste haben sich im Zorn um Steine geballt. Die Erde ist voll der letzten Atemzüge sterbender Männer.

Buchenwald, Höllenwald, Totenwald!

Aber man zürne nicht ihm. Denn er war noch Trost den hungrigen, schufenden Männern, die hier die Straße betonierten und die Feldbahn legten. Ihnen sangen die Vögel, leuchteten die Gewächse, und es summt das Insektenvolk für sie, soweit ihr Sinn sich noch für derartige Freuden empfänglich erwies. In jenen Augenblicken versuchte der Berg jener Buchenwald zu sein, dem der Besuch Goethes mit Charlotte von Stein gegolten hatte. Damals war er Entzücken, Glanz, Farbe und Poesie. Die Stunden verrannen als Festtag. An Talenten dafür hatten die liebenden Freunde keinen Mangel.

Aber dann kam der Lärm. Der Wald hielt den Atem an. Der Wind verlor die Wohlgerüche. Die Roheit trillerte, schrie, knüppelte und schoß. Nichtsnutziger und erbärmlicher hatte sich noch nie ein Machtsystem zu Gefangenen benommen. Der Himmel öffnete seine Regenschleusen, der Wind schnitt den Gefangenen in die Haut.

Höllenwald, Totenwald!

Bald bin ich auf dem Gipfel. Trete durch das eiserne Tor. Der Appellplatz weitet sich. Ein frischer Wind weht. Er genügt nicht meinen Lungen. Hier ist der schäbige Plankenzaun, durch den gedeckt der hinterhältige Mörder auf Thälmann schoß. Von der Erinnerungstafel, den Blumen und den stillen Besuchern trete ich zurück. Ich muß mich abseits niederhocken. Mein Herz klopft laut. Mein tiefer Atem bringt es allmählich zur Besinnung.

Die während des Aufstiegs gezügelte Erinnerung kommt heran . . .

Wir standen vor Jahren im stillgewordenen Hafen vor den Kaischuppen und starrten auf den Elbfluß, der dem Meere zuwanderte. Keiner von uns Männern setzte die Segel eines Traumschiffes für abenteuerliche Fahrten nach tropischen Küsten, obwohl wir genügend Zeit hatten, ein richtiges Seemannsgarn zu spinnen.

Wir haßten die Zeit, die nutzlos verrann. Schon wenn wir mit Fähren und Barkassen an den so nahe gelegenen Werften gelandet wären, hätte das eine ermutigende Fahrt in das Leben bedeutet, die unser Dasein ausfüllte. Wir aber standen und saßen herum und hofften sehnsüchtig, daß uns ein Angebot zur Arbeit auf die Schiffe rief.

Achtern lag Hamburg mit seinen alten Häusern, den schmalen Gängen, trüben Fleets und dunklen Höfen. Die Kinder dort lernten eher hungern als laufen. Manches Kind ging am Hunger zugrunde. Die Frauen vergaßen, welche Bedeutung die Wörter Fleisch oder Fisch in ihrem Haushalt eingenommen hatten, als Hamburgs Schornsteine noch wie alte Seemannspfeifen qualmten und die Schauerleute, Ewerführer und Hafenarbeiter den verdienten Lohn auf den Tisch legten.

Ernst Thälmann hatte einige Tage zuvor auf einer Versammlung in anklagender Rede gezeigt, was nicht nur in Hamburg, sondern in allen Arbeiterhaushalten vor sich ging, in dem von Krise und Inflation geschüttelten Land. Nachdrücklich forderte er Kontrolle der Wirtschaft und des Staates durch die Arbeiter. Seine Augen glühten, als ob längst die Zukunft die größere Rolle in seinem Herzen spielte. Von seinen Mundwinkeln flog ein Lächeln in die Versammlung und kehrte von dort als glückliche Erwiderung zurück zu dem, der da sprach.

Mußten die Mütter zusehen, wie ihre Säuglinge starben? Gab es für den „rätselhaften“ Vorgang der Krise und Arbeitslosigkeit keine Lösung? Zog sich nicht eine grausige Kurve der Unsicherheit, von den schmucken Villen an der Alster ausgehend, in die dürftigen Quartiere des Hafens? Es wird Anstrengungen kosten, diese Kurve zu verändern, aus dem Elend und dem Hunger herauszukommen. Aber es wird gehen, wenn die Arbeiter im Bündnis mit den armen Bauern die Macht übernehmen ...

Das war nicht die Verheißung fremden Reichtums und ferner Küsten, sondern der Wille, hier in der Heimat dem größeren Reichtum der eigenen Kräfte zu vertrauen, die Ordnung des Lebens zu Gunsten der Mehrheit des Volkes nach der Lehre von Marx und Engels zu verändern.

In dieser Stadt eine offene Arbeitsstelle zu finden, hatte ich wegen meiner Jugend die geringste Aussicht. An Bord der Ozeaneimer, die eine Reparatur oder ein Verschönerungswerk nötig hatten, holte man sich die spezialisierten, erfahrenen Teerjacks.

So wanderte ich stromaufwärts durch Vierlanden in die Obst- und Gemüsekammer von Hamburg. Daß ein Stück dieser fruchtbaren Erde einmal zum Friedhof derjenigen werden sollte, die den braunen und schwarzen Menschenjägern in die Fänge gerieten, ahnte ich beim Anblick der blühenden Landschaft nicht. Ich federte im Schritt meiner Jugend über Gräben und Koppelzäune, hörte den Fluß strömen und sah die Leuchtkugeln der Sterne – wo ich später mit vielen Häftlingen geschunden und mißhandelt werden sollte, als man uns in das Mordlager von Neuengamme brachte.

Dort war ich wieder, diesmal hinter Stacheldraht, mit Männern von der Wasserkante zusammen. In ihren Herzen brannten Sehnsucht und Glaube des Proletariats, in ihren Hirnen lebte die ungeschriebene Geschichte vom Alltag im Hafenviertel. In dieser Geschichte, die vom Geheul der Schiffsirenen und Fabrikpfeifen gellte, drängte das arbeitende Volk aus Ruß und Rostwolken zu dem ihm längst gebührenden Platz im Licht. Dessen blieben sich die Männer in ihrem Tun und Streben auch als Häftlinge bewußt. Sie verhielten sich nicht anders als auf den Werften zwischen Schiffsbäuchen und Hebekränen, zwischen Schweißbrennern und knatternden Niethämmern.

So feierten wir, für eine Minute die Arbeit unterbrechend, den Geburtstag

Ernst Thälmanns. Mit aufgeregtem Geheul rannten die „Kapos“ umher, aber die geschlossene Abwehrhaltung, mit der wir das „Lagergesetz“ verletztten, überraschte sie und ließ ihr Gebrüll verstummen. In das eingetretene Schweigen sprach ich gedämpft Verse, die ich Jahre zuvor den Barrikadenkämpfern von Hamburg gewidmet hatte und die damals vom Reichsgericht verboten worden waren:

*Der junge Tag stand und strahlte.
Wir blickten in sein helles Licht,
die volle Morgensonne malte
uns Lebensfeuer ins Gesicht.*

*Als Polizistenkugeln pfften,
brach unser Sturm den Herrenwahn.
In den Betrieben und auf Schiffen,
griff nun das Volk von Hamburg an.*

Bald hatten sich die „Kapos“ von ihrer Überrumpelung erholt. Sie schimpften unflätig und trieben die Kolonnen mit heftigen Schlägen und Fußtritten an die Arbeit. Zu Mittag schütteten sie uns den Inhalt der Eßkübel vor die Füße – doch auch diese Niedertracht konnte uns unsere feierliche Stimmung nicht vergällen. Es mochte ja sein, daß unser Teddy in seiner Einzelzelle den Schlag unserer Herzen spürte, nur einige Takte lang, und daß sein Lächeln im Hirn seiner Aufseher brannte. Ich stellte es mir vor, dieses siegesgewisse Lächeln. Es schränkte den Machtdünkel seiner Schergen ein. Es beängstigte sie. Sie spürten in dem Lächeln die Kampfgemeinschaft der Arbeiter und Bauern. In ihren Haß schlich sich die Furcht.

Ach, ich wußte es die Tage zuvor, daß mir die Vergangenheit auf dem Berg so deutlich werden würde, als gäbe es keine Gegenwart. Deshalb versuchte ich ja, die Stimme des Berges zu überhören. Deshalb versuchte ich krampfhaft, in den Gäßchen zu verbleiben. Deshalb lief ich vor der Musikhochschule auf und ab und hörte die Übungsläufe durch die offenen Fenster hüpfen. Alle Instrumente eines Orchesters zupften, strichen, bliesen, und eine Mädchenstimme theoretisierte in Trillern. Das ging eine ganze Zeit. Dann klang erneut durch die Vielfalt der Töne die mahnende Stimme des Berges hindurch. Sie war nur für mich bestimmt. Ich sah ringsum die Menschen an. Sie wandelten über das Pflaster, plauderten, betrachteten die Auslagen in den Läden. Hoben die Mädchen ihre frisierten Köpfe und drehten sie, dann um sich zu überzeugen, ob jemand hinter ihnen ging. Nichts anderes ließ sich von ihren Gesichtern ablesen. Manche hörten im Vorbeigehen ein Herz klopfen, oder sie spürten einen Blick auf den sonnebraunen Schultern, und plötzlich flammte ihr Gesicht und machte sie besonders anmutig. Der Wind unter-

wehte ihre federleichten Kleider, doch die wachsamen Hände meisterten sein keckes Temperament.

Ich liege eine lange Zeit am Ende des Appellplatzes im Spiel der Sonne und des Windes. Ich kann liegenbleiben oder aufstehen, wie es mir beliebt. Kein Maschinengewehr beschränkt meinen Schritt. Wenn sich auch die Totenkopfgarde im Rheinland wieder formiert, um das Menschenantlitz zu verwüsten. Noch ist das Gras grün und der Horizont blitzsauber. Ein duftender Wind kommt den Abhang herauf und streicht dicht über den Erdboden, den Häftlingsfüße festtraten. Ich knabbere Gebäck. Ich rauche. Das muß man begreifen. Hier brachen Männer zusammen und starben, weil ihnen eine Scheibe Brot fehlte. Hier schoß der Posten auf einen blau-weiß gestreiften Anzug, weil dessen Träger eine Kippe aufhob. Im Rheinland rüstet sich die Totenkopfgarde, den Menschen erneut in einem Krieg zu vergeuden. Sie haben Angst vor dem Leben im Frieden. Sie brauchen Flammen und Schmerz und Öde. Sie sind nicht froh dabei, ein Schiff, einen Staudamm, eine Fabrik zu bauen, einen Acker zu bestellen oder Waldungen zu pflanzen. Atombomben wollen sie werfen. Sie legen keinen Wert darauf, die umständlichen, zeitraubenden Verbrennungsöfen neu in Tätigkeit zu setzen. Atom ist radikaler, auswegloser, geschwinder.

Aber wer wird stärker sein? Das Leben! Darum schläft auch der geschundene Berg nicht. Er schickt den Wind. Der Wind legt den Menschen die Hand auf die Schulter. Er mahnt sie viele Male. Wo wollt ihr hin?

Im Septemberwind

Manche können nicht verstehen, wie wir am Leben blieben. Es ist wahr, man hat uns oft daran gehindert. Die SS hat getan, was sie konnte. Aber die Sterbenden haben uns hart gemacht. Damit es von einem Ende des Erdballes zum andern bekannt werde, warfen uns die Kumpel den letzten Funken ihres Lebens zu.

Septemberwind wildert über dem Urstromgebiet von Neuengamme. Die Birnen schaukeln im Wind, die bunten Äpfel duften, die Tomaten glühen aus den Bauerngärten und schreien uns die Wonnen der Reife ins Bewußtsein, die Köstlichkeit ihrer Säfte, die Mürbe des Fleisches.

Wir stehen nackt, krumm, mit klappernden Zähnen auf dem Lagerplatz, frisch rasiert vom Schädel bis zu den Fußknöcheln, in ätzende Lauge getaucht, der Läuse wegen, die von uns auf die Posten überlaufen. Ein kühler Sprühregen stäubt über unsere eitrigen, beuligen, zerbissenen Gestalten, an denen sich die Haut schält, die weiße Hungerfahne.

Wir haben vieles vergessen in unserer Haft, wir haben die Zeit vergessen,

da wir selbst noch elastisch waren, einen Mantel kannten, eine Tüte voll Obst, ein Stück Seife, ein liebes Wort – aber das sind wohl die höchsten Höhen unseres Lebens gewesen. Nun sind wir herabgefallen und stehen nackt im summenden Regen, auf rauher, stechender Schlacke.

Der Lagerkommandant erscheint. Er starrt auf den gedrängten Haufen nasser, frierender Gestalten, er starrt auf seine Untergebenen, und er starrt auf die Landstraße, über die ein Wägelchen rollt. Ein Mädchen kutschiert mit klappernden Milchkannen dahin. Der Gaul liegt schwer in den Gurten, denn der Tonboden saugt Räder und Hufe zurück. Der Kommandant ist ein Gemütsmensch. Und er hat ein Kardinalrezept, den Gesang. Gesang ist Nahrung, Gesang ist Wärme, ist gesegnetes, entzückendes Gemüt. Aber das Mädchen auf dem Wägelchen schüttelt nur den Kopf, bewegt heftig die Peitsche und treibt mit Knall und Schnalzlaut ihren Gaul der Koppel zu. Die Überraschung ist wohl daneben gelungen?

Endlich kommt auch das Auto mit neuer, sauberer Kleidung, mit Mützen, Hemden und Schuhen. Das Hemd ist zu kurz, die Hose zu weit, die Schuhe zu eng und die Mütze ist nicht die schwerste Not. Wir drängen, schieben durcheinander, und der Teufel mag wissen, wie es zugeht, es paßt uns allen alles. Wir stehen in unserer gestreiften Eleganz, niesen und recken uns wie Lichte auf. Die blau-weißen Streifen verdecken nun wieder die Skelette, Geschwüre und was sonst an uns verdirbt. Die heimliche Kratzerei hat aufgehört, wir stinken nicht mehr und kokettieren mit dem, was wir haben, wenn auch der Preis noch so hoch ist für das empfangene Einheitsglück. Und die Schuhe, die köstlichen, neuen, wasserdichten Schuhe! Nein, wir wollen nicht nachträglich über die Qualen in den Holzklotzen klagen, wir wollen uns des duftenden Leders freuen. Ein Salut den Schuhen, in denen wir jeder Pfütze trotzen! Mögen auch Knöpfe und Schnürbänder fehlen, wir wissen, wo der Schlosser den Draht aufhängt und der Maurer die Steinschnur versteckt. Über unsere Findigkeit soll sich niemand beklagen!

Und der Abend ist da, und der goldene Seim, der aus den Birnen rinnt, macht die Luft klebrig, die um unsere Nasen schwebt. Und ein Scherbenhaufen ist da und ein Mann, der seinen Spaß sucht. Deshalb marschieren wir über das Gleis im Paradeschritt und singen. Auch das Glas singt und klirrt unter den Sohlen, über das Oberleder und dann hinein und hinaus, es schabt, schneidet, schlitzt die Füße auf, und dann rollen wir im Tondreck und über Glas wie Walzen und singen dabei und singen. Was den Schuhen geschah, geschieht nun den Hosen und Jacken, es schnurrt, reißt, fetzt und macht uns zu plundrigen Schreckgespenstern.

Wir treten ab in die Baracken. Wir denken, nun ist das vorüber. Die Lungen keuchen, und die Wunden bluten und brennen. Nun liegen wir unter den Decken. Da scheuchen sie uns auf und jagen uns wieder hinaus und hin-

ein mit Koppeln, Knüppeln und Fußtritten. Sie schmeißen uns die Eßgeschirre nach, die Löffel und Beutelchen mit den Reichtümern, die wir aus ihren Abfallhaufen klaubten. Ach, keine Qual ist grenzenlos.

Weißer Mottenflügel schlagen gegen die Fenster. Höhnendes Männergelächter steht lange in der Luft. Septemberwind bläst durch den Luftschacht, und nun rühren sich die Läuse in den Papiersäcken. Und ob wir uns auch unruhig wälzen und im Schlaf wimmern und schrecken, sie besetzen unsere Wunden und holen uns zurück aus allen Träumen. Sie haben am Tage geschlafen und können sich's leisten, die Nächte munter zu sein.

Auch die Posten sind munter. Wir hören die Schritte um die Baracken schurren, die Signalthörner von der Elbe stöhnen, wir spüren den Lichtstrahl der Scheinwerfer in die Fenster stechen, wir fühlen den Septemberwind und schmecken die köstliche Ernte des trächtigen Jahres darin, und die Sterbenden flüstern uns ihren Auftrag zu.

Ruhr

Früher ist das alles einmal Lust gewesen, die grüne Weite und das Wolkenspiel, das in wunderlichem Geflecht am Himmel zerrinnt. Das Auge des Gefangenen sucht die Freiheit, stößt in die Vergangenheit. Doch anders brennt die Sonne dem Häftling ins Gesicht, anders riecht die Erde, anders ist der Regenbogen, der seine Farbenbrücke schlägt.

Auf allen vieren schiebe ich mich durch die Wege eines Hausgartens. Zwischen Kresse, Zwiebel-, Mohrrüben- und Rettichbeeten schleiche ich hin und zupfe Unkraut, das hier in großer Fülle auftritt und dem nahrhaften Gewächs des Lagerkommandanten den Platz an der Sonne streitig macht. Aber ich bin kein großer Gärtner, mit Kannen und Harken und Parkplänen im Kopf. Die Ruhr hat mich gepackt! Zwar hat ein Arzt das Wasser untersucht und festgestellt, daß es weder Trink- noch Kochwasser für den menschlichen Gebrauch sei. Doch daraus macht sich der Lagerkommandant von Neuen-gamme nichts.

Nun hat es mich umgehauen, wie schon manchen Kumpel vor mir. Schlaft sind nicht nur Beine und Hände, schlaff werden auch die Augen und der Wunsch zu leben. Seit acht Tagen schlucke ich Kohle, wenn der Magen rebelliert. Ich weiß nicht, wieviel Holz der Kamerad Dachdecker schon abgebrannt und in mich hineingestopft hat. Aber das strömende Wunder des Blutes, das mich schuf und erhielt, flieht aus mir. Während ich von Erdbeerpflanze zu Erdbeerpflanze krieche, sterbe ich eines mehrfachen, schmerzhaften Todes. Zementtüten sind in die Hose eingelegt. Ich bin wund von Blut und Schleim. Der feuchte Zementrest brennt am Gesäß, und die Läuse fres-

sen sich voll und plagen mich mit Juckreiz. Sollten dabei Blumen und Pflanzen, Vogel und pelzige Raupe mit all ihren Farb- und Lebenswundern meinem Dasein etwas Gewicht verleihen? Zweifel und Hoffnung stellen Fragen.

Seit fünf Wochen kommt von zu Hause keine Post, als sei man sich auch dort schon klar, daß ich nun bald die große Reise durch den Schornstein antreten werde. Furcht wäre lächerlich, hat man doch so viele Kumpel schon den gleichen Weg getragen. Diese Möglichkeit steht für jeden jede Minute fest, damit rechnet er. Bald ist es Sehnsucht, bald zorniges Grausen, man sucht durch Optimismus die Tatsachen zu fälschen und zu verwandeln, um sich auf Umwegen ins Leben zu schleichen, aber auf den Griff des dürrn Rippenmannes bleibt man gefaßt. Unsagbare Schmerzen kommen und gehen, ungesäubert krieche ich, elender als der erbärmlichste Wurm, den Scharführern aus den Augen, denn den freien Tag gönne ich ihnen nicht, den sie an meiner Haut verdienen wollen.

Auch die Kumpel wollen mich nicht missen. Die Guten stützen mich auf dem Marsch vom Arbeitsplatz zum Lager. Sie leisten mir Hilfe beim Appell und halten mich mit ihren Schultern in der Reihe fest, wenn ich wanke und der Schmerz den Körper zur Erde reißen will, sie verstecken mich im Gemüsegarten, füllen Holzkohle in den geplagten Magen, machen ein Flöz aus ihm und warten, daß die Ruhe auch Krafterneuerung bringt. Es tut mir leid, daß ich ihnen soviel Mühe mache. Sie aber meinen, es sei eine Schande zu glauben, mit neunzig Pfund ließe sich's nicht mehr leben.

Aber ich weiß genau, wie Atze Hilbrich zugrunde ging, und Atze war ein Kerl von hundertachtzig Pfund. Auch er hat geduldig gewartet, daß wir den Stacheldraht einst bezwingen, ihn zerfetzen von innen und außen. Er lebte in der Vorstellung dieses Tages und flüsterte voll Ehrfurcht von der Reise, die uns in die Heimat führen würde, an die Tür der Wohnung, die der gekrümmte Fingerknöchel beklopfte, damit sie sich mit aller Vertrautheit öffne für den Verdammten.

Atze wurde noch wahnsinnig vor dem Ende und verteidigte den Kehrriech, die leeren Konservendosen und Sirupbüchsen der Posten, solange sie sich die Zeit mit ihm vertreiben wollten in dieser Umgebung von Elend. Sie sind ja in allen Lagerschrecken bewandert. Sie können jetzt mit ihren Händen foltern oder Henkerdienste leisten, und mit diesen selben Händen am Abend ein Mädchen umarmen, und sich die Freiheit dafür mit einem raschen Schuß in einen Häftlingsrücken einhandeln. Atze hatte kein Glück mit einer schnellen Erlösung. Es waren keine Mädchen am Zaun, und es war auch allgemeine Urlaubssperre. Alle Schmutzigen und Niedrigen umschwirrten ihn daher wie Fliegen, stießen, höhnten, reizten ihn und bewarfen den Wimmernden mit Staub und Steinen. Sein Geist war ja tot, doch noch fühlte sein Leib. Atze kroch zum Abflußgraben, als ihn der Nebel des Staubes verhüllte und der

Sand ihm Augen und Nase verschloß. Als die Schuhspitzen der Posten in Ruhe gingen und sich die Wolke legte, war Atze im Graben ertrunken.

Und wie werde ich verenden?

In die Revierstube werde ich nicht aufgenommen. Mit Hilfe meiner Kumpel überstehe ich wieder den Marsch von der Arbeitsstelle ins Häftlingslager. Die Klotzpantinen quirlen den Staub der Landstraße hoch, wir marschieren in erstickender Dreckwolke und singen, singen, daß die Scheiben im Dorfe klirren, als sei unser Leben eine Lustigkeit, als habe die Arbeit uns erst so recht flott gemacht, als müßte uns eine Welt beneiden, so singen wir.

Beim Appell erreicht mich der Befehl, sofort die Schreibstube aufzusuchen. Sicher droht eine Lagerstrafe, da ein Posten meine Nummer notierte, als ich wie ein Wurm zwischen den Beeten hinkroch.

Und da stehe ich nun in der Schreibstube, Mütze und Hände an der Hosennaht, stehe und bin ein Licht, ein steifer Pfahl, und versuche die Situation zu erfassen, als mich schon die Fäuste der Scharführer treffen, die schweren Stiefel zutreten und hämmern und der heiße Rachen des Wachhundes nach mir schnappt. Doch das Tier hat nicht dieselbe tückische Seele wie die Männer, die es hetzen. Sein Biß bleibt ein Spiel. Der Hund übt Zurückhaltung, ohne mich zu kennen. Wenn ihn auch Befehl um Befehl erreicht, ihn anstachelt, aufreizt und Zeichen des Zornes mit den Marschstiefeln gegen seine Flanken prasseln, das Tier kommt zu keinem anderen Entschluß, als mich mit seinem Leib zu decken, während es scharf herausfordernd bellt.

Dann reißen sie mich hoch an den Schreibtisch und führen die Hand zur Unterschrift, Marken und Briefbogen empfangen zu haben. Seit fünf Wochen ist uns das vorenthalten worden, und die Anfrage aus der Heimat beantworteten sie mit dieser Orgie des Hasses und der Wut. Sie sparen nicht mit Kraftausdrücken, sie spucken auf die Erde und scharren mit den Füßen darüber. Nur der Hund verhält sich still und ist unter den Tisch gegangen, um mich von dort sacht mit seiner kühlen Nase zu berühren.

Ich fühle, wie mir das Blut aus dem Munde läuft. Für den Schmerz fehlt jede Empfindung. Und während die Hand dann die Zeile schreibt: „Mir geht es gut, bin gesund und munter“, weiß ich noch nicht, daß mich diese Zeile fünf Zähne kostet.

Vor der Schreibstube lauern die Kumpel und fangen mich auf. Sie lächeln, die guten Kerle, sie greifen nach dem welken Leben und legen mich auf dem verlausten Strohsack zurecht, während ich sie den Kehrreim summen höre: „Uns geht die Sonne nicht unter!“

DAS FAHRRAD

Lucie, Olga und Heinz besaßen jeder ein wunderschönes Fahrrad. Wenn sie miteinander zur Arbeit fuhren, schauten die Leute voll Neid hinter ihnen her. Wer erfreute sich denn auch im Juni 1945 solcher Räder? Verchromt und gelackt leuchteten sie im hellen Licht dieses ersten Nachkriegssommers. Inmitten von Zerstörung und Obdachlosigkeit mußte ihr Anblick befremdlich, ja herausfordernd wirken.

Niemand konnte freilich wissen, welchen Preis die drei Freunde für die Schönheit ihrer Räder bezahlt hatten, niemand etwas von der Treue und Liebe ahnen, die sich in dem wohlerhaltenen Glanz offenbarte. Während die drei durch dicke Mauern von der Welt getrennt gewesen waren, hatten ihnen Genossen draußen diesen letzten Besitz, der den Haussuchungen und Plündereien entgangen war, gehütet. Die ganze Zeit des Faschismus und der Bombennächte hindurch hatten Freundeshände die Räder – Gefährten vieler gemeinsamer Ausflüge in den Zeiten der Arbeitslosigkeit und den ersten Jahren der Illegalität – herübergerettet, nach jeder Beschädigung ihren alten Glanz wiederhergestellt, bis die Häftlinge endlich in die Freiheit zurückkehrten. Dieses Zeugnis standhaften Gedenkens sagte mehr, als Worte es vermocht hätten. Darum liebten die drei ihre Räder sehr und schämten sich nicht ihres Besitzes trotz des Elends ringsum. Ihre Fahrräder verkörperten die Kraft der Solidarität, die ihnen geholfen hatte, zu überstehen und den heutigen Tag zu erleben.

Der heutige Tag! Nach amerikanischen und englischen Truppen war in der letzten Nacht endlich die Rote Armee eingetroffen. Schon seit dem frühen Morgen standen Lucie und Olga am Straßenrand. Am Nachmittag gesellte sich Heinz zu ihnen. Er stieg vom Rad. Es blitzte, als freue es sich ebenfalls über diesen Tag. In der glühenden Sonne zogen die abgekämpften Sieger an ihnen vorüber, dem Harz entgegen. Von den Augen der drei waren die gleichen Gedanken abzulesen: Da seid ihr nun, Genossen! Vom fernen Stalingrad jagtet ihr, vorwärts stürmend, die Angreifer vor euch her! Tausende Kilometer seid ihr marschiert, über Eis und Schnee, durch den glühenden Steppenbrand, im Staub der Straßen – bis nach Berlin, bis an die Elbe! Und weil ihr nicht müde wurdet, können auch wir heute in der Sonne stehen und euch begrüßen.

Lucie hatte Evchen mitgebracht, ihre zwölfjährige Tochter. Hingebungsvoll versorgte das Kind die vorüberziehenden Soldaten mit frischem Wasser. Jetzt wies sie auf einen jungen Rotarmisten, der, ein verrostetes, völlig verbeultes Fahrrad neben sich herschiebend, humpelnd auf sie zukam. „Sieh mal, er hinkt!“

„Nix Faschist?“ forschte der Soldat, während das Kind ihm eifrig und stolz den Krug entgegenhielt.

„Nix Faschist! Towarisch!“ Lucie zeigte auf die roten Fahnen, die von den Fenstern ihrer gemeinsamen Wohnung herunterwehten. Es war offensichtlich, daß kein Hakenkreuz je ihre Reinheit geschändet hatte. Der Soldat sah hinauf, lächelte. „Charaschol!“ Er trank in tiefen Zügen.

Da blieb sein Blick über den Rand des Kruges hinweg an dem funkelnden Rad haften, auf das Heinz sich stützte. Immer langsamer trank er, immer verlangender blickte er auf das Rad. Als er merkte, daß die drei ihn beobachteten, nahm er noch einen letzten Schluck und griff dann schnell – wie auf der Flucht – nach seinem ausgedienten Rad.

Lucie und Olga merkten kaum, wie es geschah. Jedenfalls befand sich plötzlich das blanke, leuchtende Rad in der Hand des Soldaten. Heinz aber schob den Frauen das verrostete zu, und schon lagen beide Männer sich in den Armen. Dann humpelte der so unverhofft Beschenkte davon. Immer wieder blieb er wie erstaunt stehen und betrachtete sein neues Eigentum von allen Seiten. „Steig ruhig drauf, Genosse – es fährt dich gut, und du schonst deine Bein!“ rief Heinz ihm nach. Er lachte, und dabei wischte er sich verstohlen über die Augen. Auch Olga und Lucie weinten und lachten zugleich.

Endlich stieg der Soldat auf das Rad. Dabei blickte er sich noch einmal um. Sein junges Gesicht war streng und herb geworden. „Krieg aus! Versteht?“ schallte es zu den Freunden herüber. Dann verschwand er in der Kolonne.

„Und ob ich dich verstanden habe“, sagte Heinz wie zu sich selbst. Lucie und Olga sahen ihn an. „Wir auch, Heinz“, sagte Olga, und Lucie nickte. Damit war zwischen ihnen alles gesagt, was aus langer Haft befreite Genossen über dieses Erlebnis zu sagen hatten: daß der Genosse Rotarmist ein Recht auf ihr einziges Eigentum hatte. Für seine zerstörte Heimat. Für die verbrannte Erde, die zertrümmerten Häuser, die ermordeten Frauen und Kinder. Dafür, daß er die Faschisten geschlagen hatte, und auch für die gesprengten Kerker in Deutschland. Das alles lag in seinem: „Krieg aus! Versteht?“

„Wir geben dir eins von unsern Rädern. Das andere genügt für uns beide.“ Olga sagte das so bestimmt, wie man einen Schlußpunkt setzt.

Anschließend gingen die drei zur Parteiversammlung – der ersten seit zwölf Jahren. Das verrostete Rad hatten sie bei sich.

An der Rückwand des notdürftig hergerichteten Parteizimmers hingen fünf Bilder – die vertrauten Gesichter ihrer Toten: Lucies unbändiger, lebensfroher Hans; die verschlossenen Züge des Veteranen Fritz; der streng gemeißelte Kopf des treuen, unbestechlichen Hubert; Martins Antlitz, offen und schön; Olgas Gefährte Hermann, voll stiller Heiterkeit und klug wägendem Verstand. Fünf gute, tapfere Genossen, hingerichtet noch im Februar 1945. Mit rotem Tuch und Trauerflor umwunden standen unter den Bildern fünf leere Stühle.

„Bitte, nehmt oben Platz, neben den fünf, dann sind sie mitten unter uns“, forderte der Versammlungsleiter die drei Freunde behutsam auf. Um ihre Ergriffenheit zu verbergen, und weil ihnen jetzt erst auffiel, daß sie noch immer das Rad des Rotarmisten bei sich hatten, sahen sie sich nach einem Platz dafür um.

„Wo hast du denn die alte Karre her?“ erscholl es plötzlich aus der Ecke. Die drei zuckten wie unter einem Schlag zusammen.

„Ich habe ... die sowjetischen Soldaten ... da war einer, der ...“ Heinz stammelte verwirrt.

„Was, ausgerechnet dir haben sie das Rad weggenommen?“ fragte einer empört.

„Aber nein, Genossen, nein!“ Lucie und Olga wehrten erschrocken ab. „Es war ganz anders. Erzähl doch, Heinz.“

Heinz erzählte, und erklärte, was er gedacht und empfunden hatte, dort am Straßenrand. „Und da gab ich ihm meines, versteht ihr?“ schloß er, überzeugt, daß die Genossen sein Handeln gutheißen würden.

„Das sollen wir auch noch verstehen?“ rief jedoch wieder die Stimme aus der Ecke. „Haben wir euch dafür die Räder aufbewahrt und gepflegt, wie?“ Ein anderer sagte: „Ja, Heinz, das war wirklich dumm von dir. Ihr seid eben lebensfremd geworden da drin ...“

Schweigen, schwer lastendes, unerträgliches Schweigen breitete sich aus. Verzweiflung im Herzen, wandten die drei sich ab, gingen stumm hinaus. Das Fahrrad nahmen sie mit.

Bis zur gemeinsamen Haustür sprachen sie kein Wort.

„Auf Wiedersehen, Heinz!“

„Schlaft gut, Mädchen!“

Die Türen klappten hinter ihnen zu.

Die Nacht war lang und schlaflos für Lucie und Olga. Durch die offene Verbindungstür spürte jede den Kampf, den die andere mit sich ausfocht.

„Schläfst du, Olga?“

„Nein!“

„Weißt du, das war sicher nicht einfach ... hier draußen ... für die Genossen. Was denkst du?“

„Bestimmt nicht! Vielleicht schwerer als für uns da drin.“ Olga richtete sich auf. „So ohne zu kämpfen . . . Immer nur warten . . .“

„Ja, das ist es. Wie sollten sie dabei widerstandsfähig bleiben?“

„Ewig geduckt, versteckt . . . Wir müssen Geduld haben . . .“

„Und nicht gleich davonlaufen.“

Früh am Morgen liefen sie zu Heinz. Auch er hatte kaum geschlafen.

„Habt ihr denn gedacht, in den Köpfen und Herzen sei alles heil geblieben?“ fing er gleich an, als habe er sich die ganze Nacht mit ihnen unterhalten. Und so war es ja auch.

„Schon gut, Heinz.“ Olga und Lucie blickten lächelnd auf das verbeulte Rad, das an die Wand gelehnt stand.

Da klopfte es. Herein kamen, einer nach dem anderen, die Genossen, alte Arbeiter, ausgemergelt und krumm geworden von den freudlosen Jahren.

Verlegen begann der eine: „Wir haben es nicht so gemeint, Genossen. Es war nur . . .“ Er verstummte. Der zweite setzte stockend fort: „Die fünf Bilder haben wir eingerahmt und hingehängt, da werden wir doch nicht . . .“ Weiter kam auch er nicht. „Kurz und gut, Genossen . . .“ Der dritte raffte sich auf. „Wo ist das Rad? Gebt es uns mit! Mal sehen, was sich noch draus machen läßt.“

Nach acht Tagen brachten sie es zurück. Es hatte sich Erstaunliches daraus machen lassen, unter ihren geschickten Arbeiterhänden. Blitzblank, mit einem prachtvollen Sattel versehen, unterschied es sich kaum noch von dem weggegebenen.

Als Heinz es in Empfang nahm, schluckte er ein paarmal. „Verzeiht, Genossen, wir . . .“ Er konnte nicht weitersprechen. Das war auch nicht nötig.

Am nächsten Morgen fuhren die drei Freunde wieder nebeneinander zur Arbeit. Sinnend schauten Olga und Lucie immer wieder auf das dritte Rad in ihrer Mitte. Sein neuer Glanz erschien ihnen wie ein Symbol kommender menschlicher Blüte, zukünftiger Schönheit der Welt.

Heinz pffte im Fahren vor sich hin, er konnte herrlich pfeifen. „Wißt ihr“, unterbrach er sich plötzlich und klopfte auf die Lenkstange, „dieses Rad hier ist noch besser als das andere. Es hat uns einiges gelehrt, meint ihr nicht auch?“

„Pfeif weiter“, baten sie und sangen dann mit: *„Verronnen die Nacht, und der Morgen erwacht . . .“*

„Die scheinen vom Krieg nicht viel gemerkt zu haben“, schimpfte ein dicker Mann. Er stellte empört seine beiden Körbe mit gehamsterten Frühhirschen neben sich nieder.

„Was wollen Sie“, antwortete ihm eine gutgekleidete Frau. „Es gibt eben Menschen und Menschen. Unsercins schleppt Stück für Stück aus dem Haus für ein paar Kartoffeln. Solche aber leben in den Tag hinein.“ Dann keuchte

sie mühselig mit prallem Rucksack an ihm vorüber. „... *die Fahne der Arbeitermacht*“, rief ihnen ein spöttisches Echo entgegen.

Drei Räder blinkten in der Morgensonne.

Drei Menschen sangen.

Kopfschüttelnd blickten die Leute ihnen nach.

Alfred Margul-Sperber

AUF DEN NAMEN EINES KZ

*Daß es bei Weimar liegt, vergaß ich lang.
Ich weiß nur: man hat Menschen dort verbrannt.
Für mich hat dieser Ort besondern Klang,
Denn meine Heimat heißt: das Buchenland.*

*Entrücktes Leben, unvergeßner Tag!
Der Buchenwald – ich weiß es noch genau,
Wie ich als Bub in seiner Lichtung lag
Und eine weiße Wolke schwamm im Blau.*

*O Schmach der Zeit, die meinen Traum zerstört!
Erinnern, so verhext in ihrem Bann,
Daß, wenn mein Ohr jetzt diesen Namen hört,
Ich nicht mehr an die Kindheit denken kann,*

*Weil sich ein Alpdruck in mein Träumen schleicht,
Ein Schreckgedanke, jeden Sinnes bar:
Ob jene weiße Wolke dort vielleicht
Nicht auch der Rauch verbrannter Menschen war?*

Hedda Zinner

DAS URTEIL

Politische Revue

Hedda Ziners „Urteil“, entstanden und aufgeführt zu Ehren des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, nimmt die Traditionen der Agitprop auf und versucht, sie weiterzuentwickeln. Die Autorin hat sich damit einer aktuellen Aufgabe unserer kulturellen Massenarbeit zugewandt. Weil diese Aufgabe viele Autoren, Ensembles und Laiengruppen beschäftigt, halten wir es für nützlich, das „Urteil“ auch zu veröffentlichen. Der Leser solcher Texte muß sich, stärker als anderswo, die Absicht (Provokation der Parteinahme beim Zuschauer) und die Einheit von Text, Aufführung und Publikum vor Augen halten. Denn mehr als in allen anderen Genres wirkt in der Agitpropszene das Wort erst als gesprochenes Wort, das heißt im unmittelbaren, durchaus aggressiven Ansprechen des Zuschauers. (Die Musik schrieb Jean-Kurt Forest.)

DER KÜNDER:

Ich grüße euch, ihr Leut' von fern und nah,
Die ihr zu unserm Spiel gekommen seid.
Es wird euch allen zeigen, was geschah
und was geschehen soll in unsrer Zeit.
Drum denkt mit uns, bemüht die Phantasie:
Auch fremde Namen, andere Gewänder –
im Grunde, liebe Freunde, zeigen sie
bekannte Menschen und bekannte Länder,
die wir zum Spiel auf diesem Platz vereint.
Erkennt sie, was sie tun und wer sie sind.
Erkennt, wer euer Freund, wer euer Feind.
Da naht der Wanderer. Das Spiel beginnt!

(Von unten kommt der Wanderer.)

WANDERER:

Ich grüße euch.

KÜNDER: Willkommen, Wandersmann.

WANDERER:

Von weither komm ich, sah der Länder viele.
Ich sah so viel, daß ich's kaum sagen kann,
und bin noch lange nicht an meinem Ziele.
Wo bin ich hier? Wie nennt sich dieses Land?

KÜNDER: Es heißt Colonien.

WANDERER:

So ist es Kolonie?

KÜNDER: Das wirst du sehn. Zunächst ist's so benannt,
weil seine Hauptstadt –

WANDERER:

Nun?

KÜNDER: Du findest sie
unweit der großen Stadt Colonia.

WANDERER:

Erzähle mir von dieser Stadt, dem Land,
von seinen Menschen, ihren Interessen.
Vor allem sei die Jugend nicht vergessen,
denn ich bin alt, sie schafft die künftige Zeit.

KÜNDER: Wohlan, Freund Wandersmann, ich bin bereit.

*Über ihm und dem Wanderer verlöscht das Licht. Oben erfaßt der Schein-
werfer eine große Gruppe alter und weniger junger Menschen, die knien und
beten.*

VORBETER (*stehend*):

O Herr, der du für uns gestorben bist,
damit wir leben –

DIE BETER (*leidenschaftlich im Chor*):

Damit wir leben!

VORBETER:

Du hast uns diese Erde doch selbst gegeben,
sie sollte mit allem, was drauf gedeiht,
doch uns gehören –

DIE BETER:

Uns gehören!

VORBETER:

O laß nicht zu, daß sie
sie und uns zerstören!

BETENDE FRAU (*sich aufrichtend*):

Wir wissen nicht aus noch ein, o Herr,
in unseren Nöten!

BEIDE: Wir können nur beten, o Herr, zu dir –

ALLE BETER (*indem Vorbeter und betende Frau in die Gruppe zurück-
sinken und das Licht – eventuell auch eine leis untermalende
Musik – verschwindet, decrescendo*):

Nur beten, beten,

beten, beten . . .

*Grell klingt amerikanische Tanzmusik auf. Vom Scheinwerfer erfaßt wird
eine große Gruppe Tanzender, fast ausschließlich aus jungen Menschen be-
stehend. Die Choreographie muß so sein, daß bei aller Wildheit der Text
nicht verlorengeht, sondern im Gegenteil durch entsprechende starke Gesten
unterstrichen wird.*

VIER TÄNZER:

Wir können machen, was wir wollen –
alles erfüllt sich eo ipso!

(*Einige Takte Tanz.*)

SCHLAGERSÄNGERIN:

Wir tanzen –

ALLE (*in schrillum Zwischenruf*):

okay!

SCHLAGERSÄNGERIN:

– wir tanzen heiß
Rock'n roll und auch Calipso!

DIE VIER TÄNZER:

Wir wollen gar nichts wissen.
Was kümmert uns das alles?

SCHLAGERSÄNGERIN:

Und wenn die Welt in Trümmer fällt,
es lebe:

ALLE (*wie besinnungslos in Ekstase*):

Mister Dulles!

DIE VIER UND DIE SÄNGERIN:

Wir halten uns die Ohren zu:
Wir wollen auch nichts sehen –

ALLE: Wir wollen tanzen, tanzen, nur . . .

(*Während des nun folgenden Wirbels versinkt die Gruppe im Dunkel und
man hört decrescendo*):

uns drehen, drehen, drehen . . .

*Die Musik geht fast unmittelbar über in satirisch verschärfte Militärmusik.
Der Verfolgungsscheinwerfer erfaßt eine Gruppe von acht bis zehn Gene-*

rälen und hohen Hitleroffizieren, die von seitwärts im Stechschritt heranzumarschieren.

GENERÄLE *(im Marsch-Chor):*

Wir haben sie durch zwei Kriege geführt;
jetzt wird Kurs auf den dritten genommen.
Millionen sind dabei krepirt –

(Einige Takte nur den Marschtritt.)

wir sind davongekommen!

(Halt. Zackige Wendung nach vorn. Musik aus.)

LANGER GENERAL:

Man hat uns verurteilt, jetzt braucht man uns wieder,
's ist immer dieselbe Tour.

DICKER GENERAL:

Uns ist das Schlachtfeld glänzend bekommen –

ALLE ACHT *(schnarrend, abgebackt):*

– wie – eine – Bade-Kur!

(Die Musik setzt wieder ein. Sie beginnen auf der Stelle zu marschieren.)

DER LANGE:

Und was auch geschieht, und wie es geht –

ALLE ACHT:

– wir werden nichts verlieren!

DER DICKE:

Denn unser Handwerk, das heißt stets:

ALLE ACHT:

Marschieren lassen, marschieren.

Ein dumpfer Chor im Dunkel „Marschieren, marschieren“ wird langsam vom Scheinwerferlicht aufgebellt: eine sehr große Menge junger Bundeswehrsoldaten in Marschformation, sich hinten oder seitwärts im Dunkel verlierend.

SOLDATENCHOR:

Marschieren – marschieren – marschieren –

von der Früh – bis zum Abendrot –

durch den Tag – durch die Nacht – bis zum Tod –

Die Musik ist fast unhörbar geworden und hört zuletzt ganz auf. Den Rhythmus gibt, eventuell nur von Schlagzeug skandiert, das Geräusch der Stiefel. In choreographisch exaktem Aufmarsch ballt sich die Masse der Soldaten zusammen. Die Generäle, die sich vor einzelne Gruppen begeben haben, stehen, wenn der Aufmarsch beendet ist, wieder vorn. Nun wird nur noch,

bis sich auch die Gruppen der Betenden und Tanzenden wieder aufgebellt haben, auf der Stelle marschiert, ebenso wie die Tanzenden in langsamen Bewegungen, fast im Zeitlupentempo, weitertanzen und die Betenden sich auf und nieder beugen. Das Ganze muß unheimlich wirken. Alle Bewegungen erstarren nach dem entsprechenden Anruf der Mutter.

MUTTER: Aufhören! Aufhören! Ihr, die ihr betet –
 ihr, die ihr tanzt –
 ihr, die ihr wieder marschiert –
 hört auf, hört auf –
 und hört auf mich – die Mutter!

(Mit Größe und leidenschaftlich:)

Ich will nicht mehr beten!
Ich kann nicht mehr tanzen!
Ich hasse euer marschieren!

(Ganz groß:)

Ich will meinen Sohn!!

(Einige Takte Musik übergehend in die folgende Chorstelle:)

FRAUENCHOR *(vorn unten, während des Singens von einem Scheinwerfer angeleuchtet):*

Man hat sie uns genommen:
den Vater, den Sohn, den Freund und den Mann.
Nie sind sie zurückgekommen:
der Vater, der Sohn, der Freund und der Mann.
Man hat sie uns genommen!
Genauso wie heute fing es damals an.
Genauso wie heute fing es damals an!

(Musik aus. Die Mutter schreitet, dem Text gemäß, von Gruppe zu Gruppe.)

MUTTER: Wir beteten auch.
 Wir tanzten auch.
 Sie marschierten auch –

FRAUENCHOR *(hart rhythmisch gesprochen):*
 ins Massengrab!

MUTTER: Und meiner mit!
 Ihr habt ihn gemordet – ihr!
 Ihr alle:
 Ihr, die ihr gebetet habt
 und nur gebetet,
 während er starb!

Und ihr -:
die ihr getanzt habt,
während er starb,
getanzt, bis sie auch euch holten
zum Totentanz!

Und ihr -:
weil ihr marschieret und marschieret,
ohne zu fragen:
Wohin? Wofür?

Und ihr -:
weil euch der Krieg bekam wie eine Badekur,
während er starb!
Ihr habt gebadet in Blut,
in seinem Blut!
Und ihr alle -:
Ihr habt gesagt:

FRAUENCHOR:

Das wäre gut
fürs Vaterland!

MUTTER: Wo ist euer Vaterland?

FRAUENCHOR:

Wo ist euer Vaterland?

MUTTER: Er wird es von euch fordern -
der Tote!

(Drei Posaunenstöße.)

Sie werden es von euch fordern - die Toten!

Lied der Soldaten

Es liegen in Spanien unsere Toten,
Sie liegen in Polen und in Frankreichs weitem Land,
Und auch im heißen Afrika im grauen Wüstensand,
Und an dem schönen, an dem blauen kühlen Meeresstrand.
So säen wir aus
Wohl in der weiten Welt.
Doch unsere Saat - sie geht nicht auf,
Sie ist nicht gut bestellt.
Annemarie, Annemarie,
Wir sagen wohl: Auf Wiedersehn,
Doch - wiederkehr'n wir nie!

Wir sind in der Welt rumgekommen,
Und wir versuchen überall, nur Liebe auszusä'n.
Nur können uns die guten Völker
Gar nicht recht verstehn.
Und so muß unsere schöne Liebe –
Vor die Hunde gehn.
So sind wir nach Rußland gekommen.
Man sagte uns:
Der Bolschewist, der hält uns nirgends stand.
Da sahen wir –
Der Bolschewist, der stand wie eine Wand,
Und wir –
Wir hab'n uns an der Wand den Schädel eingerannt!

So säen wir aus
Wohl in der weiten Welt.
Doch unsere Saat – sie geht nicht auf,
Sie ist nicht gut bestellt.
Annemarie, Annemarie,
Wir sagen wohl: Auf Wiedersehn,
Doch – wiederkehr'n wir nie!

Drei Posaunenstöße. Alle Gruppen versinken im Dunkel. Nur die Uniformen der Generale glitzern etwas auf. Gespenstisch angeleuchtet tritt der Chor der Toten auf: Skelette in Stahlhelmen, Knobelbechern, bewaffnet. (Weiße Leuchtfarbe auf schwarzen Gewändern.) Der Totenchor kommt – nach sehr exakter Choreographie – in die Mitte getanzt und bleibt auch in fortwährender unheimlicher Bewegung, untermalt mit Holz-Schlagzeug, wie es in chinesischen Orchestern sehr differenziert üblich ist. Über Lautsprecher mit Verzerrer zwei Sprecher, mit hoher heiserer Stimme der eine, der andere tief flüsternd.

ERSTER TOTER:

Wir kommen, wir toten Soldaten,
wir starben auf unseren Posten –

TOTENCHOR:

so sagt ihr es doch!

ZWEITER TOTER:

Ihr seid die Offiziere –
ihr lebet auf unsere Kosten
und ihr lebt heute noch!

TOTENCHOR (*gespenstisch, zackig, flüsternd*):

Heute noch!

ERSTER TOTER:

Ihr sprach von Ruhm und Ehre,
ihr sprach von Vaterland –

ZWEITER TOTER:

Ihr gabt uns die Gewehre
und nahmt uns den Verstand.

ERSTER TOTER:

So sind wir gezogen in den Krieg
für fremde Interessen –,
ob Niederlage oder Sieg:

TOTENCHOR:

Ihr habt gehurt und gefressen!

ZWEITER TOTER:

Und heute seid ihr wieder da
und wollt aufs neue erben,
denn euer Handwerk versteht ihr ja:

BEIDE: Laßt andere für euch sterben!

(Der folgende Totenchor auf Band, decrescendo, während er abtanzte. Die Stimmen „verfremdet“.)

TOTENCHOR:

Wir sind die gefallnen Soldaten,
wir starben auf unseren Posten,
so sagt ihr es doch!
Ihr nanntet es Heldentaten,
bliebet leben auf unsere Kosten!
Und ihr lebt heute noch.

(Sie sind fort. Mutter wird wieder aufgeblendet. Musik aus.)

MUTTER: Hört ihr sie? Hört ihr sie?!
Diese sind tot. Aber der eine lebt
mir noch. Soll ich auch ihn verlieren?!
Euch allen lebt jemand –
uns allen lebt die Jugend –
solln wir sie wieder verlieren?
Wollen wir warten, bis wieder
das Urteil fällt?

(Die Gruppe der Betenden lichtet auf. Vorbeter ganz, betende Frau halb aufgerichtet.)

VORBETER:

Wir warten auf das Urteil –

DIE BETENDEN (*in dumpfem Chor*):

– verurteilt zu warten.

VORBETER:

Und sie beraten heute
und mischen die Karten.

BETENDE FRAU:

Und sie beraten heute
über Leben und Sterben;
in ihren Händen liegt es,
uns alle zu verderben.

(*Orgelmusik.*)

DIE BETENDEN (*dumpf, aber sehr deutlich*):

Wir warten auf das Urteil
und falten die Hände,
auf daß sich unser Schicksal
in Gott vollende.

(*Musik aus. Posaunenstoß.*)

KÜNDER: Der Herr Staatssekretär!

STAATSSEKRETÄR:

Männer und Frauen von Colonien!
Der Kanzler entbietet euch Heil und Gruß.
Es wird noch verhandelt.
Es wird noch beraten.
Der große Freund aus Übersee
berät den Füh ...
den Kanzler.
Geduldet euch, bis das Urteil gefällt ist.

WANDERER (*aus dem Dunkel ins Licht tretend und dem Künder beeg-*
nend):

Ich verstehe das nicht,
ich begreife das nicht,
ein Urteil wird hier gesprochen?
Hat euer Volk das Recht gebrochen?

KÜNDER: Das Volk wird bei uns nicht gefragt.

WANDERER:

Ich hörte, daß eine Mutter klagt.
Ich hörte: sie sprach von größter Schuld.
Von Mord an der Jugend!

KÜNDER: Geduld! Geduld! Noch ist der Mord nicht geschehen.

WANDERER:

Von Mord am Volk!

KÜNDER: Du wirst es sehen.

Warte doch erst das Urteil ab.

WANDERER:

Sie sprach von Krieg und Massengrab!

Wer ist da schuldig?

KÜNDER: Wanderer, seid doch geduldig.

Lernt Land und Leute erst kennen.

WANDERER:

Ich hörte es „Herrenvolk“ nennen?

KÜNDER: Hochwertig, von edelster Rasse,

Führervolk – nicht dumpfe Masse,

vom Schicksal auserwählt.

WANDERER:

Ein Volk, das wieviel Millionen zählt?

KÜNDER: Fast fünfzig Millionen.

Aber hinter dem Vorhang wohnen –

WANDERER:

Halt. Wir wollen nichts durcheinander bringen.

Wir sprechen von hier, von hiesigen Dingen.

Dies Volk will den ersten Platz in der Welt?

KÜNDER: Weil es denen, die herrschen, so gefällt.

WANDERER:

Kein Herrenvolk also – ein Volk der Herren,
die es beherrschen!

KÜNDER:

Ihr dürft nicht verzerren –

WANDERER:

Wer, lieber Freund, verzerrt hier die Wahrheit?

Ein Wanderer bin ich, bemüht um Klarheit.

Ich kam durch Länder im Osten. Dort wohnen

im einen dreihundert Millionen,

mehr als sechshundert in einem andern,

noch mehr lernt ich kennen bei meinem Wandern:

Milliarden Menschen – nicht fünfzig Millionen –

in heißen, in kalten, gemäßigten Zonen.

Und trotz dieser riesigen Übermacht

hat keins dieser Völker auch nur daran gedacht,

zum Herren über andere Völker zu werden.

Nur eins hört' ich dort: Friede! Friede auf Erden!

KÜNDER: Und wer regiert, wer herrscht dort im Land?

WANDERER:

Wer Werte schafft mit Hirn und Hand.
Der Bauer ist's, der Arbeitsmann – das sind die Herren.
Doch „Herrenvolk“ – das hört man dort nicht gern.

KÜNDER: Nun, immerhin, auch hier regiert man demokratisch.

WANDERER:

Und wartet auf ein Urteil, tanzt ekstatisch,
und betet, daß ein Gott das Schicksal wende,
marschierst, marschierst – und niemand rührt die Hände?!

KÜNDER: O doch, mein Freund. Man wählt. Man macht noch andre Gesten.
Man hat ein Parlament. Du bist im f r e i e n Westen.
Doch still!

(Von hinten kommt der Minister.)

WANDERER:

Ein Herr im Frack. Was ist er?

KÜNDER: Des alten Manns Vertrauter. – Kriegsminister.

(Der Minister hat die Mitte erreicht. Spricht unter leisem Trommelwirbel.)

MINISTER: Frauen und Männer von Colonien!

(Die verschiedenen Gruppen haben sich vermischt. Volk ist hinzugekommen.)

ARBEITER: Der alte Mann soll sprechen!

DIE MEHRHEIT:

Das Urteil! Unser Urteil!

MINISTER: Der alte Mann

hält Zwiesprach' noch mit seinem Gott.

Ist sie beendet,

wird er tun, was Gott ihm eingab.

ARBEITER: Er soll sprechen!

MUTTER: Zu uns sprechen!

FAST ALLE: Das Urteil! Das Urteil!

MINISTER: Frauen und Männer –

ARBEITER: Was sprach er nicht im Parlament?!

MUTTER: Warum zu denen nicht, die wir gewählt?!

MINISTER: Der alte Mann läßt sich nicht drängen.

Er spricht nur, wenn er will und wann er will.

und wo er will –

der große alte Mann,

den ihr gewählt!

MUTTER *(in leidenschaftlichem Aufschrei)*:

Der böse alte Mann!

MINISTER: Über den Äther sprach er
zur ganzen Welt –

ARBEITER: Ohne uns zu hören –

MUTTER: – die wir ihn gewählt!

MINISTER: Ja! Er hörte auch nicht die,
die ihr gewählt ins Parlament,
er hörte auch nicht uns,
den engeren Rat –
er sprach:

STIMME IM LAUTSPRECHER

(in rheinischem Tonfall):

Ich nehme das Recht in Anspruch,
dort zu sprechen,
wo ich will
und wann ich will.

MINISTER: Der große Freund gab ihm dies Recht,
der aus dem Land der Stern' und Streifen kam
und unsres Landes Schicksal in die Hände nahm.
Ihr fuhr dabei nicht schlecht:
Er war's, der uns das Wirtschaftswunder brachte –

ARBEITER: – und uns zum Volk der Ratenzahler machte!

MINISTER: Zu Partnern macht' er Schaffende und Unternehmer!

ARBEITER: Sagt „Volksgemeinschaft“ – das ist doch bequemer,
und jeder weiß sofort, woran er ist!

MINISTER: Du Störenfried! Sag du uns, wer du bist!

(Der Arbeiter tritt in die Mitte.)

ARBEITER: Ein Arbeitsmann – nichts weniger, nichts mehr,
und dennoch, mein ich, das ist grad genug.
Ihr sprecht von „Wirtschaftswunder“? Bitte sehr.
Doch ich – ich bin so frei – ich nenn's Betrug!

MINISTER: Du bist zu frei!

ARBEITER: Im Land der Freiheit? Wie?
Trotzdem – ich wag's: Was war denn euer Wunder?
Ein Wechselbalg der Wirtschafts-anarchie!
Jetzt sitzt ihr fest auf dem Reklameplunder:
die Krise droht, die Krise ist schon da!
Ihr schließt Fabriken, stoppt die Produktion,
macht's wie der Onkel in Amerika:
erhöht die Preise, senkt den Arbeitslohn.
Doch das Gespenst – es will nicht weichen:

es mehren sich die Krisenzeichen;
ein „Schwarzer Freitag“ pocht an eure Banken,
seht Kurse fallen, seht Profite schwanken,
holt den Atomtod drum in unser Land
und wehrt dem Frieden, schürt den Feuerbrand!
Das Urteil, das der alte Mann uns spricht,
heißt Krieg! Heißt Tod!

(Zum Volk:)

Begreift ihr das denn nicht?!

Große Erregung im Volk. Es quiert durcheinander. Der Arbeiter verschwindet in der Masse. Das folgende in Sprechchorgruppen, sehr exakt:

GRUPPE EINS:

Wir wollen leben! Wir wollen schaffen!

GRUPPE ZWEI:

Was sollen uns Raketenwaffen?

GRUPPE DREI:

Wir wollen leben!

GRUPPE VIER:

Nie wieder soll es Kriege geben!

ALLE VIER GRUPPEN:

Wir wollen nicht verderben –

Wir wollen nicht sterben!

MINISTER: Ein roter Hetzer! Staatsverrat! Erschreckend!

Ein Mitglied der verbotenen Partei –

MUTTER: Ihr sagtet doch: die Wahrheit, sie sei frei?!

MINISTER: Nein, eine Krankheit ist's! Sie wirkt ansteckend!

Packt den Halunken! Bringt ihn her! Gebunden!

Das Volk steht ganz still. Die Offiziere und einige verdächtige Gestalten eilen hastig zwischen ihm umher. (Choreographisch.) Ironisches Musikmotiv von Saxophon und Piccoloflöte. Schließlich tritt der dicke General zum Minister. Er wischt sich den Schweiß und meldet militärisch.

DICKER GENERAL:

Kamerad, der Kerl ist leider verschwunden.

MINISTER: Unverschämt! Laut Spruch des Reichgerichts

ist es verboten, von Frieden zu sprechen,

wenn man tatsächlich den Frieden meint.

Denn solche Reden – sie führen zu nichts,

sind rote Hetze, sie sind ein Verbrechen,

und wer sie verbreitet, der ist unser Feind!
Wer also wagt es . . . ?

Masse der Leute aus Friedland hat sich hinter den Zuschauern oder seitlich – jedenfalls bis jetzt ungesehen – versammelt. Während sie nunmehr zur Szene vordrängen, ertönen ihre Rufe in mächtigem Rhythmus.

DIE FRIEDLÄNDER:

Wir! Wir! Wir!

Und unter dem Klang der (paraphrasierten) Nationalhymne kommen sie geschlossen nach oben und bleiben als Block seitlich stehen.

MINISTER (zurückprallend):

Wer seid ihr? Wer?

Die Hymne klingt aus. Dann meldet der Kunder, sachlich wie bei einer Ansage:

KÜNDER: Die Frauen und Männer aus Friedland.

MINISTER: Das Land ist für uns nicht existent.

KÜNDER: Von jenseits des Eisernen Vorhangs.

MINISTER: Das Land ist für uns nicht existent.

DIE FRIEDLÄNDER (im Sprechchor):

Auch wir nicht? Das Volk?

MINISTER (hebt abwehrend die Hände und macht einige Schritte rückwärts):

Nicht existent. Befehl des alten Mannes.

Aus der Masse der Friedländer löst sich ein junger Arbeiter. Diese Rolle soll nicht im gehobenen Stil der Festkantate gespielt werden. Er kann sogar mit einem leichten Dialektanklang sprechen, ohne jedoch in Naturalismus zu verfallen.

ARBEITER: Darf ich mal was dazu sagen?

MINISTER: Nein! Sie sind nicht existent!

KÜNDER: Wer existent in diesem Falle,
bestimme ich

(*Er sieht in ein Buch.*)

Das Buch benennt

ihn, und wir sehen ihn doch alle. –

Wohlan, so spiel du deinen Part!

MINISTER: Ich protestiere gegen diese Art!

(*Zieht sich schmollend zurück.*)

ARBEITER: Lassen Sie ihn doch, Herr Spielleiter. Wenn ich an seiner Stelle wäre, täte ich das auch. Bei uns ist wirklich das nicht existent, was für ihn zu seiner Existenz gehört.

EINIGE COLONIER:

Aha! Hört, hört!

ARBEITER: Ja, liebe Landsleute; bei uns sind nicht mehr existent:
Fabrikanten, die euch ausbeuten und jetzt, wo die Krise kommt, auf die Straße setzen;
nicht mehr existent:
Großgrundbesitzer, die nichts tun als Landarbeiter ausbeuten und eure Lebensmittel verteuern;
nicht existent:
Aktionäre, die, ohne einen Finger zu rühren, von eurer Arbeit Millionen einsacken;
nicht existent:
Kriegsverbrecher, Nazigeneräle, Massenmörder und Blutrichter in höchsten Stellungen –
das alles und noch mehr dergleichen ist bei uns nicht existent. –
Findet ihr das schlecht?!

VIELE COLONIER:

Nein, nein. Das ist gut!

MUTTER: Wär's nur bei uns so!

KÜNDER: Halt! Der colonische Kaufmann hat das Wort.
Tritt vor und rede! So fahren im Spiele wir fort.

KAUFMANN:

Sie können sich die Propaganda sparen.

Euch fehlen, junger Mann, vor allem: Waren!

ARBEITER: O ja: Waren, die ihr zuviel habt und nicht loswerden könnt.
Ja, das stimmt: Bananen hätten wir gern mehr. Auch Apfelsinen. Der Kaffee könnte besser sein. Die Schuhe schöner. Auch Autos, Motorräder und Fernsehgeräte brauchten wir mehr.

MEHRERE COLONIER (*besonders die Offiziere, der Minister usw.*):

Hört ihr's? Hört, hört! Da habt ihr's!

ARBEITER: Weil wir alles selbst, aus eigener Kraft schaffen müssen. Aber es gehört uns. Weil wir keine Kredite vom großen Onkel aus Übersee genommen haben, die wir jetzt – wie eure einfachen Menschen, eure Jugend – mit Blut als Kriegsprofite zurückzahlen müßten!

(Reaktion des Volkes von Colonien, Aufregung, Hin- und Herlaufen der Offiziere usw.)

Manches haben wir noch nicht, das stimmt. Aber wir werden es haben. Wir werden es schaffen, und wir werden es kaufen – denn wir fürchten keine Krise. Unsere Wirtschaft ist krisenfest! Und du, Kaufmann, wirst dir noch alle fünf Finger danach lecken, mit uns Handel zu treiben, mit uns – die wir „nicht existent“ sind!

DER LANGE GENERAL:

Auch bei euch wird marschiert!

DER DICKE GENERAL:

Auch bei euch exerziert!

ARBEITER: Worauf ihr euch verlassen könnt, ihr Schlauberger! Meint ihr, wir legen die Hände in den Schoß und sehen zu, wie das vernichtet wird, was wir uns mit Fleiß und Schweiß geschaffen haben? Wir sind doch nicht verrückt!

Ihr jungen Freunde aus Colonien, und auch ihr Alten: Ihr wollt den Frieden wie wir! Laßt uns verhandeln!

Lebhaftes Zustimmung durch präzise festgelegte Rufe, rhythmisch. Wie überhaupt für alle außer dem Arbeiter der gebobene Darstellungsstil bleiben muß.

MINISTER: Kein Wort mit dem Hetzer, dem roten, verhandeln ist streng uns verboten!

KÜNDER: So hol uns den Mann her, den alten, soll er sich mit ihm unterhalten!

(Der Minister geht ab.)

ARBEITER: Entschuldigung – ich spreche aber viel lieber mit den einfachen Menschen.

KÜNDER: Ich muß mich streng an die Spielregel halten.
Sprich erst mit dem Volk, doch dann mit dem Alten.
Ein Bürgersmann, siehst du, der will dich was fragen.

(Bürger tritt vor.)

BÜRGER: Ich fürchte, er wird nicht die Wahrheit sagen.

ARBEITER: Wieso denn? Ich bin weder bei euerm Rundfunk noch bei eurer Presse angestellt.

BÜRGER: Hinter dem Eisernen Vorhang –

ARBEITER: Lieber Mann, nun kommen Sie doch bloß nicht damit. Darüber lachen ja die Hühner. Wer hat ihn denn herabgelassen? Euer alter Mann, und dem hat es der Onkel aus Übersee befohlen. Aber wenn Sie sich diesen Vorhang mal näher angucken, dann ist er gar nicht aus Eisen – so stark ist der alte Mann nun

wieder nicht –, sondern so dünn wie Spinnweb! Kommen Sie doch mal zu uns, schauen Sie sich um. Anständige Menschen sehen wir gern bei uns.

BÜRGER: Ich bin ein Bürger der freien Welt,
der die Freiheit des Worts über alles stellt!

ARBEITER: Was? Und da halten Sie es aus – hier in Colonien?! Treten Sie mal ein für den Frieden: Sie werden eingesperrt! Verlangen Sie Abrüstung: eingesperrt! Werden Sie Mitglied einer laut Grundgesetz erlaubten Partei: eingesperrt! – Doch bei uns? Da ist nur eines verboten: Kriegspropaganda und Nazihetze. – Bitte, Herr, bedienen Sie sich!

BÜRGER: Wenn's wahr ist, was Sie da sagen,
dann könnten wir uns vertragen,
wenn ich auch anderer Ansicht bin –
nach Krieg und Nazismus steht nicht mein Sinn.
Ich hab' einen Sohn, der möchte studieren.
Der soll mir in keinen Krieg marschieren!

Während er weggeht, ertönt von hinten, wo sich die Soldaten zu einem (halb aufgelichteten) Block zusammengefunden haben, der Soldatenchor sehr gedämpft, aber hart rhythmisch:

SOLDATENCHOR:

Marschieren – marschieren – marschieren –
von der Früh – bis zum Abendrot!
Marschieren – marschieren – marschieren –
durch den Tag – durch die Nacht – in den Tod!

Zwei junge Soldaten lösen sich aus dem Block und preschen vor. Leidenschaftlich. Die Musik geht weiter, aber die Gruppe versinkt im Dunkel.

ERSTER SOLDAT:

Marschieren – ja, das können wir!

ZWEITER SOLDAT:

Marschieren – ja, das dürfen wir!

ERSTER SOLDAT:

Das sollen wir – mehr, immer mehr!
Und in die Fremdenlegion? Bitte sehr!

ZWEITER SOLDAT:

Aber Lehrstellen? Nicht genug da.
Und studieren? Wenn die Eltern dazu in der Lage.
Arbeiterkinder? Kommt nicht in Frage!

(Zwei Studenten und eine Studentin zu ihnen.)

ERSTER STUDENT:

Stipendien? – Nicht genug da.
Nur selten mal, denn im Etat
nimmt die Rüstung den ersten Platz ein!

ZWEITER STUDENT:

Student kann man nur dann sein –
wenn Papa genügend Geld hat...

STUDENTIN:

Oder –

ZWEITER STUDENT:

Oder –

BEIDE STUDENTEN (*als Song*):

Die TU macht alles:
Postkarte genügt!
Zimmer kehren, Teppichklopfen,
Aushilfsdienst im Garten,

STUDENTIN:

Wäsche waschen, Strümpfe stopfen,

STUDENTEN:

Botengänge, Fahrten,
Alter Weiber Gigolo,

STUDENTIN:

Babys waschen den Popo.

ALLE DREI:

Taxigirl und Kranke pflegen,
Holz zerkleinern, Messerputzen,
Papagein und Blumen hegen,
Hunde trimmen, Hecken stutzen –
Die TU macht alles:
Postkarte genügt!

LANGER GENERAL:

Na, was denn?
Sich regen bringt Segen!

(*Der Arzt, in weißem Kittel, nimmt den Platz der Studenten ein.*)

ARZT:

Und wenn man ausstudiert hat, ja: was dann?
Ich bin jetzt Arzt und kann nicht praktizieren.
Wie fängt man ohne Geld 'ne Praxis an?
Ein armer Teufel soll halt nicht studieren!

DICKER GENERAL:

Wir haben eben keine Mittel mehr.

STUDENTIN:

Denn alle Mittel schluckt das Militär!

KÜNSTLER:

Auch die Kunst kann sich nur halten,
ist sie ganz im Sinn des Alten,
lenkt sie ab von Tagesfragen.
Keiner soll zu denken wagen.
Pessimismus ist modern.
Und Brutales hört man gern,
denn die Politik der Stärke
fordert dekadente Werke.

ARBEITER: Da ist sie nun, die Jugend von Colonien: der Jungarbeiter im
Waffenrock, der Student, der junge Arzt, der Künstler – aus-
sichtslos, hoffnungslos!

(Ein Landarbeiter tritt vor.)

LANDARBEITER:

Aus'm Allgäu bin i – an Ackerknecht,
und i frag': Wo gib't's hier a Recht?
Als s' mein' Alten, den Bauern, opferten
– natürli d' Herrn, die großkopferten –,
weil er net, wie sie, Maschinen konnt' kaufen,
no ja: da ging er halt Wasser saufen.
Und i? I racker' mich ab für die Herrn.
Bei euch ist das anders. Das hör' i gern!

LANGER GENERAL:

Unerhörte Schweinerei!

DICKER GENERAL:

Polizei! – Polizei!

KÜNDER: Verzeihung, die Herrn. Sie müssen verstehn:

Polizei ist im Stück nicht vorgesehn.

Es ist ein sehr demokratisches Spiel. –

Du bist an der Reihe. Doch sprich nicht zuviel.

(Der Arbeiter tritt wieder vor.)

ARBEITER: Ich habe nicht mehr viel zu sagen. Nur noch ein paar Worte
über die Atombombe.

LANGER GENERAL:

Darüber wird hier kein Wort verloren!

DICKER GENERAL:

Haben schon Ärger genug mit den Professoren.

Helfen nicht uns – helfen den Roten!

MUTTER: Helfen dem Frieden! Sind Patrioten!
Ich geb' meinen letzten Sohn nicht her!
Und du, der Priester, der dort steht –
sprich! Segnest du nicht ihr Mordgerät?!

GEISTLICHER:

Dein Leid, o Mutter, macht dich ungerecht.
Zwar, Priester gibt's, die Gottes Diener heißen
und dennoch Waffen segnen. Das ist schlecht!
Der Priester soll den Weg zum Frieden weisen.
Und fragst du mich, so stehe ich zu dir.

MUTTER: Der alte Mann – er nennt wie du sich Christ!
Habt ihr aus euren Reihen ihn verstoßen?
Ihr wißt es doch, daß er ein Heuchler ist!
Er lügt und fälscht – im kleinen wie im großen!

STUDENTIN:

Er macht das Land zu einer Todeszone!

COLONISCHER ARBEITER:

Er ist's, der über uns das Urteil fällt,
damit der Boß aus Übersee ihn lohne!

GRUPPE EINS:

Wir wollen Frieden!

GRUPPE ZWEI:

Frieden!

ALLE ZUSAMMEN:

Frieden in der Welt!

KÜNDER: Der alte Mann.

Einige Takte Deutschlandlied, übergehend in den Yankee Doodle. Auftritt des alten Mannes. Hinter ihm riesengroß (auf Stelzen wie die bekannten Reklamefiguren) der Boß. Gut sichtbare Drähte (oder Leinen) bewegen den alten Mann wie eine Marionette, insbesondere seine Arme. Neben ihm ein wenig rückwärts: seine Minister mit Symbolen, z. B. der Justizminister mit einer zerbrochenen Waage, der Außenminister mit Zylinder und Stock, dessen Krücke ein Hakenkreuz darstellt, usw. Der Kriegsminister wird sogleich von den beiden Generälen (dem langen und dem dicken) flankiert; sehr weit hinten ist eine Gruppe gutgekleideter Herren mit aufgetreten: die Parlamentarier. Auch sie können durch Symbole (kleine rosa und lila Fähnchen, Geldsäcke usw.) gekennzeichnet sein.

Musik aus. Stille.

KÜNDER: Es spricht der alte Mann!

DER ALTE MANN (*mechanisch*):

„Ich nehme das Recht in Anspruch,
dort zu sprechen, wo ich ...

Der Staatssekretär, der mit den Ministern gekommen und gleich neben ihn getreten ist, stößt ihn an und flüstert ihm etwas ins Ohr. Der alte Mann bricht kurz ab. Dann:

Okay. Schon gesagt,

(Der Boß zieht mehrmals heftig an einem Draht.)

Yes, yes. Also: Männer und Frauen von Colonien, wir können unserm großen Freund nicht zumuten, auf unser Kriegspotential nebst den dazugehörigen Menschen zu verzichten. Das würde das Ende unseres einträglichen Bündnisses bedeuten. Ich habe daher beschlossen –

(Staatssekretär wie eben.)

Wir haben daher beschlossen –

(Staatssekretär wie eben.)

Okay. Is jut. Also: das Urteil is darum gesprochen worden!

MUTTER: Das Urteil über uns!

COLONISCHER ARBEITER:

Über uns alle!

DAS VOLK: Das Urteil! Hört ihr? Das Urteil ist gesprochen!

(Stille.)

DER KÜNDER:

Wie lautet das Urteil?

DER ALTE MANN:

Die atomare Bewaffnung Coloniens ist eine Notwendigkeit.

Die Staaten der freien Welt müssen ihre Stärke erhalten.

Colonien kann seinen Verbündeten keine einschränkenden Vorschriften über ihre in Colonien stationierten Truppen machen.

(Dummpfer Paukenwirbel.)

Colonien wird Atombasis!

Ein (sehr genau probierter und abgestimmter) Laut des tiefsten Erschreckens ertönt in der Menge.

DAS VOLK: Vernichtung!

Krieg!

Tod!

STUDENTIN *(hell, alles übertönend):*

Und der Plan?

(Stille.)

MEHRERE: Welcher Plan?

STUDENTIN:

Die atomfreie Zone.

MUTTER: Was sagen die, die wir wählten?

Was sagen die Herren im Parlament?

KÜNDER: Sie wurden vor dem Spruche nicht gefragt.

Hört, was der eine oder andre sagt.

(Drei Parlamentarier kommen vor.)

LANGER GENERAL *(zum dicken)*:

Die Burschen kenn' ich schon.

DICKER GENERAL *(nickend)*:

Alle drei Opposition!

KÜNDER: Sprech. Tragt eure Sache vor.

Der Kanzler ist, wie's scheint, ganz Ohr.

DER ERSTE PARLAMENTARIER:

Es liegt ein Plan vor aus Polonien.

Er brächte Entspannung. Auch für Colonien.

Ich frage den Kanzler: Ist es nicht so?

Wird er erwogen?

(Der Boß zieht an einem Draht!)

DER ALTE MANN:

No!

ZWEITER PARLAMENTARIER:

Herr Kanzler, wir sind doch Christen.

Bedeutet es nicht, wenn wir so rüsten,

eine Weltgefahr? Kein Mensch wird mehr froh!

Die Bombe muß fort.

(Der Boß wie oben.)

DER ALTE MANN:

No!

DRITTER PARLAMENTARIER:

Wenn wir mit den Milliarden Mark

die friedliche Wissenschaft machten stark,

wär' das nicht klüger? Ich denke so!

Und der Herr Kanzler?

(Der Boß wie oben.)

DER ALTE MANN:

No!

Der Arbeiter aus Friedland ist mit einigen Gefährten näher gekommen.

ARBEITER: Wir, Herr Kanzler, kommen aus dem andern Teil unseres Vaterlandes. Sie wissen: Krieg bedeutet, daß der Bruder auf den Bruder schießt! Krieg bedeutet, daß unser Vaterland eine Wüste wird, eine Zone des Todes. Antworten Sie den Menschen hier und bei uns: Wollen Sie das verhindern?!

DER ALTE MANN (*wie ein Automat*):

No!

Der Boß ruckt heftig an einem anderen Drabt, zumal das Volk entsprechend reagierte.

DER ALTE MANN (*korrigiert bastig*):

Yes – yes.

ARBEITER: Soll das ganze Volk durch Ihren Spruch zugrunde gehen?

DER ALTE MANN (*wieder automatisch*):

Yes.

(*Der Boß wie oben.*)

No – no.

ARBEITER: Aber es ist dem Tode geweiht, wenn Sie hier Atomwaffen lagern. Herr Kanzler, wir in Friedland haben eine andere Gesellschaftsordnung als die Colonier. Trotzdem: Bevor wir nebeneinander sterben, könnten wir nicht nebeneinander leben?

DER ALTE MANN:

No!

ARBEITER: Laßt unsere Menschen miteinander reden! Miteinander verhandeln!

DER ALTE MANN (*heftig vom Drabt bewegt*):

No, no, no, no!!!

BEIDE VÖLKER (*in dröhnendem Sprechchor*):

Ja! Ja! Ja!

Stille. Durch Lautsprecher Echo: Ja, ja, ja! Der Boß reißt heftig an den Dräbten. Der Alte Mann begreift nicht. Bis ihm der Staatssekretär wieder etwas zuflüstert.

DER ALTE MANN:

Okay. –

(*Und er befiehlt:*)

Die Atombombe!

Eine große Bombe wird, geleitet von den Generälen und Offizieren, von Soldaten herangebracht und in der Mitte des Spielraums (vor dem alten

Mann) deponiert. Dazu Musik: „Heil dir im Siegerkranz“, satirisch paraphrasiert und mit „Yankee Doodle“ vermischt.

DIE GENERÄLE UND OFFIZIERE (*singen*):

Heil, große Bombe, dir,
du, aller Waffen Zier,
in unsrer Hand!
Nahst du in der Gestalt,
Zeichen der Allgewalt,
hat nichts Bestand!
Du machst aus Lebensraum,
du machst aus Zukunftstraum
nur Wüstensand!

DER ALTE MANN (*greisentrotzig, triumphierend*):

Die Bombe . . .!

VOLK: Die Bombe! Der Völkertod!

MUTTER: Meines Sohnes Tod!

DER ALTE MANN:

Das Urteil ist gesprochen.

MASSENSCHREI:

Nein!!

ALTER MANN (*stur*):

Nein – das ist Staatsverrat.

MINISTER: Nein – das ist Hochverrat.

LANGER GENERAL:

Nein – das ist Landesverrat.

ARBEITER: Ja – d a s ist Verrat und Tod!

DIE MEISTEN:

Verrat und Tod!

ARBEITER: Nehmt ihr das Urteil an – den Tod?

SEHR VIELE COLONIER:

Nein!

MINISTER: Verhaftet sie! Wo bleibt die Polizei?!

LANGER GENERAL:

Ran, Jungs, ran!

*Eine Anzahl Soldaten eilt auf die Menge zu, bleibt aber plötzlich stehen,
läßt die Arme sinken.*

DICKER GENERAL:

Das ist ja Meuterei!

(Die Soldaten vereinigen sich mit der Masse.)

SPRECHCHOR DER COLONIER:

Frieden! Frieden! Frieden!

MINISTER: Der alte Mann –

SPRECHCHOR:

Nieder! Nieder!

*Der Boß läßt alle Drähte fallen, der alte Mann sinkt wie eine Marionette
in sich zusammen.*

GENERÄLE:

Der Alte schwankt!

DIE ZIVILEN HERREN:

Helft ihm!

GENERÄLE UND HERREN:

Er fällt!

SPRECHCHOR:

Der Boß muß fort, der ihn noch hält!

*Die Masse macht eine Bewegung gegen ihn. Er entflieht mit Riesenschritten.
Großes Gelächter, musikalisch (Piccoloflöten und Streicher-Piccicato) unter-
malt. Die Minister und Generäle heben den alten Mann auf und tragen ihn
eiligst ab.*

DIE COLONIER:

Nieder! Nieder!

DIE FRIEDLÄNDER:

Brüder! Brüder!

*Die beiden Massen vereinigen sich jubelnd. Und während die Bombe nun
von einer Gruppe Colonier abgetragen wird, singen alle:*

MASSENCHOR:

Was uns auch trennt, dies muß uns binden,
ihr Urteilsspruch muß uns erwecken:
sie dürfen uns nicht uneins finden!
Wer wagt es dann, ihn zu vollstrecken?

Wir wollen besser, schöner bauen
und nicht zerstören, nicht vernichten.
Laßt uns auf unsre Kraft vertrauen,
den Blick in schön're Zukunft richten!

Wir wollen Frieden, wollen schaffen.
Nie wieder soll es Kriege geben.
Was nützen uns Raketenwaffen?
Nützt die Atomkraft für das Leben!

Während der letzten Strophe, die solange wiederholt werden kann, bis ein großer Raum der Spielfläche frei geworden ist, wird Musik und Gesang leiser. Auf der freien Fläche befindet sich jetzt nur noch der Kündler mit dem Wanderer.

KÜNDER: „Der Urteilsspruch“ – so hieß dies Spiel.
Wir haben es, so gut es ging, gegeben.

WANDERER:

Verzeiht, entsprach das Spiel dem Leben?

KÜNDER: Nicht ganz. Der Schluß zeigt nur das Ziel –
das Ziel, nach dem wir kämpfend streben.
Noch ist es, Wand'rer, nicht soweit.

WANDERER:

Und doch entspricht's der Wirklichkeit! –
Drum werde ich in allen Ländern,
wohin ich komme, froh verkünden,
wie ihr euch müht, die Welt zu ändern
und neue Freunde euch zu finden!
Lebt wohl.

(Er geht ab. Der Kündler wendet sich ans Publikum.)

KÜNDER: Leb wohl, du Wandersmann. –
Ihr aber, Freunde, hört mich an.
Geht heim, und jeder überlege,
wie er sich künftig stärker rege,
damit vereint die Kraft wir schaffen,
die stärker ist als alle Waffen,
wie Volkes Wille wächst zur Macht,
bis unser Friedenswerk vollbracht!

MENSCHEN VON HEUTE

Wie der alte Blaschek einen neuen Blick bekam

Der alte Blaschek war ein Erzgebirgsbauer „von altem Schrot und Korn“ – wenigstens sagten das die anderen Bauern im Dorf. Knorrig wie die alte Linde vor seinem Haus, zäh wie sein steiniger Boden und brummig wie der gelbe Max, sein Zugochse; so stapfte er jahraus, jahrein, von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang über seine buckligen Handtuchfelder. In seiner Stube hatte er einen perlengestickten Spruch hängen; den seine selige Martha noch fein säuberlich unter das Glas gerahmt hatte: „Eigner Herd ist Goldes wert“ – und daran hatte sich Blaschek sein Leben lang gehalten. Immerhin hatte er es auch zu etwas gebracht; oder waren zwanzig Morgen Land hinterm Haus und drei Kühe, vier Schweine und sechzehn Hühner etwa nichts?

Und dann gab es noch etwas, das den Alten neben der Ernte, dem Wetter, den Schweinen und dem Federvieh interessierte – das war Helga, seine Tochter. An ihr hing er mit einer abgöttischen Liebe, die ihm keiner, der ihn nur oberflächlich kannte, zugetraut hätte.

Und nun war Helgas zwanzigster Geburtstag, ein denkwürdiger Tag. Das begann schon am Nachmittag. Als sich Blaschek nämlich rasierte – das tat er sonst nur zu Ostern und zu Pfingsten – kam mit jedem Strich des Rasiermessers ein neuer Mensch zu Tage. Obschon die Furchen im Gesicht von langen, schweren Jahren sprachen wie die Jahresringe auf einem Baumstumpf, war der Alte plötzlich kein Alter mehr. Genau einundfünfzig Jahre war er jetzt alt, und so stand es wohl auch in seinem Personalausweis.

Noch etwas geschah. Helga fragte, halb im Scherz, ob sie den Abend nicht gemeinsam im Kulturhaus der MTS feiern könnten. Blaschek pappte sich ein Stückchen Zeitungspapier auf einen Rasierschnitt, brummelte etwas von „Benzinkutschern“ und „Neumodischem Kram“ und – sagte ja. Und das war selbst für Helga eine Überraschung. Die MTS nämlich war für Blaschek, was das rote Tuch für den Bullen ist.

Ja, nun saß Blaschek also hinter seinem Bier und schaute zu, wie Helga mit dem langen Hannes Buschmann von der Grenzpolizei einen holprigen Walzer auf die Diele drehte. Hm, Helga. Sie war ein nicht gerade hübsches Mädchen mit viel zu kurzen Beinen und unbeholfenen Händen, um die sich sonst keiner kümmerte. Und sie wußte das alles, von den Beinen und den

Händen. Jetzt aber war sie einfach ein Mädchen wie die anderen. Sie tanzte und lachte wie alle im Saal und niemand fand etwas dabei. Und wenn man genau hinsah – nicht nur so im Vorbeigehn –, da war dieses sonst so verschlossene und blasse Gesicht in seiner Lebendigkeit und Herbe plötzlich schön . . .

Der Akkordeonspieler quetschte einen letzten Triller aus dem Balg, der Schlagzeuger bumste noch einmal auf die große Pauke, einige Paare wirbelten schnell noch einen Dreh – dann war der Tanz zu Ende. Hannes brachte Helga zum Tisch.

„Darf man sich hier häuslich niederlassen?“ fragte er.

Blaschek nahm bedächtig einen Schluck Bier, gähnte ein wenig und sagte: „Na, da setz dich man hin, du Grenzhopper!“

Blaschek betrachtete eine Fliege, die quer über das blaugewürfelte Tischtuch auf seine Streichholzschachtel zutrippelte. Sieht ganz gut aus, der Junge, dachte er. Bißchen dünn, wie die Stadtleute eben sind, aber sonst – hm.

„Sag mal, was bist du eigentlich gewesen, eh du bei die Polizei gegangen bist?“ brummte Blaschek.

Hannes schaute auf.

„No ja“, sagte er, „Bauer.“

„Bauer?“

„Bauer!“

„Hm . . .“

Blaschek kratzte sich am Kinn. Ein Bauernsohn! Und dabei so mager. Sicher ein großer Bauer, sonst hätte er andere Hände. Das Mädels hat gar keinen schlechten Geschmack, dabei tut sie immer so duckmäuserisch. Blaschek hob sein Glas und stieß mit Hannes an. „Kannst ruhig Max zu mir sagen“, sagte er.

Hannes angelte eine Schachtel Turf aus der Tasche und hielt sie Blaschek hin. Eine Weile rauchten sie schweigend. Dann begann Blaschek wieder:

„Wieviel Feld habt ihr denn?“

Hannes lachte. „Och – so ganz genau weiß ich das gar nicht.“

Dunnerlittchen, dachte Blaschek und bohrte weiter: „Zwanzig Hektar?“

„Nö“, sagte Hannes. „Bißchen mehr ist das schon.“

„Dreißig?“

„Das tät wohl kaum reichen“, grünte Hannes. „So an die siebenhundert werden's sein.“

Blaschek knallte mit der Faust auf den Tisch. „Hör mal, verkohlen laß ich mich nicht!“

Hannes tat beleidigt. „Wenn du's nicht glaubst – ich kann dir das schwarz auf weiß geben.“

Blaschek schielte unsicher nach seiner Tochter, dann nach dem Jungen. „Aber das gibt's doch gar nicht mehr. Oder seid ihr etwa eine LPG?“

Es war keine LPG. Als Hannes mit der Sprache herausrückte und Blaschek endlich begriffen hatte, daß es sich um ein Volksgut handelte, war er doch ein bißchen böse. Sich so einwickeln zu lassen von diesem Spund! Aber dann siegte doch die Wißbegier. Er druckste noch ein wenig herum und fragte dann:

„Was macht eigentlich dein Vater?“

„Der leitet den ganzen Verein.“

„Inspektor?“

„Betriebsleiter.“

Soso. Betriebsleiter. Also doch ein großes Tier. Und Blaschek lehnte sich zurück, zufrieden, daß er nicht ganz vorbeigetippt hatte. Hannes erzählte inzwischen von seiner Arbeit als Mähdrescherführer und daß seine Dienstzeit nun bald zu Ende sei – gerade kurz vor der Ernte. Er redete sich richtig in Feuer, und Helga hing an seinen Lippen, als käme von dort alle Weisheit der Erde. An Blaschek rauschte das alles vorbei. Betriebsleiter, grübelte er. Und der Sohn, dieser lange schlacksige Kerl, tanzte mit seiner Helga. Ausgerechnet mit seiner Helga. Und sie schienen sich nicht erst seit heute zu kennen, den Blicken nach, die man so auffangen konnte. Dabei sah der Junge beileibe nicht wie ein Schürzenjäger aus, und für das Mädcl würde er, der Blaschek, jederzeit die Hand ins Feuer legen. Das war schon eine komische Welt. Man müßte vielleicht wissen ...

„Was war dein Vater eigentlich früher, ich meine, eh er Betriebsleiter wurde?“

Die Frage überraschte Hannes mitten in der Schilderung des neuen Rinderstalles. Die Helga hatte gerade so begeistert zugehört und in ihren Augen tanzten die kleinen Lichtfünkchen Polka. Hannes dachte nach. Worauf wollte der Bauer wohl hinaus? Dann erzählte er:

„Vater war früher Kutscher. Und dazu hatten wir noch ne kleine Klitsche, so an die zwanzig Morgen, drei Kühe, ein paar Schweine und so. Wie das eben war, früher.“

Blaschek war zusammengezuckt. Zwanzig Morgen hatte der gesagt. Und drei Kühe. Er sah seine steinigen Handtuchäcker vor sich – zwanzig Morgen. Und da war noch etwas: „früher“ hatte der gesagt. Ja, früher. Und heute war der Kutscher Betriebsleiter ...

Die Kapelle spielte irgendeinen dudligen Schlager, von der Sorte, die Blaschek im Radio nie vertragen konnte – aber er hörte nichts. Hannes und Helga tanzten, kamen wieder, tanzten, kamen wieder – der Bauer hockte hinter seinem Glas, abwesend, mürrisch, dachten die MTS-Traktoristen und witzelten mit ihren Mädchen.

Hannes wollte etwas sagen. Er hatte schon zweimal angesetzt, aber Helga legte ihm die Hand auf den Arm.

„Laß ihn jetzt.“

Und da stand Blaschek auf. Er sah an beiden vorbei und sagte leise und mit einem unsicheren Lächeln:

„Macht's gut, Kinder. Ich muß noch mal in'n Stall gucken. Bleibt nicht so lange...“ Dann ging er drei, vier Schritte, schaute sich noch einmal um, nickte und sagte: „Ja, und wenn du willst, Hannes, kannst du uns ja einmal besuchen.“

Mit schweren Ackerschritten stapfte er dann schräg über den Saal, zur Tür, nach Hause ...

Ein durchschnittlicher Freitag

„Die Luft ist heute wie Sauerteig“, sagte der bucklige Kienast und paffte dicke Rauchwolken. Über der Brikettfabrik schrie die Sirene zum Schichtwechsel.

Lämmer stakte mit Hökerschritten von Schwelle zu Schwelle. „Hast du Frühschicht, regnet's früh; hast du Mittelschicht, regnet's nachmittags“, mummelte er. „Wir sind immer beschissen. Paß mal auf, wie's uns heute wieder einweicht.“

Den Brigadier trafen sie am Abraumbagger. Seine Gummistiefel glänzten wie Speckschwarte. Er putzte sie vor der Schicht immer mit schwarzer Schuhcreme, das war so sein Tick. Er ging vor ihnen ins Gleis. „Glück auf“, sagte er. „Gibt 'n Wetter heute.“ Die grauemaillierte Kaffeeflasche baumelte ihm bei jedem Schritt gegen die Schenkel.

Es war später Mittag, aber die Grube war dunstig und düster wie am Tagesende. Die schwarzgrauen Bagger hockten müde an den Flößen und die Kohlenzüge schienen zu kriechen. Die breiige Luft verschluckte das Rattern der Wagen und das Klirren der Radreifen; es war drückend still.

Als sie zur Kippe einbogen, trafen sie ein paar von der Frühschicht, Klemke und Rabalt, den schieläugigen Klötzer und den dicken Steglich. Klötzer winkte herüber. „Fröhliches Waschfest, ihr Gummihelden. Der eine badet in der Wanne und der andere auf der Kippe, hehehe.“

Kienast zertrat eine herumliegende Keksschachtel. Eine saublöde Einrichtung, diese Schichtarbeit, dachte er. Der das erfunden hat, müßte heute noch verdroschen werden. Er hörte, wie der Brigadier mit dem Dispatcher der Frühschicht sprach: „Zuerst rücken sie hinten an der Bude. Ihr könnt euch Zeit nehmen. Dann das Absetzergleis. Und ein bißchen nachplanieren.“ An der Bude ist immer faul, wenn's regnet, dachte Kienast. Du siehst das Dach und kannst nicht drunter. Höchstens mal ganz kurz. Auf dem Absetzer müßte man sitzen ...

Das Gleis lag gut, beinahe schnurgerade und nur an wenigen Stellen abgedrückt. „Hannes macht krank“, sagte der Brigadier. „Wir sind heute bloß fünf.“

„Was fehlt ihm denn?“ fragte Lämmer.

„Hat sich 'n Zahn ziehn lassen und Fieber gekriegt“, sagte der Brigadier.

„Milchreisbubi!“ knurrte Lämmer.

„Schafft aber was“, sagte Kienast. „Arbeitet nicht schlechter als du.“

„Hm ...“

Die anderen beiden Brigademitglieder, Tittes und Busche, saßen in der Wellblechbude. Draußen klatschten ein paar vereinzelte Regentropfen aufs Dach. „Na, was gibts?“ fragte Tittes.

Der Brigadier kratzte mit der abgebrochenen kleinen Klinge des Taschenmessers seine Stummelpfeife aus und gab Anweisungen: „Wir drei gehen ins Gleis, und Kienast und Lämmer-Paul machen Planie. Nehmt gleich 'ne Winde mit. Wenn der Schienenrucker durch ist, alle ans Absetzergleis.“

Als Kienast und Lämmer aus der Bude traten, fiel der Regen stärker. Die schwarze Wetterwand schien hinten in die Grube hineinzuhängen. Einzelne Windböen peitschten über die Kippe und zerrten an den Gummianzügen. Die Männer stapften über den lehmigen Boden, den Kettenspuren der Planierdraupe nach. Kienast trug die Handwinde auf der Schulter, Lämmer schleppte Hacke und Schaufeln. Dann liefen die Raupenspuren kreuz und quer durcheinander.

„Das nennt sich nun Planie“, brummte Lämmer. „Sieht aus wie nach 'nem Erdbeben. Da kannst du schippen bis zur Verdünnung.“

Kienast hatte die Winde abgesetzt und schnallte den Kragen der Gummijacke hoch. Die Männer griffen nach den Werkzeugen. An einigen Stellen war der Boden in bröckligen Klumpen zusammengeschoben, dort schaufelten sie ab und warfen die Vertiefungen zu. Manchmal waren Kuhle und Haufen zu weit voneinander entfernt und sie mußten jede Schaufel Lehm einzeln meterweit tragen. Oft waren die Klumpen mehr als kopfgroß und mußten erst mit der Hacke zerkleinert werden. Die steife Gummikleidung hinderte die Bewegungen. Überall sammelten sich Wasserpfützen, der Boden war schlierig und klitschig und hingte sich zäh an die Gummistiefel. Die Schaufelblätter bedeckten sich mit einer Lehmschicht, die bei jedem Stich dicker und schwerer wurde. Der Regen peitschte jetzt mit voller Wucht in die Gesichter, kalt und hart. Die Sturmböen warfen sich in die Gummijacken wie in Segel. Der Atem der Männer ging schwer und stoßweise. Sie konnten kaum zwanzig, dreißig Schritt weit sehen.

Kienast stand gebückt, mit dem Rücken zur Windrichtung, und kratzte den Lehm von der Schaufel. Der Sturm nahm immer noch zu.

Lämmer schrie herüber: „Machen wir fuffzehn?“

„Gleich“, rief Kienast zurück. „Die letzten zwei Haufen noch.“

Zehn Minuten später – vom Himmel schüttete es Badewannenladungen – kämpften sie sich durch den Sturm zur Bude zurück. Vor dem Eingang schwabberte eine riesige Wasserlache. Von den anderen Männern war nichts zu sehen.

Lämmer schnallte die Gummijacke auf und rieb sich die klammen Finger. „Warum können wir bei so einem Affenwetter nicht aufhören?“ sagte er. „Schöner Sozialismus. Früher war's genauso. Früher hieß es: Unsere nationale Wirtschaft. Heute heißt es: Der Plan. Du bist immer beschissen!“

Kienast stopfte seine Pfeife und schwieg.

Lämmer bohrte weiter. „Du bist doch in der Partei, hast die Politik mit Löffeln gefressen. Da weißt du wohl auch keine Antwort, he? Ich denke, das ist unser Betrieb? Warum könn' wir da nich in der Bude sitzen, bis der Regen aufhört?“

Kienast gab Lämmer die Tabakbüchse. „Läßt du vielleicht den Ofen ausgehen, wenn's draußen regnet?“

„Die paar Tonnen, die da ausfallen, machen uns nicht tot.“

„Nee“, sagte Kienast. „Die paar tausend Tonnen aus all den Gruben, wo's jetzt grade regnet, fehlen uns bestimmt nirgends! Wenn wir alle so dußlig wären wie du, müßten wir heute noch Brennesselsuppe fressen.“

„Die jungen Spunde sitzen schön trocken auf den Baggern und den Absetzern und den Loks, bloß wir alten Knacker krebsen bei jedem Scheißwetter hier draußen rum.“

„Kannst doch auch auf'n Absetzer“, sagte Kienast. „Brauchst bloß zu lernen.“

„Das ist es doch“, knurrte Lämmer. „Die könn' das heute; die kriegen alles hintenrein gestopft. Wir mußten uns früher schinden von früh bis spät; von wegen Lernen, da ham sie dir eins ins Kreuz getreten.“

„Siehste“, sagte Kienast spöttisch. „Deshalb war's früher eben besser, was? Du bist schon ein selten dämliches Kamel.“ Das Trommelfeuer auf dem Blechdach war etwas schwächer geworden. Hinter dem schmalen, dreckbespritzten Fenster war jedoch noch immer alles grau und undurchdringlich. „Auf“, sagte Kienast. „Wir müssen langsam wieder raus.“

Als Lämmer die Jacke zuschnallte, wurde die Tür aufgerissen. Tittes stolperte herein. Er triefte wie ein Scheuerlappen. „Am Bagger drei ist das Gleis weggesackt. Der Zug hängt draußen. Wir sollen sofort hin!“

„Sauerei!“ sagte Kienast.

Lämmer brummte: „Auf drei sitzt mein Großer, der Horst.“

„Na los“, sagte Kienast.

Sie hasteten am Gleis entlang, durch Pfützen, stolperten über Lehmbröcken, rutschten aus, hasteten weiter. Die große Kurve schnitten sie ab, quer

über die Kippe, den Hang hinunter. Der Regen war etwas schwächer geworden und die Sicht ein wenig besser; der Sturm aber nahm noch immer zu. Die Umrisse des Baggers tauchten aus dem Waschküchengrau auf, dann die Großraumwagen und die Lok. Dazwischen stolperten drei, vier Gestalten umher, planlos schien es. Die letzten beiden Wagen waren entgleist. „Halb so schlimm“, sagte Lämmer.

Eine halbe Stunde später hatten sie die Wagen wieder in den Schienen. Langsam, vorsichtig zog die Lok an und fuhr den Zug fünfzig Meter über die abgedrückte Stelle nach vorn. Eine Strecke von ungefähr sieben Metern hing das Gleis schief und bucklig, an einigen Stellen war der Boden weggeschwemmt. Während Tittes und der Brigadier mit zwei Handwinden das Gleis hochleierten, begannen die anderen drei bereits aufzufüllen. Lämmer schaufelte wie besessen. Der Regen nahm wieder zu. Das Erdreich war teigig und schwer und rutschte nicht von der Schaufel. Die Baggerbesatzung kam und packte mit zu. Horst Lämmer arbeitete neben seinem Vater.

„Bißchen dalli!“ trieb der Alte. „Ausruhen kannst du dich auf deiner Blechkiste!“

Der alte Lämmer knüpfte die obere Schnalle der Gummijacke auf, das Wasser lief unter den Kragen. Dann schaufelte er weiter.

Auch der Brigadier trieb: „Kracht ran, wir müssen noch an den Absetzer!“

„Mit dir nehm ich's noch alle Tage auf“, knurrte Lämmer.

Kienast wälzte Klumpen heran und stopfte sie unter die Schwellen. Eine Strecke, zu der sie bei trockenem Boden und normalem Arbeitstempo eine halbe Stunde gebraucht hätten, schafften sie in fünfundzwanzig Minuten. Lämmer wischte sich das Wasser aus dem Genick und spreizte sich vor seinem Sohn. „Na, du Baggerheini, hier kannst mal lernen, was arbeiten ist!“ Horst lachte und sagte zu seinem Schmierer: „Guck dir mal den alten Wühler an.“ Dann schippten sie weiter. Wie abgeschnitten war der Regen plötzlich zu Ende. Zwischen den Wolkenfetzen schimmerte ein heller Streif. „Eh“, sagte der Brigadier, „Klara kommt raus!“

Kurz darauf drehten sie die letzte Winde herunter. Das Gleis lag wieder gerade und waagerecht. Lämmer wischte sich über die Stirn. Das war was, dachte er. Dem hab ich's gezeigt. Dann sagte er:

„Sensel! Los, rauf zum Absetzer!“

„Hab ich 'n Kohldampf“, stöhnte Kienast.

„Quatsch nich“, sagte Lämmer. „Jetzt ist keine Zeit.“

Der Brigadier schaute belustigt herüber. „Immer sachte“, sagte er. „Erst mal frühstücken.“

Langsam stiegen sie den Hang hinauf. „Wetten, daß es noch 'n Guß gibt?“ orakelte Tittes.

„Na und?“ sagte Lämmer. „Die paar Tropfen . . .“

Busche sagte: „Wie lange hat der Bagger gestanden?“
„Anderthalb Stunden ungefähr“, meinte der Brigadier.
„Und wieviel Ausfall ist das?“

„Weiß nicht genau“, sagte der Brigadier.

„Paar Tonnen sind das schon“, sagte Lämmer. „Und die fehlen.“

Kienast prustete los: „Nee! 'ne Tüte ist das! So was hab ich auch noch nicht gesehn. Wenn die Sonne scheint, kratzt den jede Tonne, die fehlt, und wenn's regnet, kommt's ihm auf ein paar Tausend nicht an. So was!“

„Du bist ein ganz dämliches Kamel“, schimpfte Lämmer. Dann klopfte er Kienast auf die Schulter. „Na los, gib mal ne Pfeife Tabak.“

Das Absetzergleis war nur wenig abgedrückt. Drüben auf dem Lokgleis fuhr langsam der Schienenrücken vorüber. „Sag bloß, die haben schon gerückt“, sagte der Brigadier.

„Klar“, sagte Lämmer. „Wir haben doch auch 'ne Pfundsplanie hingelegt.“

Dann setzte der Regen wieder ein, leicht in großen, sacht fallenden Tropfen. Der Sturm hatte sich völlig gelegt. Kienast und Lämmer drehten die Winden. „So kann man's aushalten“, sagte Lämmer. Kienast drehte weiter. Lämmer drängte: „Oder etwa nicht?“ Kienast brummte etwas Unverständliches. Am Absetzer und am Gleis entlang flammten die Lampen auf. Gegen acht setzte noch einmal ein prasselnder Regen ein. Als sie das Absetzergleis durch hatten, sah der Brigadier nach der Uhr. „Gleich neun. Wir nehmen das Fahrgleis noch bis zur Bude, dann ist Feierabend.“

Lämmer murrte: „Wenn wir bissel ranhaun, schaffen wir's auch noch bis vor.“

„Nein“, entschied der Brigadier. „An der Bude ist Sense.“

Sie hatten nicht viel Arbeit. Das Gleis lag sauber. Nur ein paar geringfügige Korrekturen. Als sie an der Bude angelangt waren, war es genau sechs Minuten vor zehn. Sie packten die Werkzeuge bedächtig und jedes an seinen Platz in die Kiste. Der Brigadier schloß die Bude ab. Dann gingen sie mit langen, ruhigen Schritten am Gleis entlang. Die Luft war klar und angenehm kühl. An der Grube flimmerten einzelne Lichtpünktchen. Über der Brikettfabrik, die mit gelben Augen in die Nacht blinzelte, heulte die Sirene. Auf dem unteren Gleis ratterte und klingelte ein Zug vorüber. Der Dispatcher stand an der Kreuzung. „Na“, sagte er. „Wie ging's?“

„Alles klar“, sagte der Brigadier. „Ein Affenwetter.“

„Hm“, brummte Lämmer. „Ein durchschnittlicher Freitag.“

„Naja“, sagte Kienast. „Es ging.“

Der Dispatcher tippte sich mit zwei Fingern an die Mütze. „Na, dann macht's gut“, sagte er. „Glück auf!“

PONY PEDRO

Die Stadt wurde mir zu eng

Ich bin unter großen Waldwinden, im Sonnengedröhn hoher Sommertage, im ätzenden Feldfrost und bei verschwenderischen Frühlingen aufgewachsen. In meinen Kinderkorb guckten Kühe. Meine ersten Anzüge, die Windeln, waren in die Sprühtröpfchen schnaubender Pferde gehüllt.

Es fügte sich in meinem hartbunten Leben, daß ich mit vierzig Jahren in der modernsten Straße unserer Hauptstadt zu wohnen kam. Unten auf der breiten, zweiteiligen Straße rasselten die Autos, während ich hoch oben im sechsten Stock ein Buch über den schweren Anfang der neuen Bauern nach dem großen Kriege schrieb. Ich wurde inne, daß meine Landsehnsucht in dieses Buch floß.

Ein Schriftsteller kann nicht unausgesetzt schreiben, diskutieren und Kunst genießen. Er muß die unsichtbaren Schränke, aus denen er den Rohstoff für seine Arbeit nimmt, mit neuen Erlebnissen füllen. Bei mir kam das Verlangen nach körperlicher Arbeit hinzu. Ich schleppte Erde von den Bauplätzen in meine Stadtwohnung. Auf dieser Erde siedelte ich eine Menge Zimmerpflanzen an. Ich hielt einen Hund, eine Katze, doch die Sehnsucht nach dem Landleben nahm damit nur zu. Die großartigen Blumen- und Rasenanlagen in unserer Straße söhnten mich nicht aus. Die Stadt wurde mir zu eng. Ich fühlte den Tag kommen, an dem ich nicht mehr würde schreiben können.

Kate, Quecken und Katzenpfötchen

Als die Honorare für mein neues Buch eingingen, wähnte ich mich reich und kaufte ein Häuschen in einem abseitigen Dorf zwischen Wäldern und Seen. Durch diesen Kauf wurde ich arm an geldlichen Mitteln, doch reich an Rohstoff für meine Schriftstellerwerkstatt. Auf dem Dorfe kennt jeder jeden. Die Lebenswege der Menschen liegen vor dir ausgebreitet. Du kannst verfolgen, ob sich deine Nachbarn vor dem, was sie Schicksal nennen, ducken, oder ob sie ihr Leben in die Hände nehmen und das Scheingotteskind Schicksal entmachten.

Mein Haus auf dem Lande ist kein Landhaus. Unter uns gesagt: Es ist

eine Kate. Kein Mensch im Dorfe wollte sie kaufen. In den Lehmwänden dieser Kate heckten die Flöhe. Das Scheunendach war eingebaucht, das Gebälk des Dachstuhls morsch, und die Ziegel waren mürb. In den ersten Nächten, da ich auf dem Heulager schlief, konnte ich durch die Löcher des Scheunendachs siebenhundertundachtundvierzig Sterne zusammenzählen. An den Scheunengiebel war ein anderes Häuschen geklebt, ein Vogelhäuschen. Die einzige Sitzgelegenheit darin hatte ein rundes Loch. In der Stadt ist sie aus Porzellan. Keramik sagt man auch dazu.

Zum Häuschen gehört etwas Land. Das Land ist schlecht. Nicht einmal den Freunden von der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, denen sonst mancherlei zugemutet wird, verdachte man es, als sie das Land nicht nehmen wollten: Acht Morgen gelber Sand, drei Morgen Moorwiese, ein Morgen Garten. Die Leute ringsum nennen das Brachland hinter meinem Häuschen – den Kiesberg.

Einer meiner Vorgänger hatte den Einfall, diesen Kiesberg fuhrenweise zu verkaufen. Er erntete nichts als Gelächter. So erntete er auf dem Sand wenigstens etwas. Nur gut, daß es mit dem Kiesverkauf nicht klappte, sonst lägen jetzt hinter meinem Häuschen acht Morgen Loch. Ein Berg ist mehr als ein Loch. Für Augen mit Goldrändern gibt's keine Armseligkeit in der Natur. Mein Kiesberg strengt sich im Frühling an wie alles hier ringsum. Im Vor-sommer bringt's der Kies sogar zu Blumen. Im Juli stehen auf meiner Brache die schönsten Katzenpfötchen. Sie sind so still und gelb, so katzenweich und so beständig. Wo ein günstiger Wind etwas Mutterboden anwehte, wächst auf meinem Kiesberg die Quecke. Sie ist mir nicht mehr so unsympathisch, seit ich weiß, daß sie imstande ist, Ähren zu tragen. In der Sowjetunion hat man sie mit Weizen gekreuzt. Wer weiß, vielleicht sind alle Unkräuter zur Nützlichkeit zu erziehen, wenn man's richtig anpackt.

Was der Heuduft bei mir anrichtete

Wir schnitten auf unseren Moorwiesen das Grummet und trockneten es auf Reutern.

„Wat solln die kleinen Heuhäuschen nu?“ fragte die Bäuerin Ziegenspeck aus dem Dorf. Ihr Mann erklärte es ihr: „Dat sin Stadtleut. Se denken, dat Heu muß hoch und vornehm upp einen Dach gedrögt werden.“ Danach lachten die beiden Ziegenspecks unverschämt.

Zuletzt lachten wir. Es regnete viel diesen Spätsommer. Unser Reuter-Heu kam hellgrün, locker und zart in die Scheune. Der Heuduft erregte mich. Ich ging in den alten Pferdestall und fegte die Spinnweben von der Krippe. Eine Leidenschaft, die ich jahrelang unterdrückt hatte, packte mich.

„Ein Pferd muß her!“ sagte ich.

Meine Frau ist klug. Sie behandelte mich wie einen großen Jungen. Ein kleiner Junge kann zur Not auf einem Stock reiten, schnauben, wiehern, Hü und Hott rufen, Pferd und Kutscher in einer Person sein. Ein großer Junge muß ein richtiges Pferd haben.

„Hol dir ein kleines, ein geschecktes Zirkuspferd“, sagte meine Frau. Ich umarmte sie.

Der Mann mit dem Kaiserbart

Der Zug hielt. Laternen lichtelierten. Hinter jedem Laternchen steckte ein Eisenbahner. Wie, wenn auch am Himmel hinter jedem Stern ein Laternen-träger stünde? Bautz! Keine Zeit für Märchendichtungen. Rangierbahnhof. Unser Zug wurde auseinandergerissen. Dieser Wagen nach Rostock, jener nach Gera und der da sonstwohin. Krachen und Scheppern. Noch einmal das Purzeln und Stürzen wie am Vortage. Ich schrie durch den Türschlitz eine vorüberpendelnde Laterne an: „Mann, siehst du den Warnungszettel nicht? Lebende Tiere!“

„Zu finster!“ krächzte der alte Rangiermeister. Er hob seine Laterne und leuchtete in unseren Wagen hinein. Da sah er das zitternde Hengstlein und schnalzte. Sein Kaiserbart über der dicken Oberlippe hüpfte hin und her.

„Dein Pferdchen?“

„Vielleicht.“

„Mußt du doch wissen.“

„Wie sollen wir Freunde werden, wenn du so grob rangierst?“ Der Bahner schnaufte durch den Bart: „Bist ein Gelehrter, wie? Sprichst hintenherum, was? Nimm den Kopf aus dem Türschlitz, Professor, gleich knallt's wieder.“

Der Alte tappte nach vorn zur Lokomotive. Der nächste Aufprall war mäßiger. Es wurde vorsichtiger und zuletzt fast sanft rangiert. Ich klopfte Pedro den Hals. Wir hatten Eindruck gemacht.

Weshalb ich Blumen bezahlen mußte

Die Sonne ging rot auf. Rosarote Wohlkenkähne schwammen über den Himmel. Fünf Uhr morgens. Wir waren auf dem Güterbahnhof der Kreisstadt angekommen, doch nirgendwo auf der Station waren unsere Waggonpapiere zu finden. „Papiere erst um sieben Uhr, wenn der Dienst auf dem Güterbahnhof beginnt!“ Oh, du bahnbürokratische Bequemlichkeit!

Wir luden uns eigenmächtig aus und schlichen davon. Hinter den Bahnschienen stieß Pedro in seine Hengsttrompete. „Da sieht man: Du hast keine

Ahnung von der Bürokratie!“ Pedro blies noch einmal. Triumphfanfare! Die Finsternis des Waggons war besiegt. Der Stationsvorsteher trat vor die Tür, fuchtelte und winkte.

„Da hast du es! Jetzt wird er uns zurückholen, dich durchpeitschen und mich wegen Mißachtung bahnamtlicher Bestimmungen in ein Bremserhäuschen sperren, bis die Polizei eintrifft.“ Pedro schmetterte unbeeindruckt den dritten Tusch heraus. Da ging hinter uns die Bahnschranke herunter. Wir waren gerettet.

In der Stadt begrüßte Pedro das Shetlandpony des Milchfahrers, die großen Pferde des Langholz-Fuhrmannes und die Fuchsstute aus der volkseigenen Gärtnerei. Die knochige Liese stand vor einem Plattenwagen voll roter Pelargonien. Pedro beschnupperte und bebrummelte die Stuten-Tante. Sie schien ihm nicht zu gefallen. Die roten Pelargoniendolden gefielen ihm besser. Er fraß eine ab. Ich mußte sie an Ort und Stelle bezahlen.

„Du ernährst dich, wie ich sehe, von erlesenem Futter.“

Pedro legte die Ohren an.

Traktor und Pferdefloh

Die Landstraße wand sich durch Felder. Der Ortolan sang. Ein Schwarm Girlitze begleitete uns, schwirrte auf, wenn wir heran waren, und ließ sich ein paar Bäume weiter nieder.

„Ein langer Mann und ein kleines Pferd“, ziepelten die Girlitze. Sie brachten die Nachricht ins nächste Dorf. Die Bauern musterten uns. Sie gaben uns ihr Urteil und einen Glücksruf mit auf den Weg: „Gut Pferd, Meister! Glück zu!“

Das Gras im Straßengraben lockte. Ich ließ Pedro eine Weile fressen und setzte mich ins weiche, wehende Grün. – Die Sonne begann zu hüpfen. Das machten meine müden Augen. –

Beim Schlafen glitt mir der Haltestrick aus der Hand. Als ich erwachte, weil mir ein Vogelklecks auf die Nase fiel, war Pedro nur noch ein dunkler Punkt hinten am Wäldchen. Gleich mußte dieser Punkt bei der Straßenbiegung verschwinden.

„Pedrooo! Pedroooo!“ Ich hätte ebensogut die Girlitze bitten können, sich mir auf die Hand zu setzen. Ich war nichts als eine Reisebekanntschaft für Pedro; jene Reisebekanntschaft, der man im Wartesaal oder auf dem Bahnsteig noch einmal zunickt, bevor man weiterfährt. Ich würde in die Stadt zurückrennen und fragen müssen:

„Hast du ein kleines Pferd gesehn, Nachbar?“

„Hab eins gesehn. Es rannte zum Bahnhof, wollte den Zug nicht verpassen“, würde es heißen.

Aber da sah ich, daß der Punkt hinten an der Straßenbiegung wieder größer wurde. Ich konnte schon galoppierende Pferdebeine erkennen. Pedro kam zurück. Er preschte im Sommerweg. Der Staub flog. Ich breitete die Arme aus. Pedro hielt ein und machte sich am Grabenrand wieder ans Gras. Ich konnte ihn greifen.

Meine kleinemenschliche Eitelkeit erwachte: Ich war für Pedro doch mehr als eine flüchtige Reisebekanntschaft. Blöff! Blöff! – Ein dicker Traktor buttert heran und wies mich zurecht. Pedro war vor diesem Poltertier geflüchtet. Der Traktorist würdigte uns keines Blickes. Er spuckte in den gegenüberliegenden Straßengraben. Pferde sind für Traktoristen Überbleibsel aus einer fossilen Zeit. Und Pedro ist für den Mann auf dem Traktor nicht einmal ein Pferd – ein Pferdefloh vielleicht. Meine Eitelkeit aber spielte schon wieder mit den Ohren: Immerhin war ich Pedro sympathischer als ein Traktor.

Die Strickbremse

Im Pferdestand lag eine dicke Matte aus Sägespänen. Es duftete wie im Zirkus. Die Ziege Minna meckerte dem neuen Stallgefährten ihr Willkommen zu. Pedro stand steif vor der Tür. Er nahm eine Nase voll Stallduft und wendete sich zur Seite.

Meine Frau holte ein Handtuch. Wie gute Frauen so sind – sogar ein sauberes Handtuch. Mit dem Handtuch band Christa Pedro die Augen zu. Pedro wurde als „Blindekuh“ im Hofe herumgeführt. Wir wollten ihn verwirren. Er sollte vergessen, wo die Stalltür war. Er vergaß es nicht. Seine Nase hatte das Sehen übernommen. Unsere Minna schien ihm nicht so gut zu duften wie der Bock in seinem Heimatstall. Oder war die Stallschwelle zu hoch?

Wir breiteten Stroh über die Stallstufe. Pedro beschnupperte das frische Stroh. Er naschte davon und ging doch nicht in den Stall.

Wir nahmen Pedro die Augenbinde ab und schaufelten Erde über die Schwelle. Pedro beschnupperte die Erde und schnarchte. Auch unsere Erde gefiel ihm nicht. Also sollte er rückwärts in den Stall wie vor Tagen in den Bahnwaggon.

Auch diese List versagte. Pedro hatte gelernt. Er steuerte mit dem Hinterteil an der Stalltür vorbei gegen die Wand. Meine Geduld ging zur Neige.

Wir legten Pedro einen Strick ums Hinterteil. Die Frauen packten den Strick und stellten sich an Pedros Flanken auf. Ich stand im Stalleingang und lockte das widersetzliche Hengstlein mit einer Scheibe Brot.

Da, da, da! Pedro setzte das rechte Vorderbein in den Stall. Ich trat mit meinem Lockbrot zurück. Pedro war enttäuscht. Er wollte zurück in den

Hof, aber da hielt ihn die Strickbremse der Frauen. Hinten Bremse, vorn Brot. Pedros Freßgier siegte. Er setzte das linke Vorderbein in den Stall. Mir fiel der Schlachtruf der Schildbürger ein, die ihren Ochsen zum Abweiden zweier Grashalme aufs strohgedeckte Scheunendach zogen: „Zieht, zieht, er leckt schon!“ Die Frauen treckten. Wumps! Pedro war im Stall. Er zermalmte die Brotscheibe und stürzte sich dann aufs bereitgestellte Futter.

Konnte man Pedro die Widersetzlichkeit verübeln? Gibt's nicht auch Menschen, die störrisch vor neuen Verhältnissen stehn wie das Tier vor dem neuen Stall? Muß man nicht auch manchen Zeitgenossen mit Überredung oder sanfter Gewalt an sein Glück heranzerrn?

Vornehmer Besuch

Vor meinem Fenster fließt der Bach durch die Wiesen. Dorthin kommen die Waldvögel zur Tränke. Selbst der scheue Pirol trinkt dort, wenn alles still ist. Im Frühling streben große Hechte auf ihrem Weg zu den Laichplätzen diesen Bach hinauf. In der Dämmerung fahren die Wildenten den Bach hinunter. Sie verlassen die schützenden Schilfwälder des Sees und jagen die Fischbrut im klaren Bachwasser.

Als wir die erste Zeit hier wohnten, stand ich zuweilen ein Viertelstündchen am Bach und träumte mich in die Wasserwelt. Ich erkannte den Wert von Stetigkeit und Zielstrebigkeit. Der Bach rief mich bald glickernd, bald raunend zu diesen Tugenden auf.

Nicht lange, und Leute aus der Stadt entdeckten mein Häuschen zwischen den Wäldern im Wiesental. Mein Arbeitsversteck wurde ausgekundschaftet. Es kamen Reporter von Zeitungen.

„Sie leben hier?“

„Ja, ich lebe hier.“

„Weshalb leben Sie hier?“

„Weil Sie nicht hier leben.“

„Er ist ein grober Mensch“, erzählten die Reporter in der Stadt, weil ich ihnen in einem Wortspiel die Wahrheit gesagt hatte. Um jene Zeit kümmerten sich die Zeitungsleute nämlich noch wenig um das Leben auf dem Lande.

Auch einige Kollegen wetzten im Presseklub, jenem Umschlagplatz für Künstlerklatsch und Gerüchte, die Zungen:

„Er hat ein Bauerngut erworben.“

„Der Individualismus ist mit ihm durchgegangen.“

„Er handelt mit Pferden.“

Solche Gerüchte verbreiteten sich in der Stadt über mein Landleben.

An einem regnerischen Sonntagvormittag brütete ich über meinem Roman.

Ein großes Auto hielt vor der Tür. Aus dem Auto stieg ein Schriftstellerkollege. Ich gewahrte es erst, als nervöses Hupengetön den Sonntagsfrieden zerstückelte. Auf die Autosignale liefen die Leute unseres Vorwerks neugierig zusammen. Der vornehme Sakko des Schriftstellerkollegen war schon ziemlich durchnäßt. Er fragte soeben meine Nachbarn, wo denn nun mein Landhaus, gottverflucht, zu finden sei. „Hier!“ sagten die Nachbarn und zeigten auf meine Kate, just als ich zur Tür hinaustrat. Da stieg auch die Frau des Kollegen im duftigen Kleid aus dem Wagen.

Meine Frau war unterwegs. Ich führte die schönste Junggesellenwirtschaft und hatte drei Tage lang vom gleichen Teller mit dem gleichen Eßgeschirr gegessen, um das langweilige Abwaschen zu sparen. Ich brachte die Gäste in meine Arbeitsstube. Die Frau schüttelte sich. Der Kollege hob den Arm, tastete die Decke meiner Katenstube ab und sagte: „Hier kannst du arbeiten?“

„Ich kann.“

„Was soll da herauskommen: kleine Gedanken“, sagte er.

Ich fachte den Küchenherd an und machte Grog. Als der Grog getrunken war und die Gäste sich ein wenig erwärmt hatten, wollten sie das Anwesen sehn. In der Futterkammer betrachtete der Mann das Pferdegeschirr und den Sattel. Er nickte vor sich hin, als hätte er etwas bestätigt erhalten. „Also doch Kulak!“ Ich ließ den Hengst aus dem Stall. Die Frau brachte sich auf dem Treppenabsatz in Sicherheit. Pedro patschte durch die Hofpfützen, rannte auf den Mann zu, um nachzusehn, was in der bunten Jacke wohl stecken könnte. Da riß auch der Mann aus und gesellte sich seiner Frau auf dem Treppenabsatz bei. Von dort oben aus erkundigte sich die Frau nach dem Kilogewicht eines Pferdes; und ob ich am Ende gar Pferdewurst äße? Der Mann wollte den Kaufpreis eines Pferdes wissen.

Es zeigte sich, daß auch der Treppenabsatz meinen Gästen keine genügende Sicherheit bot. Pedro legte die Schnauze auf den Sims und wartete auf eine Scheibe Brot. Der Mann sah in dieser Haltung des Hengstes einen Angriff. Seine Frau sollte sehn, daß er durchaus kein kleiner Held sei. Er stieß mit dem Fuß nach Pedros Schnauze. Pedro stellte sich auf die Hinterbeine. Da flüchteten die Gäste ins Haus.

Beim Rundgang durch die Kate stellten meine Freunde viele Mängel fest. Keine Wasserleitung. Kein Eisschrank. Wie kann ein Mensch heute noch ohne Fernsehapparat leben? Sie entwickelten sofort einen Plan, wie diese Kate zivilisiert und zu einer menschenwürdigen Behausung umgebaut werden könnte. „Dort eine Veranda, dorthin einen Balkon.“ Ich fühlte mich von Minute zu Minute sündiger und kleiner werden. Bei meiner Arbeit hatte ich all diese Mängel bis jetzt nicht bemerkt. Mit Zittern und Zagen dachte ich an das „Vogelhäuschen“ bei der Scheune. Der Himmel verhüte, daß die Gäste

den Wunsch äußerten, dorthin geführt zu werden. Kaum hatte ich's ausgedacht, da fragte die Frau nach der „Toilette“. Ich zeigte schuldbewußt in die ungefähre Richtung. Es konnte auch der Wald gemeint sein. Da ich wußte, wie naß die Einrichtung unseres Vogelhäuschens an einem Regentag sein würde, bangte ich, bis die Frau zurückkam. Sie kam zurück und drängte zum Aufbruch. „So kann man nicht leben“, zischte sie.

„Also doch kein Kulak?“ fragte ich.

Der Mann formulierte eine theoretische Erklärung: „Meines Wissens leben auch Kulaken zuweilen primitiv. Das bringt das Landleben mit sich. Der Reichtum steckt in Ställen und Vorratskammern. Theoretisch gesehen, bist du starker Individualist mit mindestens kulakischem Einschlag. Hüte dich, das Landleben ist in dieser Richtung verführerisch ...“

Ein Glück, daß die Frau es nun so eilig hatte. –

Als der Besuch abgefahren war, um in der Kreisstadt vernünftig zu Mittag zu essen, ging ich in den Stall. Ich klopfte Pedro den Hals. Er wieherte. Das Wiehern war einem Gelächter verflucht ähnlich.

Wie ich ein Zirkus wurde

Im Spätherbst ging das nahrhafte Grünfutter zu Ende. Pedro sollte wenigstens täglich ein Pfund Hafer unter sein Häckselstroh gemischt bekommen. Ich mußte für Hafer sorgen.

Auf unserem Kiesberg wuchs kein Hafer. Das war erprobt. Man erntete dort nicht die Hälfte der Aussaat. Hafer zu Überpreisen von Einzelbauern zu kaufen, wäre ein Verstoß gegen die Gesetze unserer Republik gewesen. Die Gesetze habe ich mit angefertigt und gebilligt. Sollte ich sie nun selber brechen? Wohin mich die Pferdeleidenschaft noch treiben würde!

Eines Nachts, als ich über dem letzten Teil meines Romans grübelte, schlich sich der fehlende Pferdehafer in meine Gedanken. Es tat sich mir ein Ausweg aus dem „Engpaß“ auf:

Ich ging zu den Genossen der Landwirtschaftsabteilung beim Rat des Kreises.

„Hört zu, ich bin ein Pferdenarr, doch nicht pferdenärrisch genug, um Schwarz-Hafer zu kaufen. Teilt mir bitte etwas Hafer für mein Pony zu, gebt mir einen Bezugsschein.“

Wie das so ist: Die Genossen und Kollegen im Landwirtschaftsbüro sahen sich vor einen Sonderfall gestellt. Sie kratzten sich die Köpfe, sahen in ihren Listen nach und sagten: „Lieber Genosse, wir haben kein Kontingent für solche Sonderfälle.“ Guter Rat war teuer wie Chinchillamausfelle. Die Büroluft knisterte vom angestrengten Nachdenken.

„Wenn ich nun ein Zirkus wäre?“ fragte ich vorsichtig.

„Ja, in diesem Falle . . .“

Es stellte sich heraus, daß es ein Kontingent für durchreisende Zirkusse gab. Zirkusse werden von der Verwaltung des Kreises, in dem sie gastieren, ausreichend mit Pferdehafer versorgt. Voll Neid hatte ich beobachtet, wie die Zirkusponys blanken Hafer aus ihren Krippen schroteten.

„Zirkuskünstler erhalten Hafer für ihre Pferde“, sagte ich wehmütig. „Ich bin auch ein Künstler.“

Man konnte wieder hören, wie überlegt wurde.

„Da wäre vielleicht ein Weg“, sagte einer der Kollegen. Der andere jedoch nahm sein Lineal, fiedelte damit am Ohr rauf und runter und sagte: „Du bist vielleicht ein Künstler, aber dein Pferd . . . ist es künstlerisch?“

„Es ist vor allem klein“, sagte ich, „Pferde von dieser Größe kommen sonst fast nur im Zirkus vor.“ Ich zog den Kollegen an das Bürofenster. Vor dem Gebäude der Kreisverwaltung stand meine Frau. Sie bewachte Pedro. In diesem Augenblick kam ein Stutengespann die Straße herauf. Pedro stieß in seine Hengsttrompete. Ehe sich's meine Frau versah, stand er auf den Hinterbeinen, wie es die Steigerpferde im Zirkus tun. Ich rannte hinaus, um meiner Frau behilflich zu sein. – Als ich zurückkam, erhielt ich meinen Bezugschein.

Nun habe ich den Kollegen von der Kreisverwaltung gegenüber ein schlechtes Gewissen. Eigentlich habe ich mit Pedro nie echten Zirkus gemacht. Vielleicht verzeihen sie mir aber, wenn ich ihnen eines Tages dieses Pony-Buch auf den Bürotisch lege, und sie richten ein Sonderkontingent für „Bücherpferde“ ein. Bücherpferde gehören nicht zur Rasse der Amtsschimmel.

Das Telefon der Pferdemänner

Um die Liebeszeit der Pferde trampelte ein Bauer mit seiner Kleinpferdstute auf unseren Hof. Er hatte sich aufs Übernachten eingerichtet und brachte Heu, Stroh und Decken mit. Sehr selbstverständlich spannte er aus und brannte sich seine Pfeife an. Sein Gesicht glich dem Verschluß einer gefüllten Spitztüte.

„Hier soll ein Kleinpferdhengst stehn“, sagte er. Woher wußte er es? Er kam aus einem Dorf von der entgegengesetzten Seite des Kreises. Pferdemenner haben eine besondere Telefonie. Stille Post – einer sagt's dem anderen im Vorbeigehn. Du darfst einem Pferdemann nur zuraunen: „Ein Pferd zu verkaufen.“ In wenigen Tagen wissen es alle Pferdemenner bis nach Berlin. Unser Dorf liegt achtundachtzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Eines Tages sagte ich schwärmerisch zu einem Pferdemann: „Eine

Stute müßte man haben!“ Drei Tage später erhielt ich eine Postkarte vom Staatlichen Handelskontor für Großvieh aus Berlin. Ich sollte mir Stuten ansehen kommen, die zum Verkauf stünden.

Seit Pedro bei uns ist, werde ich des öfteren, ganz gleich, wo ich mich befinde, bei der Arbeit, im Wald oder auf der Wiese, von den Pferdewännern der durchreisenden Zirkusse aufgestöbert.

„Hier steht ein Hengst, hörten wir.“

„Das ist richtig.“

„Was zu handeln? Was zu tauschen?“

„Nichts zu handeln. Nichts zu tauschen.“

„Ansehn?“

„Bitte.“

Die Zirkusleute schaun sich Pedro an. Sie schnalzen mit der Zunge und versuchen, doch zu handeln. „Tauschen, Meister?“

„Nicht tauschen!“

Nach längerer Zeit begreifen sie, daß ich mich weder „bekaufen“ noch „behandeln“ lassen will. Sie nehmen aber die „Personalbeschreibung“ von Pedro mit und geben sie anderen Zirkusleuten und Pferdewännern weiter. Kommt der nächste Zirkus in die Kreisstadt, sind die Pferdewänner da:

„Nichts zu handeln? Nichts zu tauschen?“

Der Bauer mit dem Spitzzügensicht wollte seine Stute mit unserem Pedro verheiraten. Er lud sein Strohband und lud sein Heubündel auf dem Hofe ab.

„Aber der Hengst ist nicht gekört“, sagte ich.

„Er wird gekört werden. Er ist ein schönes Tier“, sagte der Bauer unbeeindruckt.

„Du hast ihn nicht gesehen.“

Der Bauer nestelte mit dicken Fingern eine Zigarettenschachtel aus der Jackentasche. Seine Fingernägel schienen aus Blech gefertigt zu sein.

„Wer fragt schon, ob so eine Katze gekört ist?“

„Die Tierzuchtinspektion. Gesetz ist Gesetz!“

Wir standen uns wie Hähne gegenüber, die die erste Kampfrunde hinter sich haben: Wir beobachteten uns gegenseitig, schätzten einander ab. Dabei saugten wir an unseren Zigaretten und sahen dem blauen Rauch nach. Die Rauchwölkchen zerflatterten am Rand des Stalldaches, Da erscholl aus dem Stall das Geschmetter der Hengsttrompete. Es folgten drei Paukenschläge, hervorgebracht von einem Hengsthuf in der Holzkrippe. Pedro, der die Anwesenheit der Stute errochen hatte, fiel mir mit ungestümer Liebeslust über meine festen Vorsätze her.

„Kannst du das mit anhören?“ fragte das Spitzzügensicht listig. Ich antwortete nicht. Das besorgte Pedro. „Hier-hier-hier-hier-hier!“ rief er der Stute zu.

„Du könntest deinen Hengst ein bißchen laufen lassen“, sagte der Bauer.

„Und dann?“

„Wir gucken beide weg. Wer kann dafür, wenn zwei Pferde sich aus Versehen verheiraten?“

„Wir!“ sagte ich fest und stieß eine besonders schöne Qualmwolke in die Hofluft. Pedro bummerte jetzt gegen die Stalltür. Er hatte sich offenbar den Halfter über den Kopf gezogen. Ich kam in eine unangenehme Lage: Würde die Tür zerspellen, käme der Hengst herausgeschossen. Alle Debatten über Hochzeit oder Nichthochzeit wären zu Ende gewesen. Hätte ich aber die Tür geöffnet, um den Hengst wieder anzubinden, wäre er an mir vorbei auf den Hof gepoltet.

„Wen kann man verantwortlich machen, wenn er die Tür zertrümmert?“ fragte die Spitztüte. Wir sogten wieder an unseren Zigaretten. Die kleine hellbraune Stute knabberte Heu. Sie kümmerte sich nicht um uns, die Heiratsvermittler. Wir gingen in die dritte Runde:

„Man kann nicht jedes Gesetz einhalten, das sich ein Staat ausdenkt.“

Das Spitzütengesicht begann mich zu ärgern.

„Das Körgegesetz haben Menschen gemacht. Auch ich will, daß wir in der Republik gute Pferde züchten.“

„Die Hauptsache: du hast ein gutes Pferd.“

„Nein, du Spitztüte, gute Pferde für alle!“

„Dann bist du ein ganz Besonderer.“

Ich warf meinen Zigarettenstummel ärgerlich in einen Stalleimer.

„Du bist am Ende gar ... so einer.“ Die Spitztüte streckte den Arm aus und ballte die Hand zur Faust.

„So einer, jawohl! Und jetzt nimm deine Stute und zieh ab!“

Der Bauer spuckte verächtlich aus. Ich ging auf ihn zu. „Schlechter Tabak“, sagte er und zog sich zurück. Er packte seine Stute beim Halfter und führte sie zum Wagen. Zuletzt kratzte er jeden Halm Heu auf dem Hof zusammen und fuhr ohne Gruß davon. Ich stand vor der Stalltür und beruhigte mich und den Hengst.

„Der Versucher reitet zuweilen zu Pferde“, sagte ich zu meiner Frau.

Pedro wurde ein Pferdebräutigam

Eines Tages schrieb mir ein Mann, er habe durchs Pferdemänner-Telefon erfahren, bei mir stehe ein prächtiger, kleiner Hengst. Er besäße eine entsprechende Stute, von der er gern ein Fohlen ziehen würde. „Darf ich meine Stute für ein paar Hochzeitstage zu Ihrem Hengst schicken?“

Wieder ein Versucher. Das hielt ich nicht länger aus. Ich schrieb an die

Tierzuchtinspektion und bat den Zuchtleiter, Pedro zu kören; das heißt, unser Hengst sollte zu einem Zucht- und Vatertier „auserkoren“ werden. Ich zweifelte nicht daran, daß Pedro zuchttauglich wäre.

An einem Nachmittag, als sich die Gänse auf dem Hügel vorm Haus für den Abend satt weideten und die Schatten schon länger wurden, fuhr die Körkommission im Auto vor. Es stiegen zwei Männer aus. Der eine von ihnen stützte sich auf einen Metallstab. Der Stab hatte am oberen Ende eine sonderbare Krücke. Es handelte sich um das Stockmaß. Man ermißt damit die genaue Höhe von Zuchtvieh.

Zunächst trank ich mit den beiden freundlichen Herren ein Schnäpschen. Wir erzählten uns Pferdegeschichten. Ich erfuhr manches über die Tiere anderer Kleinpferdzüchter unseres Bezirks.

Um diese Tageszeit tobt sich Pedro sonst in der Gartenkoppel aus. Nun stand er fein herausgeputzt im Stall und wartete darauf, herausgelassen zu werden. Wir hatten seine Mähne und seinen Schwanz besonders schön gebürstet und gekämmt. Das Halfterzeug war mit Schuhkreme blank geputzt worden.

Nach einem zweiten Schnäpschen sagte der Zuchtleiter: „Nun müssen wir wohl, ehe es dunkelt!“

Der Hengst hatte sich aus Langeweile in der Stallstreu gewälzt. Als dann noch niemand gekommen war, um ihn herauszuholen, hatte er die Streu mit den Hufen aufgekratzt und sein heißes Blut im feuchten Stalluntergrund gekühlt. Nun putz du nassen Dreck aus einem Pferdefell! Draußen warteten die Männer von der Körkommission. Ich mußte hinaus. Statt eines Paradepferds führte ich ihnen ein Paradeschwein vor.

Die Herren rümpften die Nasen. Sie hatten jetzt ihre Dienstaugen aufgesetzt. Der Gesichtswinkel von Dienstaugen ist spitz. Pedros Höhe wurde gemessen: Ein Meter und fünfundzwanzig Zentimeter. Dann maß man den Brustumfang und die Röhrbeinstärke des Hengstes.

Ich wurde dabei wieder zum Pferdejugen von einst, der auf den Pferdemarkten die Pferde zur Musterung vorführte. Pedro im Schritt, Pedro im Trab! An einer bestimmten Stelle, die mir die Männer bezeichneten, mußte ich kehren. Alles wurde so gehandhabt wie bei den großen öffentlichen Hengstkörungen. Jedesmal, wenn ich an den Männern vorbeikam, vernahm ich, wie sie einander Zahlen und Qualitätsbezeichnungen zuraunten.

„Für Pflege und Putz werden wir eine schlechte Note erhalten“, sagte ich zu Pedro beim Traben. „Schuld hast du!“ Meine Vorwürfe berührten den Hengst nicht. Er hatte wahrscheinlich nur eines im Sinn:

„Wann bringst du mich endlich zur Koppel?“

Die Männer rollten ihr Bandmaß ein, klappten das Stockmaß zusammen und schrieben Zahlen in ihre Notizbücher. Die Körung war beendet.

„Also was?“

„Körnote: III b.“

Das war sehr mittelmäßig: Etwa drei minus im Schulaufsatz.

Die Männer schraubten ihre Dienstaugen aus und fuhren freundlich winkend davon. Pedro war gekört.

Als das Auto der Körkommission in das Wiesental einbog, zog mich meine Frau am Ärmel. „Mach dir nichts aus der schlechten Körnote. Was verstehn die schon von Pferden.“

Ich wußte es besser: Die Männer von der Körkommission hatten das gesehn, was auch ich wahrgenommen hatte, als ich Pedro zum ersten Male anschaute: Hinten ein wenig zu eng gestellt; im Rücken etwas zu weich. Das war, bevor ich mich in Pedro verliebte. Die Liebe läßt den Menschen über Mängel hinwegsehn. Also ist sie einmal eine gute, ein andermal eine bedenkliche Kraft.

Das verzogene Stutenfräulein

Das Starenweibchen tat geheimnisvoll und fürsorglich. Es hatte sein erstes Ei gelegt. Bevor es auf Würmersuche in die Wiesen flog, äugte es noch einmal in den Starkasten zurück. Ist das Ei noch da?

In den Sauerkirschbaum hatten wir ein Meisenkästchen gehängt. Auch darin lagen erbsenkleine Eier. Der Frühling war groß. Ein einsames Herz wurde nicht mit ihm fertig. Alles wollte sich vermählen und vermehren.

Pedro ging vor Frühlingslust nurmehr auf zwei Beinen. Es war, als wünschte er sich Flügel. Er wollte sich wohl in die Lüfte erheben wie das Dichterpferd Pegasus.

Auf meinem Schreibtisch lag der Brief, in dem jener Pferdemann die endgültige Ankunft seiner Stute ankündigte: „Ein feingliedriges, ein hehres Tier. Eine grazile Stute, ein weichgefesseltes Wesen, eine schwebende Jungfrau.“ Der Brief enthielt einen Nachsatz: „Die Stute ist ein bißchen verzogen. Hören Sie: Sie ist wie das Kind im Hause.“

Der Nachsatz gefiel mir nicht. Verzogen? Was verbarg sich dahinter?

Eine Woche später hielt ein großes Lastauto vor unserer Tür. Im Autokasten stand das Stutenfräulein bis zum Bauch im Stroh und spielte mit den Ohren. Von weitem sah das Fräulein aus, als wäre es schwarz behaart. Sah man genauer hin, so gewahrte man im Fell am Kopf, auf dem Rücken und an den Flanken weiße Stichelhaare. Die Stute würde also in einigen Jahren ein Schimmel sein. Vielleicht muß ich erklären: Es wird selten ein Schimmel geboren. Die meisten Schimmelpferde kommen farbig zur Welt. Allmählich „verschimmeln“ sie, werden Dunkel-Schimmel, Grau-Schimmel, Blau-Schimmel. Viele sind erst im Alter von zehn Jahren ganz weiß.

Wir steuerten das Lastauto rückwärts an ein Hügelchen. Die Kastenklappe des Autos wurde heruntergelassen. Das verwöhnte Stutenfräulein hätte bequem aussteigen und vom Hügel her sein Hochzeitsland betrachten können.

Ich kletterte aufs Auto, um die künftige Pedro-Braut loszubinden. „Herzlich willkommen im Wonnegefeld, edle Jungfrau!“ Die Stute legte die Ohren an. „Laß das! Hier steht ein ausgewachsener Pferdemann.“ Da drehte sich die Stute rasch um und feuerte aus. Eine Mandel Hinterhufschläge flitzte an meiner Nase vorüber. Schöne Begrüßung!

Ich stieg von vorn auf das Auto, packte das Stutenfräulein beim Halfter und band es los. Dabei versuchte es, mich in die Hand zu beißen. Ein schönes „bißchen verzogen“.

Der Marsch vom Hügel in den Stall wurde fast ein Kampf. Auf halbem Wege jedoch kam uns Pedro mit einem Liebeslied zu Hilfe. Das Fräulein spitzte die Ohren. Seine Laune wurde besser. Es lauschte und richtete sich zurecht wie eine junge Dame vor dem Spiegel. Diesen Augenblick Mädchen-eitelkeit benutzte ich, um die Stuten-Jungfer in den ihr zugedachten Stall zu führen. Dort trennte sie nur eine Lehmwand vom künftigen Bräutigam.

Am Abend begann der zweite Akt des Hochzeitsdramas. Beim Füttern verhielt sich das Fräulein einigermäßen manierlich. Dann brachte ich ihm die Tränke. Die Jungfrau soff und gurgelte – gar nicht allzu vornehm – einen halben Eimer Wasser hinunter. Beim Verlassen der Box strich ich mit der rechten Hand über Rücken und Kruppe der Schönen. Da schlug mir die Pferdebraut den Wassereimer aus der Hand. Der Schlag war mir zugedacht gewesen. Hätte ich ihn erhalten, so wäre es nie zu einer Pferdehochzeit bei uns gekommen.

Ich blieb eine Viertelstunde im Verschlag und redete beruhigend auf die Stute ein. „Wer tut dir was? Wer benimmt sich hier rüpelhaft auf einer Hochzeitsreise, wie?“

Das Fräulein hob das rechte Hinterbein nur an, als ich den Stand verließ.

Der dritte Akt des Hochzeitsdramas begann am nächsten Morgen bei der Toilette. Das Fräulein wollte sich weder striegeln noch bürsten lassen. „Sie haben lebensgefährliche Launen, Jungfer.“

Wir hängten einen Schlagbaum in den Stand. Er sollte die flinken Hufhiebe der verzogenen Dame abfangen. Das tat er auch, doch das „Goldtöchterchen“ schlug so herb zu, daß wir um seine Hufe und Fesseln besorgt sein mußten.

Nun gibt es Pferdemenner, die sagen, bei solch einem Grad von Verzogenheit hilft nur noch ein Mittel. Und das Mittel? Durchprügeln! Zeigen, wer der Herr im Stalle ist. Das Pferd muß zittern, wenn du seinen Stand betrittst!

Ich halte von dieser rohen Methode nichts. Knüppelpferde werden ohne

ihre Schuld zu widerlichen Wesen. Wenn der Mensch ein Tier durch Willensschwäche *verzogen* hat, muß er es durch Beharrlichkeit und Willensstärke *erziehen* können. Schlagen ist Geistessträglichkeit. Der Mensch, der Maschinen ersinnt und ganze Arbeitsvorgänge automatisiert, sollte einem verzogenen Tier nicht beikommen?

Ich sägte zwei faustdicke Holzklötze von einem Stamm. Die Klötze befestigte ich an Riemen. Dann kam das Schwerste: Ich mußte die Riemen mit den baumelnden Holzklötzen über den Hinterbein-Kniegelenken der Stute befestigen. Dazu stellte ich die Stute gegen eine freistehende, kurze Bretterwand. Auf der einen Seite der Bretterwand stand ich, auf der anderen Seite die Stute, ihre Hinterbeine ragten über die Wand hinaus. Die Wand als Schild und Deckung nutzend, redete ich wohl eine halbe Stunde auf die Patientin ein. Dann beugte ich mich über die Bretterwand und legte meine Hand auf den Stutenrücken. Nach einer Weile ließ sich die Pferdedame das geschehn. Da fuhr ich langsam mit der Hand an den Hinterbeinen der Stute herunter, bis ich nach Minuten die Kniegelenke erreichte. In diesem „Behandlungsabschnitt“ donnerten natürlich viele Hufschläge, die sich auf mich bezogen, gegen die Bretterwand. Ich schwitzte wie beim Tragen von Zweizentnersäcken. Schließlich aber konnte ich die Riemen oberhalb der Kniegelenke befestigen. Nun baumelten die Holzklötze an den Pferdebeinen herab. Sie schlugen zurück, sobald die Stute das Bein zum Schlag erhob.

Sehr bald hatte unsere Hochzeitsjungfrau heraus, daß sie sich selber bestrafte, wenn sie fürderhin ein Bein zum Schlag erhob.

Nach zwei Tagen stand sie still und zahm, wenn ich ihren Stand betrat. Ich durfte ihr meine Hand auf den Rücken legen, durfte sie striegeln und bürsten.

Nun blieb nur noch das unberechenbare Beißen. Das gewöhnte ich der Dame mit einem ausgestopften Handschuh ab. Den Handschuh hielt ich ihr statt meiner Hand hin. Er war mit Petroleum getränkt.

Zwei Wochen waren vergangen, da hatten wir eine fromme, umerzogene Jungfrau in der Box stehen. Sanfte Worte vermögen mehr als die schärfste Peitsche. Das hatten wir dabei gelernt. Wir gingen klüger in den neuen Frühling. Die Luft war voll Vogeljubel. Die Blumen lächelten uns an, als freuten sie sich mit uns über die neue Erfahrung.

ANEKDOTEN AUS DEM NACHLASS

Der Flüchtling

Der Dichter Hans Marchwitza wurde während eines Besuchs im Ruhrgebiet, wo er in seiner Jugend harte Jahre als Bergmann verlebt hatte, von einem Wachtmeister der Adenauerschen Bundespolizei, bei dem er sich nach einer Fahrtverbindung erkundigte, gefragt, ob er „nicht auch Flüchtling“ sei.

„Ich? Flüchtling?“ entrüstete sich Marchwitza, der vor kurzem in der Deutschen Demokratischen Republik mit einem Nationalpreis ausgezeichnet und zum Mitglied der Akademie ernannt worden war. „Wie kommen Sie darauf?“

„Ganz einfach“, entgegnete der Wachtmeister. „Ich habe an Ihrer Aussprache erkannt, daß Sie aus Oberschlesien sind: Da müssen Sie doch von dort vertrieben worden sein.“

Jetzt nickte Marchwitza, daß ihm der weiße Schopf in die Stirn fiel. „Allerdings. Und schon 1910. Da haben mich die Grafen von und zu Henckel-Donnersmarck, dieselben, denen es heute bei euch noch so gut geht und die damals Besitzer der inzwischen zum Volkseigentum gewordenen schlesischen Gruben waren, durch ihre Hungerlöhne aus der Heimat vertrieben. Und wenn Sie noch mehr davon hören wollen . . .“

Doch auf mehr war der Wachtmeister nicht erpicht.

Nur ein halber Schritt

John Foster Dulles, Außenminister in Präsident Eisenhowers „Kabinett der großen Geschäftsleute“, war dafür bekannt, daß er im Umgang mit Verhandlungspartnern, die seiner Politik der Stärke die Stärke ihrer Politik entgegensetzten, nicht nur die diplomatische, sondern auch die Höflichkeit schlechthin außer acht ließ, wobei er sich gern den Anschein eines altamerikanischen Biedermanns gab, der nichts auf der Welt fürchtet, nur Gott, und im übrigen kein Blatt vor den Mund nimmt. So bemerkte er einmal, am Schluß einer internationalen Konferenz, auf der er mit allen Mitteln eine

von der Sowjetdelegation vorgeschlagene Einladung der chinesischen Volksregierung zu hintertreiben versucht hatte, zu dem neben ihm stehenden Wyschinski: Er halte, auch wenn er sich nächstens mit den Roten aus China an einen Tisch setzen müsse, an seiner Meinung fest, die da laute, daß – nichts für ungut! – vom Kommunisten zum Verbrecher nur ein Schritt sei.

Worauf Wyschinski, indem er, verschmitzt blinzeln, die Entfernung zwischen sich und dem anderen maß, „ganz Ihrer Meinung, Mister Dulles!“ entgegnete. „Manchmal, nichts für ungut, ist es auch nur ein halber.“

Der Weg des Hirten

Einer Moskauer Delegation, die – nachdem zwischen der Sowjetunion und Israel diplomatische Beziehungen angeknüpft worden waren – das „Heilige Land“ bereiste, wurde unter anderem auch ein Kibuz, eine der auf primitiver Gütergemeinschaft beruhenden landwirtschaftlichen Genossenschaften, gezeigt.

Der Vorsitzende des Kibuz konnte es sich nicht versagen, die Gäste bei jeder Gelegenheit auf den, wie er ihn nannte, urwüchsigen Sozialismus seiner Genossenschaft hinzuweisen. „Nehmen Sie zum Beispiel unseren Schafhirten“, sagte er, als man nach einem Rundgang durch die Ställe und Felder zu den Weideplätzen kam, „der Mann verkörpert schon durch seinen Werdegang unser Prinzip der vollständigen Gleichheit und Brüderlichkeit. Er war früher Universitätsdozent in Heidelberg. Ich weiß nicht, ob Sie mir in Ihrem Lande einen ähnlichen Fall nennen könnten.“

„In der Tat, das können wir nicht“, erwiderte eines der Delegationsmitglieder aus dem Lande des Sozialismus, „bei uns ist es nämlich genau umgekehrt, wir versuchen aus Schafhirten Universitätsdozenten zu machen.“

NEUE GEDICHTE

Elegie vom nächtlichen Weg – 1943

*Durch unsre Schube stößt uns wund der Weg,
der von uns fort sich in das Leere zieht,
der Himmel schrecklich sinkt auf uns herab
wie Schichten Sand, ein Alp, der auf uns kniet.*

*Im Dämmer-Violett der Ebene
kein Echo unserm Schreien wird, es sieht
groß werdend nur die Nacht uns glasig an,
und Häuser starren mit geschlossenem Lid.*

*Es ist der Lehm der Leib Erschossener,
auf dem wir gehen, o wär er nicht, der Tod,
der schwer und würgend auf uns niederhängt,
der schweigend aus dem Untergrund uns droht;*

*bereitet hat die Angst uns schon das Grab,
wir atmen Asche, essen Leichenbrot,
wir Kinder der Vernichter: was noch kommt,
so komm es auch als Sühne unsrer Not!*

*Von Finsternis ereilt, wir sehen grell
die Feuerschlünde speien durch den Raum,
auf harter Erde stampfend, wissen wir,
daß sie sich öffnen wird, wie es im Traum*

*einst der Apostel sah, und Männer mit
Gewehren treten vor aus jeder Tür,
schwarz, Schatten vor des Himmels lichtem Saum.
Uns aber wird der Tag, der uns erlöst,
den wir erwarten schon, verschonen kaum ...*

Entdeckung des Lichts

*Das Haar von Asche grau bestaubt
und wie erblindet, doch dein Ohr
dem Donnerton des Lichts geneigt,
so tratst du aus der Nacht hervor.*

*Erschüttert hörtest du den Baum,
wie er sich brausend aufwärtsschwang –
doch was du fühltest, galt ihm nichts,
es war nicht Licht im Wipfelklang.*

*Nur Stille sei, dann tönt das Licht
in mir! Und immer stiller – bis
du in der Stille dich verlorst.
Die Stille war die Finsternis.*

*Der Stein umschloß dich, Schacht des Lärms,
und drängend legten Stimmen sich
auf deiner Augen leeren Punkt,
nicht Licht war, doch die Stille wich.*

*Ein Wort, geflüstert, schluchzend nah,
so flog ein Hauch des Lichts dir zu,
Sekunden sabst du: dich. Ach, blind –
es war das Licht zu schwach im Du.*

*Hört, alle! sang es durch die Zeit,
ein roter Stern dir nahm das Nichts
vorm Auge fort, im Lied des Volks
war Licht – o Donnerton des Lichts.*

*Und sieh, die Nacht war nächtiger,
da sich das Licht hob aus der Nacht,
die Dinge blühten und das Du
im Lied des Lichts, in lichter Macht.*

Gedicht von der Erde

*O träume nicht. Die Sonne glimmt
durch Meere Eis; noch sind sie fern,
noch atmest du im Raum, noch schwimmt
die Erde nicht als toter Stern.*

*O zweifle nicht, du bist das Licht,
du bist das Rad, das alles treibt,
die Hand, die hält, der Mund, der spricht:
„Die Erde lebt, die Erde bleibt!“*

*O schweige nicht. Nicht-Schweigen ist
der Erde heilsam wie ein Föhn
und hilfst, daß du sie nicht vergißt:
die Tat, die sie macht gut und schön.*

*O warte nicht, das Nichts, es schreit
aus deinesgleichen, m a c h e s t u m m –
und du dringst ein in Eis und Zeit,
auf Erden geht der Frühling um.*

An meinesgleichen

I

*Dich, der du mit uns warst,
der Wolke Staub,
dem tödlichen Vergessen trotzend,
leise weichen sehen:*

*schattengleich und ferne schon,
da es die Worte alle
einzulösen gilt – macht
schamrot noch.*

*Was aber bleibt von dir?
Ach du! Gefahr
erschlägt den Flüchtenden.
Die Stimme spricht ins Nichts:*

*ibr lauschend, wend
ich mich den Unsern zu, und
schon fließt neues Blut
in mir – das deine.*

2

*Steh, Kamerad,
ermanne dich,
entsinn dich deiner
Kraft. Vergiß nicht –*

*vergiß nicht,
was uns aufgegeben,
laß dir nichts
entreißen. Liebe –*

*liebe mit uns
die Menschen, indem
du ihre Feinde
unschädlich machst.*

Bericht vom Neuen

*Dem Neuen wirst du nicht begegnen,
wenn du verzückt ins Grüne starrst;
den Klängen und den Lichtreflexen
nur hold, dich in ein Nichts vernarrst.*

*Aus dir heraus mußt du schon gehen:
damit du nicht bei dem verharrst,
was sich in dir versteinern möchte.
Denn neu ist das, was du nicht warst.*

*Birgt sich das Neue in den Worten,
den schönen? Darfst du ihnen traun?
Durchschneidet es den Himmel pfeifend?
Vielleicht auch schläft es hinterm Zaun*

*der Eigensucht, fällt von den Bäumen
gleich Blättern rublos, welk und braun?
Das Neue kannst du nur lebendig
in dem lebendigen Antlitz schaun.*

*Doch liegt es dir nicht auf der Straße,
spricht dich nicht an, aufdringlich und
nach Beifall hungrig, klagend über
Versäumtes mit bewegtem Mund.*

*An seinem Werk an seinem Platze,
nicht Worte machend ohne Grund,
doch mit Geschick fürs Ganze handelnd –
da steht es: mit der Zeit im Bund.*

Gedanken über Lyrik

Es gibt Gedichte, die sind schwierig deshalb, weil die Wahrheit, die sie zu verkünden haben, nicht einfach ist. Es gibt aber auch Gedichte, die nur deshalb schwierig sind, weil sie eine nicht einfache Wahrheit vortäuschen wollen; sie komplizieren „künstlich“, treiben Hochstapelei. Ihr Gedanke, ihre Seele, ihr Charakter sind überaus dürftig – der Lüge bedürftig.

Manche Gedichte ranken sich an einem Gedanken hoch, immer höher. Dieser Gedanke muß sehr fest, solide sein und in der Erde wurzeln, sonst kippt das Gedicht mit ihm ins Leere. Manche Gedichte erinnern einen auch an Münchhausen, der sich an seinem eigenen Schopf aus dem Sumpfe ziehen will. Sie verraten sich und zeigen, daß sie um ihrer selbst willen da sind, daß ein Gedanke ihnen fehlt, auch wenn sie sehr gedankenvoll tun. Sie klügeln nur und sind nicht klug, sie künsteln und sind keine Kunst.

Der Gedanke in der Lyrik leitet sich her aus subjektiver und objektiver Notwendigkeit, der Übereinstimmung beider. Was nicht aus subjektiver Notwendigkeit hervorgeht, ist nicht „echt“, nicht erlebt und erfaßt; was nicht in Übereinstimmung mit objektiver Notwendigkeit, mit der Perspektive der Gesellschaft, empfunden wird, bleibt „subjektiv“, leer und unverbindlich. Im einen wie im anderen Falle ist das Resultat kein vollwertiges, kein überzeugendes und gültiges Gedicht, welches nur entsteht, wenn das Subjektive mit dem Objektiven, das Besondere mit dem Allgemeinen, wenn der Dichter mit dem Volk, dessen besten Kräften sich identifiziert.

Der Begriff der Notwendigkeit ist ebenso als formales Prinzip aufzufassen. Nur das gelingt, was aus einem notwendigen Ansatz heraus notwendig sich entwickelt. Der Inhalt bestimmt die Form: auf diesem Wege allein kann die Einheit von Inhalt und Form erreicht werden. Der Aufbau, die Struktur eines Gedichts müssen inhaltlicher Notwendigkeit gehorchen; Einleitung, Höhepunkt und Schluß beim Gedicht können so nichts anderes sein als Synonyme der Entwicklung des Gedankens . . .

Was ist schön außer der Wirklichkeit? Was ist gut außer dem Leben und dem, was ihm dient? Manche Gedichte wollen das Schöne und Gute nur in einem Bilde geben. Nur? Kann nicht der Gedanke auch wieder Wirklichkeit und Leben werden, entsteht nicht gerade so eine sehr reife Poesie? Den Abklatsch sowohl wie die Abstraktion vermeidend, schön und gut, klar und verständlich in der Einheit von Bild und Gedanke, geboren aus dem Bedürfnis des Geistes nach dem Leben, nach der Veränderung, der guten, des Lebens – steht eine solche Poesie nicht im Herzen des Volkes? Ich glaube, daß sie dort stehen würde, daß sie dort stehen wird.

Eine andere als die sozialistische Perspektive gibt es für das Leben und die Gesellschaft nicht – eine Lyrik, der diese Grundtatsache unserer Zeit verborgen bleibt, kann in eben der Zeit weder als „gut“ noch auch als „schön“ gelten. Denn das Schöne ist nur schön, wenn es das Gute, das heißt den Sozialismus unter den jeweiligen Bedingungen vertritt, ebenso wie das Gute nur gut sein kann, wenn es zugleich schön, das heißt realistisch durchdrungen und erfaßt ist und zur vollen Wirkung gelangt.

DIE EINSAME SCHÖNE

Um es gleich vorwegzunehmen: die Jüngste ist unsere Einsame Schöne nicht mehr; die Zeit hat längst tiefe Furchen in ihr Gesicht gegraben. Eine so stürmische Vergangenheit wie die ihre konnte nicht spurlos vorübergehen. In ihrer Kleidung bevorzugt sie seit Menschengedenken die laub- und grasgrünen Töne, greift manchmal auch zu Zinnoberrot oder Zimtbraun, die sie hier und dort wirkungsvoll mit ein bißchen weiß oder blau absetzt. Fragwürdig in allem, wie sie ist, hat sie sich im Lauf ihres Daseins die verschiedensten Namen zugelegt, und die Akten vermerken mindestens vier „alias“. Den Männern, die sie aufsuchten – oft über die halbe Welt hinweg – hat sie meist nur Unglück gebracht, freilich ohne daß die anderen darum klüger geworden wären, und trotz ihres runzligen Gesichtes schlagen heute noch die Herzen höher, wenn ihr Name fällt, und träumen Millionen von ihrer verführerischen Einsamkeit. Dabei ist diese Einzelgängerei nur Lug und Trug, nichts als Gerede; sie hat sich zeitlebens gleich zwei Gefährten gehalten, deren Dasein sie aber geschickt zu verbergen wußte.

Berühmt und gerichtsnotorisch wurde sie durch die Vorliebe eines heruntergekommenen Seemannes für Freibier und durch die Phantasie eines Schriftstellers. Die Begegnung des übelbeleumdeten Bootsmannsmaates Alexander Selkirk und des kaum besser angesehenen Journalisten Daniel Defoe fand vor bald 250 Jahren in irgendeiner düsteren englischen Hafenkneipe statt, und aus ihr ging das Buch vom Leben und den seltsamen, überraschenden Abenteuern des Seefahrers Robinson Crusoe hervor.

Die Robinson-Insel, wie die Einsame Schöne ihrem Entdecker und allen Geographen zum Trotz von nun an hieß, war damals schon seit fast 150 Jahren bekannt – mehr noch: sie war berüchtigt. Das werden solche Frauenspersonen schnell, wenn sie sich in die Politik mischen.

Seit 1550 etwa hatten die Spanier sich in ganz Südamerika häuslich eingerichtet. Ausgenommen von ihrer Herrschaft waren nur einige tropische Urwaldgebiete und die Heimat der Araukaner, eines kleinen Indianervolkes in Südchile. Ein Strom von zusammengeraubtem Gold ergoß sich aus der neuen Welt nach Spanien, und von dort floß ein anderer Strom zurück: Soldaten, Waffen und Kolonialbeamte, das Rohmaterial, aus dem sich Spanien in Amerika die Grundlagen seiner Weltmacht schmiedete.

Der Transport von Nachschub und Waren geschah nicht um der Liebe Christi willen, er war ein Geschäft, und ein einträgliches obendrein. Die spanische Krone vergab – gegen gehörige Bezahlung natürlich – an eine Gruppe sevillanischer Kaufleute das Monopol des Amerikahandels, und die hielten sich wieder durch gepfefferte Preise schadlos. So hatten beide Teile ihren Nutzen – der König die Steuern, die Kaufleute den Gewinn – und achteten streng darauf, daß niemand dieses Idyll störe. Der Verkehr mit Südamerika wurde der leichteren Kontrolle wegen einem Fahrplan unterworfen, der den Schiffen Route und Anlaufhäfen vorschrieb. Südamerikasegler durften nur aus Sevilla auslaufen. Alle für die Westküste bestimmten Waren gingen zunächst nach Portobella an der Atlantikküste des heutigen Panama, von dort schaffte man sie über die Landenge nach der Stadt Panama an der Pazifikküste, lud sie wieder auf Schiffe und brachte sie nach Peru. Von hier gingen sie dann nach ihren Bestimmungshäfen.

Im Oktober 1574 lief von Callao, dem Hafen Limas, ein Segler mit Fracht für Valparaiso aus. Niemand an Bord, einschließlich des Kapitäns Juan Fernandez, erwartete von der Tausend-Meilen-Reise nach Chile etwas Besonderes. Auf der südlichen Halbkugel hatte der Sommer begonnen; es würde ein strahlend blaues Meer geben und stetige Südwinde, gegen die der Segler mühsam ankreuzen mußte, ein beschwerliches Manöver, das von den Matrosen viel Arbeit und von den Offizieren viel Können verlangte. Und das hundert Tage lang, denn soviel Zeit etwa brauchte ein Segelschiff, um die Strecke zu bewältigen. Juan Fernandez und seine Leute machten wahrscheinlich nicht eben frohe Gesichter, als der bequeme Hafen von Callao hinter dem Horizont versank.

Es war kein Wunder, daß der Kapitän versuchte, dem vermaledeiten Südwind ein Schnippchen zu schlagen. Statt wie üblich die Küste entlang-zusegeln, setzte er zunächst Kurs nach Westen, etliche hundert Seemeilen in das riesige unbekannte Meer hinein, das, seit Magallanes es durchquert hatte, der Stille Ozean hieß, von den Karthographen des Königs aber stolz Spanischer Ozean genannt wurde.

So leicht ließ der Südwind sich jedoch nicht überlisten. Er wehte auch zweihundert Meilen westlich der Küste mit unverminderter Hartnäckigkeit. Den Matrosen blieb nicht ein Schweißtropfen, den Offizieren nicht eine Nachtwache erspart. Es wurde eine Reise, ganz wie sie sein sollte. Nur auf der Brücke verbreitete sich allmählich eine leichte Unruhe. Obwohl der Wind auf offenem Meer nicht günstiger war, legte das Schiff dem Anschein nach täglich das Drei- bis Vierfache der vorgesehenen Strecke zurück. Zuerst schrieb man die Schuld an dieser seltsamen Beobachtung den nicht eben präzisen Instrumenten zu. Als sie sich aber Tag für Tag wiederholte, zuckte man ratlos die Achseln und ließ die Sache auf sich beruhen.

Auf der Höhe von Valparaiso, knapp ehe das Schiff wieder Kurs auf die Küste nahm, sichtete der Ausguck dreimal hintereinander Land, eine Insel, nein, eine ganze Inselgruppe. Fernandez vermerkte auf seiner Seekarte ihre Position, taufte sie nach der Heiligen, deren Tag gerade begangen wurde, Santa Cecilia, und setzte seinen Weg ohne großen Aufenthalt fort. Wahrscheinlich hatte er es eilig festzustellen, ob die Instrumente ihn betrogen oder ob er die Reise tatsächlich mit der höllischen Geschwindigkeit von gut zwei Knoten zurückgelegt hatte. Er hatte es. Nach nur dreißig Tagen, einem knappen Drittel der üblichen Zeit, lief er in Valparaiso ein. Es blieb nichts, als ein letztes Mal die Achseln zu zucken und sich im übrigen mit den Tattaschen abzufinden. Die spanischen Behörden dachten anders; sich mit Tattaschen abzufinden war nicht ihre Stärke. Juan Fernandez wurde wegen Hexerei vor die Inquisition zitiert.

Wie er sich aus dieser Schlinge herausgeredet hat, ist nicht überliefert. Jedenfalls wußte er nichts von der Meeresströmung, die, von Süden kommend, die Westküste Lateinamerikas bis nach Peru hinauf bespült und sich allen Schiffen, die in umgekehrter Richtung segeln, hindernd in den Weg legt. Sie wurde erst einige hundert Jahre später von Alexander von Humboldt erforscht und trägt noch heute seinen Namen. Fernandez hatte auf der Suche nach günstigeren Winden zwar nicht diese, dafür aber günstigere, strömungsfreie Gewässer gefunden.

Obwohl er keine ausreichende Erklärung für seine rätselhaft schnelle Reise geben konnte, lief die Sache offenbar glimpflich ab. Jedenfalls kehrte Fernandez kurze Zeit später zu seinen drei Inseln zurück, erforschte ihre Küste, setzte auf der größten einige Ziegen aus und pflanzte Gemüse an. Das milde Klima würde Ziegen und Kohlköpfen gleich wohl bekommen, hoffte er, und seine Insel den spanischen Schiffen von nun an willkommene Gelegenheit bieten, ihre Vorräte zu ergänzen.

Das war fromm, aber unvernünftig. Schon der Zwischenfall mit der Inquisition hätte ihn warnen müssen, daß seine Entdeckung es in sich hatte. Es wäre besser gewesen, er hätte nie wieder den Fuß auf die Insel gesetzt. Wenigstens aber hätte er die Dummheit mit den Ziegen nicht begehen dürfen. Durch sie machte er die Einsame Schöne zu einer internationalen Unruhestifterin, wurde er zu dem Mann, der unsere Heldin auf die schiefe Bahn brachte.

Es ist eine alte Geschichte, daß unverhoffter Reichtum Neid erweckt. Der Pechvogel, dem einen Tag, nachdem er in der Lotterie gewonnen hat, alles Geld gestohlen wird, fehlt in keiner Polizeichronik, die auf sich hält. Spanien hatte auch ein Glückslos gezogen, als es Kolumbus auf die Reise schickte. Nichts war natürlicher, als daß in weitem Umkreis alles auf die Gelegenheit wartete, lange Finger zu machen, was in diesem Fall nicht still

und leise, sondern nur unter einigem Kanonendonner vor sich gehen konnte. Wer hier einbrechen wollte, mußte Schiffe und Geschütze haben, und die gab es vor allem in England.

Dort lebte ein unternehmender Herr namens Francis Drake, der in seiner Person überragende Seemannskunst mit noch mehr Mut, Phantasie und nüchternem Geschäftssinn vereinte. Außerdem, und auch das war wichtig, besaß er bereits Erfahrung im Umgang mit Schatztransporten. Übelwollende Leute nannten ihn einen Piraten. Für andere war er ein Held, denn er hatte immer nur die spanische Konkurrenz ausgeplündert.

Dieser Francis Drake ersuchte die Regierung ihrer jungfräulichen Majestät, der Königin Elisabeth, um die Genehmigung zu einer Kaperfahrt in die Südsee. Zunächst hatte er einige Hindernisse zu überwinden. Man lebte augenblicklich in Frieden mit Spanien, auch wenn man ihm alles Schlechte gönnte. Es würde sich einen Einbruch in seine Schatzkammer nicht gefallen lassen. Wie, wenn die Abenteuerlust des sehr ehrenwerten Mister Drake zu einem Krieg führte?

Doch der verstand sich nicht nur zur See, sondern auch zu Land auf Piratenstückchen. Er versprach ihrer britischen Majestät Beteiligung an der Beute. Nun wurden seine Pläne sofort genehmigt. Eine schlimmere Dame Weibsteufel als Königin Elisabeth habe es kaum je gegeben, vermerkte ein spanischer Geschichtsschreiber später respektvoll.

Das Geschäftsrisiko mußte Drake allein übernehmen. Er erhielt weder ein königliches Patent noch einen Kaperbrief und galt somit nach internationalem Recht als Pirat. Bekamen die Spanier ihn zu fassen, so würden sie ihn an die höchste Rahe seines Schiffes knüpfen. Sein Kompagnon aber saß unterdessen warm und behaglich im Königspalast von London und würde keinen Finger rühren, um ihm zu helfen. Könige lassen für ihre Taten mit Vorliebe andere hängen.

Der Stein, der nun ins Rollen kam, nahm die Gestalt einer Flotte von fünf Segelschiffen an, die am 15. November 1577 – eine der vielen kleinen Daten der großen Geschichte – von Plymouth auslief. Neun Monate brauchte Drake, um den Atlantik zu überqueren, und als er endlich am Osteingang der Magellanesstraße ankam, war seine Flotte von fünf Schiffen auf drei zusammengeschmolzen. Fast ein weiterer Monat verging, ehe er sich gegen widrige Winde und Strömungen durch die See-Enge gekämpft hatte, und schließlich lief er nur in den Pazifik ein, um festzustellen, daß dieses „friedliche“ Meer seinen Namen sehr zu Unrecht trägt. Es empfing ihn mit einem Sturm, der zwei Monate anhielt und nur Drakes Flaggschiff „Golden Hind“, eine Nußschale von hundert Tonnen, übrig ließ.

Ob es nun der Entschluß war, den königlichen Kompagnon nicht zu enttäuschen, oder die Angst vor einer zweiten Fahrt durch diese höllische

Meeresstraße, jedenfalls gab Drake trotzdem nicht auf. Er setzte Kurs nach Norden. Den Schlüssel zur Schatzkammer Spaniens hielt er in den Händen, jetzt wollte er sehen, was es dort zu holen gab.

Zunächst gab es in Valparaiso eine Schiffsladung Gold und Wein zu holen. Da es niemandem einfiel, im spanischen Ozean englische Freibeuter zu vermuten, konnte Drake mit vollen Segeln in den Hafen einlaufen, ohne daß ein Schuß auf ihn abgefeuert wurde. Die Engländer plünderten als erstes das Magazin und nahmen soviel eingesalzenes Fleisch, Speck und Mehl an Bord, wie die Vorratskammern der „Golden Hind“ faßten. Die entsetzten Einwohner flohen in die Berge und beobachteten von dort, gemeinsam mit den Indianern, wie die „Spanier“ begannen, einander auszurauben – sie hatten bisher weder von der Dame Weibsteufel noch von den Engländern gehört, und ihnen war alles Europäische spanisch. Nach dem Hafenmagazin kam die Stadt an die Reihe. Nicht ein Haus wurde übergangen. Was des Mitnehmens wert war, wanderte auf die „Golden Hind“. Das Meßgerät der Kirche wurde zur Kriegsbeute von Hochwürden Francis Fletcher, dem Bordkaplan, erklärt. Denn schließlich war Spanien katholisch, England aber gut protestantisch, und in diesem Glaubensstreit mußte auch der Herrgott auf seine Kosten kommen. Nur den Wein verschmähte Drake; betrunkene Matrosen konnte er nicht brauchen. Er ließ die Fässer aus dem Magazin rollen und zerschlagen. Ein Südländer hätte diese Verschwendung nicht übers Herz gebracht.

Und weiter ging die Fahrt. Das straffe System, dem die Spanier den Amerikahandel unterworfen hatten, wurde ihnen jetzt zum Verderben. Drake wußte genau, wo und wann Schiffe mit wertvoller Ladung unterwegs waren. In Callao überraschte er zwölf spanische Segler und plünderte sie. Dann lauerte er vor Ecuador der berühmten Silbergaleone auf, der „Feuerscheißerin“, der diesmal weder ihr furchtbarer Name noch ihre schwere Bestückung half. Jedesmal wiederholte sich das Bild von Valparaiso. Die Spanier hielten das fremde Schiff für eines der ihren und ließen es so dicht herankommen, daß sie sich plötzlich unter der Drohung geladener Kanonen zur Übergabe gezwungen sahen.

Das Glück begleitete Drake während seiner ganzen Reise. Er lauerte an der mittelamerikanischen Küste spanischen Silbertransporten auf, plünderte den Hafen von Guatulco, ergriff nebenbei im Namen ihrer jungfräulichen Majestät Besitz von Kalifornien und kehrte nach dreijähriger Abwesenheit mit der zum Bersten beladenen „Golden Hind“ über Asien nach England zurück.

Vergebens schickte der Vizekönig von Peru zwei Kriegsschiffe hinter dem gottlosen Seeräuber her. Der war nicht zu finden. In einem Brief voll erlauchtem Klatsch an den Gouverneur von La Plata klagte der Vizekönig:

„Da das Meer so groß ist, und er sich so schnell davongemacht hat, konnten wir ihn nicht fangen.“ Als einzigen Denkkzettel von seiner Fahrt durch die Südsee trug Drake eine Narbe auf der Wange davon, dicht unterhalb des Auges, die Spur eines Indianerpfeils, der ihn auf einer kleinen südchilenischen Insel traf, als er sein Schiff verproviantierte. Die Eingeborenen hatten ihn für einen Spanier gehalten und entsprechend empfangen – eine Verwechslung, die Drake wahrhaftig nicht verdiente.

In England murrte man zunächst über den ungeratenen Landsmann, der so leichtfertig die Gefahr eines kostspieligen Krieges mit Spanien heraufbeschwor. Das dauerte aber nur so lange, bis Drake die Bilanz seines Unternehmens bekanntgab: Trotz des Verlustes von vier seiner fünf Schiffe hatte er auf jedes investierte Pfund siebenundvierzig „verdient“. Ein Gewinn von viertausendsiebenhundert Prozent! Zum Teufel mit der Kriegsgefahr! Drake war über Nacht ein gefeierter Nationalheld; nicht einmal der Ritter Schlag fehlte, mit dem die Königin ihren Teilhaber vom Piraten Drake zum Sir Francis Drake beförderte.

Der Aussicht auf viertausendsiebenhundert Prozent Gewinn konnte im puritanischen England niemand widerstehen, noch dazu, wenn er so gottesfürchtig auf Kosten der katholischen Konkurrenz erzielt wurde. Das Spanische Meer begann von englischen Freibeutern zu wimmeln. Cavendish, Sharp, Hawkins, Davis – das sind nur einige der berühmt-berüchtigten Gestalten, die von nun an dafür sorgten, daß der „friedliche“ Ozean des Magallanes auch in dieser Hinsicht alles, nur nicht friedlich blieb.

Die ungebetenen Gäste stießen natürlich bald auf die Insel des Juan Fernandez. Bequem gelegen, mit geschützten Ankerplätzen, in denen sie ihre Schiffe überholen konnten, bot sie einen idealen Zufluchtsort. Und dann waren da noch die Ziegen und der Kohl, die Juan Fernandez so menschenfreundlich hingeschafft hatte. Die Piraten wußten beides zu schätzen. Frisches Fleisch und Gemüse waren nach einer monatelangen Seereise Goldes wert, noch dazu in feindlichen Gewässern. Die Engländer machten die Einsame Schöne für die nächsten hundert Jahre zum Seeräuberliebchen. Ihre Bäume lieferten Planken und Masten, ihre Ziegen Proviant und ihre Buchten Verstecke. Besonders die Sache mit dem Ziegenfleisch sprach sich in Fachkreisen schnell herum, und bald gab es keinen Piraten, der diese fürsorglich angelegte Vorratskammer nicht ebensogut kannte wie seine Seemannskiste. Die Spanier sahen ein, daß sie etwas unternehmen mußten.

Zunächst versuchten sie die Ziegen zu schießen. Doch die waren schneller und verschwanden im Unterholz. Erlegen konnte man mit der Armbrust die eine oder andere, ausrotten konnte man sie so nicht. Die Spanier setzten auf der Insel Hunde aus. Die liefen zwar schneller, kletterten aber nicht so gut wie die Ziegen. Die Geißböcke zogen sich in die schroffen Felsen zu-

rück und mähten höhnisch hinter den davongegelnden Schiffen her. Ihr Geblöke war die Absage der Einsamen Schönen an Spanien. Sie hielt den Kumpanen die Treue.

Die Bäuche voll Ziegenfleisch und gekräftigt durch den angenehmen Zwischenaufenthalt, statteten die Piraten der chilenischen Küste regelmäßige Besuche ab. Ganz besonders hatten sie es auf La Serena abgesehen, das, nahe der Küste in einem reichen Bergbauggebiet gelegen, vorzügliche Gelegenheit bot, die neu gesammelten Kräfte profitbringend anzuwenden. Die Spanier wußten sich nicht zu helfen. Die Kämpfe gegen die Araukaner nahmen sie zu sehr in Anspruch, als daß sie eine dreitausend Kilometer lange Küste hätten schützen können. Auch waren sie längst nicht mehr die gleichen wie während der Eroberung. Sie waren satt und sehr besorgt um ihr sanftes Fleisch und die Muße, den zusammengestohlenen Reichtum zu genießen. „Die Einwohner stellten sich den Abenteurern in Waffen entgegen, um sie abzuwehren“, berichtet der Stadtschreiber von La Serena über einen Piratenüberfall, „als sie aber merkten, daß ihre Degen nicht so lang waren wie die der Feinde, faßten sie den weisen Entschluß, sich zurückzuziehen.“ Der weise Entschluß hatte zur Folge, daß La Serena geplündert und niedergebrannt wurde. Und die Schuld an allem traf nicht zuletzt die Einsame Schöne und ihr Ziegenfleisch. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn die Spanier Juan Fernandez nie ein Denkmal gesetzt haben.

Immer ging die Sache für die Engländer natürlich nicht so glatt ab. Die Einsame Schöne hatte ihre Mucken. Davon wußte zum Beispiel der Kapitän ein Lied zu singen, dessen Schiff vor der Insel auf ein Riff geriet und unterging. Da saß er nun mitsamt seinen Leuten – vor Augen die traurige Aussicht, daß sie allesamt aufgeknüpft würden, falls das nächste Schiff ein spanisches war. Aber unser Pirat war ein findiger Mann. Er ließ aus Baumstämmen ein großes Boot bauen, kaperte das erstbeste Schiff, das ihm in die Quere kam, und entwichte ungeschoren nach England.

Der ärgerlichste Zwischenfall widerfuhr Kapitän Sharp. Er hielt eine Ladung ungereinigtes Rohsilber für Zinn, goß es zu Kanonenkugeln und verpulverte den ganzen Millionenschatz im wahrsten Sinne des Wortes.

Im Jahre 1704, also hundertsiebenundzwanzig Jahre nach dem ersten Raubzug Drakes, lief die Cinq Ports – ebenfalls ein englisches Piratenschiff, ungeachtet des vornehmen französischen Namens – die Einsame Schöne an. Ihrem Kapitän ging es nicht nur um frisches Ziegenfleisch; er hatte hier noch anderes zu erledigen. Als das Schiff wieder abfuhr, ließ es einen unbotmäßigen Bootsmannsmaat am Strand zurück, der – ausgerüstet mit einer Arkebuse und Munition – nun sehen mochte, wie er sich in dieser Einöde zurecht fand. Wochen, Monate und Jahre brachte Selkirk-Robinson unter vielen Ängsten und noch mehr Langeweile auf der Insel zu, zwischen wilden

Ziegen, denen er, und wilden Hunden, die ihm nachstellten. Das letztere, für unseren Helden immerhin nicht unwesentliche Detail, hat Defoe in seinem „Robinson“ verschwiegen. Es hätte zu der idyllischen Schilderung schlecht gepaßt.

Fünf Jahre später erschien ein anderes Piratenschiff, die „Duke“, vor der Insel. Die Mannschaft fand einen Wilden mit bis zum ledernen Lendenschurz herabfallendem Haar, der Tränen der Freude vergoß, weil er endlich aus den Armen der Einsamen Schönen erlöst wurde. Die wilden Hunde stimmten ein lautes Klagegeheul an, als ihnen der Braten entführt wurde, auf den sie so lange gewartet hatten.

Nebenbei gesagt, war die Duke nicht das erste Schiff, das während Robinson-Selkirks Verbannung hier vor Anker ging. Aber damals war Selkirk, trotz aller Sehnsucht fortzukommen, lieber versteckt geblieben. Das andere Schiff hatte die spanische Flagge geführt, und sein Kapitän hätte den englischen Piraten ohne viel Federlesens aufknüpfen lassen.

Einige Jahre nach seiner Befreiung begegnete Selkirk, wie berichtet wird, dem Schriftsteller Daniel Defoe. Robinson war damals schon über vierzig Jahre alt, ein waschechter Seebär also, und Garn hatte er genug, um es kilometerlang zu spinnen. Viel ist über die Begegnung nicht bekannt. Fest steht nur, daß Robinson in einer Kneipe den atemlos lauschenden Zuhörern sein unfreiwilliges Einsiedlerleben zu schildern pflegte und zwischendurch immer wieder in die Klage ausbrach: „Oh, meine geliebte Insel, hätte ich dich nie verlassen!“

Vergessen waren die Freudentränen am Tag der Erlösung und vergessen die wilden Hunde. Das Gedächtnis des Menschen ist kurz, besonders wenn er in Erinnerungen zu leben beginnt. Ganz so kurz war es in diesem Fall aber vielleicht doch nicht. Trotz seines Wehklagens unternahm Robinson keinen Versuch, auf die – aus sicherer Entfernung – so heiß geliebte Insel zurückzukehren. Er zog das feuchtkalte England und sein Freibier vor, das bestimmt reichlich geflossen ist, denn von nah und fern kamen Leute, die den pensionierten Piraten sehen und ihm zuhören wollten – sogar Schriftsteller.

Defoe ist mit Selkirks Bericht (und mit den Memoiren, die der ehemalige Matrose unterdessen veröffentlicht hatte) sehr willkürlich umgesprungen. Zunächst hat er die Robinson-Insel an die Nordküste Südamerikas verlegt, in das Mündungsgebiet des Orinoco. Das entsprach mehr dem Publikums-geschmack, denn noch erinnerte man sich in England der Berichte, mit denen Sir Walter Raleigh, ein anderer adeliger Abenteurer, den Königin Elisabeth den Spaniern auf den Hals gehetzt hatte, von dort zurückgekehrt war. Im Unterschied zu Drake erlitt Raleigh bei seinen Raubzügen eine Schlappe nach der anderen, die er in England dann durch Märchen von einem Gold- und

Perlenland wettzumachen versuchte, das er entdeckt haben wollte. Als er auch von einer zweiten Expedition nur mit Entschuldigungen statt der erwarteten Schätze heimkehrte, ließ die Dame Weibsteufel, die in Geschäftsangelegenheiten keinen Spaß verstand, ihn um einen Kopf kürzer machen. Die Erzählungen über das Wunderland des goldenen Königs, das „Dorado“, spukten aber noch hundert Jahre später in allen Köpfen. Defoe folgte der Mode und verlegte die Robinson-Insel mit einem Federstrich etliche tausend Meilen nordostwärts. Die wilden Hunde ersetzte er durch Kannibalen, und damit Robinson sich nicht so einsam fühle, gab er ihm den treuen Freitag zur Seite. Es ging ihm übrigens gar nicht darum, einen Tatsachenbericht zu schreiben, auch nicht nur ein Abenteuerbuch. Sein Robinson ist der idealisierte abenteuernde Kaufmann – Händler, Entdecker und Kolonisator in einem –, der den Engländern des 18. Jahrhunderts vorexerzierte, wie man Handel treibt und Kolonien gründet. Ob seine Landsleute sich an Defoes Rezept gehalten haben, sei dahingestellt.

Heute sind die Piraten fast vergessen. Es nahm mit ihnen ein jähes und unrühmliches Ende, als England – selbst zur satten Kolonialmacht geworden – Seeräuber aufzuknüpfen begann, statt sie zu adeln. Nur ein paar hartnäckige Gerüchte über vergrabene Schätze erinnern noch an sie ... „Wenn der Schatten des Teufelsfelsen am längsten ist, fünfzig Schritt von seiner äußersten Spitze nach Westen, dann dreißig nach Norden und dort unter der höchsten Palme nach einer eisenbeschlagenen Kiste mit einem aufgemalten Totenkopf und sieben Schlössern graben ...“ Wer doch wüßte, welche der vielen Klippen der Teufelsfelsen ist! Gefunden hat noch niemand etwas. Die Piraten waren praktische Leute. Sie ließen auf der Insel alles mögliche zurück, nur nicht goldgefüllte Truhen.

Wer aber um Mitternacht den weißen Strand entlanggeht, wird vielleicht – hat er vorher einigen Flaschen Wein den Garaus gemacht – eine einsame Gestalt mit hölzernem Stelzfuß daherwanken sehen, ächzend unter der Last einer schweren Seemannskiste, die linke Augenhöhle unter einer schwarzen Binde verborgen, ein rotes Tuch um den Kopf und den Pallasch im Gürtel...

Die Einsame Schöne ist jetzt in die Jahre gekommen; sie beschränkt ihre Kumpane von einst auf die Geisterstunde und möchte ansonsten als ehrbare Matrone gelten. Wer will auch zeitlebens Seeräuberbraut bleiben. Heute pflegt sie lieber Umgang mit zahlungskräftigen Touristen oder spielt die ehrbare Fischersfrau. Sogar einen gut bürgerlichen Namen hat sie sich zugelegt und teilt ihn geschwisterlich mit ihren beiden Gefährten, den ihres Entdeckers Juan Fernandez. Das ist sozusagen der Familienname. Um die drei Inseln voneinander zu unterscheiden, haben sie außerdem jede einen Rufnamen bekommen. Die größte, die einst Robinson zur Heimat wurde, heißt „Landwärts“ und die zweite „Seewärts“. Das ist einfach und unver-

wechselbar. Nur die dritte im Bunde, das kleine Felseneiland, das kaum zu mehr taugt, als den Seevögeln einen Nistplatz zu bieten, hat sich einen hochtrabenden Namen bewahrt: Santa Clara. Chile ist ein streng katholisches Land, und man weiß dort aus Erfahrung, daß Heiligkeit und Unfruchtbarkeit gut zusammenpassen.

Die Handvoll Menschen, die Juan Fernandez ihr Zuhause nennen, leben vor allem vom Fang der Languste, einem mehr als armlangen Hummer, dem zu begegnen an einem gut gedeckten Tisch ein Genuß, in freier Natur aber ein zweifelhaftes Abenteuer ist. Die Fischer sind ein schweigsamer Menschenschlag, gewöhnt an Einsamkeit und harte Arbeit, und haben für Piratenromantik und Defoesche Abenteuer nur Verständnislosigkeit oder bestenfalls gutmütigen Spott übrig. Auch die Robinson-Insel wird zur Alltäglichkeit, wenn man dort geboren und aufgewachsen ist.

Die meisten Fischer haben nur einen Wunsch: einmal das Festland zu besuchen, eine richtige Stadt zu sehen und mit der Eisenbahn zu fahren! Erfüllt wird er nur wenigen, es sei denn, man rechnet auch die Langusten zu den Fernandezianern. Die werden auf schnellstem Weg nach Valparaiso befördert und treten dann obendrein oft eine kostspielige Erste-Klasse-Reise mit dem Flugzeug nach Buenos Aires oder New York an, auf die Tische zahlungskräftiger Feinschmecker. Die Fischer müssen das Wagnis einer über zweihundert Seemeilen langen Fahrt im offenen Boot auf sich nehmen, um nach Valparaiso zu kommen.

Im Februar, wenn wir noch zwei Briketts nachlegen, näher an den Ofen rücken und einen steifen Grog trinken, um den Dauerschnupfen zu vertreiben, steht in Chile der Sommer auf seinem Höhepunkt. Die Sonne flimmert auf einem Meer wie aus geschmolzenem Metall, der Horizont verschwimmt in violetter Dunst, und nur der Wind in den Bäumen und die pausenlos gegen den Strand anrennenden Wellen trotzen der Trägheit des ewigen Mittags. Um diese Zeit erwacht die Einsame Schöne für wenige Tage aus ihrem zähen Schlummer.

Das Motorschiff Königin des Pazifik der englischen Südamerikalinie – fließendes Wasser in allen Kabinen, bequeme Betten, eigene Bordkapelle – unternimmt seine jährliche Fahrt nach der Robinson-Insel. Dann legt die Einsame Schöne wieder ihr Jungfernkleid an und spielt Piratenliebchen. Ruderboote bringen die Fremden zum Strand, an dem Robinsons Höhle liegt, ein breites, gähnendes Maul im schroffen Hang; sie dürfen eine steile Schlucht zu Robinsons Ankerplatz hinaufsteigen, wo Selkirk jeden Tag nach dem rettenden Schiff Ausschau hielt; und kaum einer widersteht der Versuchung, ein Stückchen von dem Verhau abzubrechen, das Robinson in eigener Person errichtet haben soll und das, oh Wunder, trotz der vielen Besucher an Höhe nicht abnimmt. Ob sie auch Robinsons Fußtapfen folgen, wenn sie so

viele der spottbilligen Langusten essen, daß sie sich den Magen verderben, ist nicht überliefert. Nach dreimal vierundzwanzig Stunden ist alles vorbei; die Touristenexpedition verschwindet mitsamt Bordkapelle unter Zurücklassung von viel Einwickelpapier und wenig Trinkgeldern hinter dem Horizont, und die Einsame Schöne darf wieder träumen, ein ganzes Jahr lang.

Wer aber bereit ist, ein wenig mehr Zeit zu opfern und einige Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, der lasse die Königin des Pazifik und ihre bequemen Betten mit fließendem Wasser getrost fahren und begnüge sich mit einem der kleinen Schiffe, die den Dienst zwischen Valparaiso und Juan Fernandez versehen.

Langsam nur, als zögerte sie, sich zu zeigen, wird die Einsame Schöne nach zweitägiger Reise vor ihm aus dem Meer steigen. Zuerst nur ein Punkt, den man für einen Vogel halten könnte, stünde er nicht so unbeweglich auf der Linie, wo Himmel und Wellen einander begegnen, nimmt sie allmählich Form und Farbe an. Die Umrisse des Amboßberges treten hervor, eines fast tausend Meter hohen Riesen, der unmittelbar aus dem Meer aufsteigt, mit schroffen Hängen und plattem Gipfel, die an den Tafelberg von Kapstadt erinnern. Dichter, undurchdringlicher Wald zieht sich, grün leuchtend im Sommerlicht, die Hänge hinauf, an denen hier und dort ein Streifen rotes, vulkanisches Gestein schimmert und an die Zeit gemahnt, da die Insel als rauchender, lavaspuckender Vulkan aus dem Meer tauchte.

Immer deutlicher werden die Gesichtszüge der Einsamen Schönen, die Rinnen und Schluchten, die sich das Wasser in die Hänge gegraben hat, der lange, weiße Strand dort, die senkrecht ins Meer abstürzenden Felsen hier. Das Schiff fährt langsam in die Bucht von Cumberland ein – gut die Hälfte der Ortsnamen ist noch immer englisch –, und die Siedlung San Juan Bautista, die Metropole von Juan Fernandez, liegt vor uns, eine Handvoll weißer und knallgelber Häuser mit roten und grauen Dächern, die kokett durch das Gewirr der Bäume blinzeln. Über die Felsen hüpfen kleine weiße Punkte, die Nachkommen der unausrottbaren Ziegen des Juan Fernandez.

Ein verlorener Flecken Erde, der nur Sommer und Frühling kennt, tut sich auf. Der Strand duftet nach den Sandelholzstämmen, die unter dem Sand begraben liegen, das Meer, der riesigste Ozean unseres Erdballs, jagt pausenlos seine Wellen das Ufer hinauf und liegt doch da, als regte es sich nicht, und ringsum ist nur das Geräusch der Brandung, das Rauschen des Windes und das schrille Schreien der Seevögel.

Warm ist das Meer hier, außerhalb der kalten Polarströmung. Wessen Haut satt ist von Sonne und Salzwasser, wird vielleicht das Lord-Anson-Tal an der Flanke des Amboßberges hinaufsteigen. Auch hier begleitet ihn der Geruch des Sandelholzes, während er zwischen Obstgärten und kleinen Feldern höher klettert in den Wald mit seinem Gewirr von Farnen, wo sich hier

und dort die Stämme öffnen und den Blick weit über das Meer freigeben. Auf dem Rückweg werden ihm vielleicht einige blonde, blauäugige Männer begegnen, die gerade vom Fischfang zurückkehren. Es sind die Nachkommen eines modernen Robinson, des Franzosen Carpentier, dessen Schiff 1891 in einer Sturmnacht vor Juan Fernandez unterging. Aber unsere Zeit ist prosaischer als die Selkirks. Carpentier lebte weder in einer Höhle, noch vergeudete er auch nur eine Minute damit, nach rettenden Schiffen auszuschaun. Er gründete mit Hilfe der chilenischen Regierung auf Juan Fernandez die erste Langustenzucht, deren ausgezeichnete Erzeugnisse allein Grund genug wären, der Robinson-Insel einen Besuch abzustatten.

Wer sich vom Meer nicht trennen will, kann mit dem Boot nach Puerto Inglés rudern, dem Engländerhafen, wo die Robinson-Höhle liegt. Das Meer ist so klar, daß man metertief bis auf den Grund sieht, wo sich flaschengrüne und ockergelbe Fische tummeln. Nein, man braucht keine Bordkapelle, um es sich auf Juan Fernandez wohl sein zu lassen, und wer das nicht glaubt, dem rate ich, einmal am Spätnachmittag, wenn die Insel ihren riesigen Schatten auf das Meer wirft, mit einem Fischerboot hinauszufahren und sich richtig satt zu sehen an soviel stiller Herrlichkeit.

„Oh, Einsame Schöne, auch mein Herz schlägt schneller, wenn ich von dir höre, trotz deiner sündigen Vergangenheit. Ich liebe dich, und will deinen Ruhm in aller Welt verkünden, deinen und den deiner Langusten!“

„Mein Herr, ich bin eine ehrbare Insel!“

JUNGE SCHRIFTSTELLER — WO HIN?

Mit den Texten, die wir im folgenden gruppiert haben, möchten wir einen Einblick in die Fragen unseres literarischen Nachwuchses geben. Wir möchten damit auch indirekt die bisherige Arbeit des Literaturinstituts in Leipzig würdigen, in dem eben jetzt ein neuer 2-Jahres-Lehrgang beginnt. Schließlich möchten wir die Aufmerksamkeit auf einige Probleme des literarischen Nachwuchses im Westen Deutschlands lenken.

Johannes Schellenberger

Sie sind unsere Literatur von morgen

Ein Blick auf den Büchermarkt zeigt, wie nötig und berechtigt es ist, sich über die Entwicklung unserer jungen Schriftstellergeneration Gedanken zu machen. Der Großteil unserer neuen Literatur kommt schon jetzt von jungen aufsteigenden Autoren, die ihre Lebenserfahrungen aus der Zeit nach 1945 schöpfen. Sie werden in absehbarer Zeit unsere Literatur zu repräsentieren haben. Sie werden immer mehr das Feld beherrschen. Ob ihre Werke in dieser nicht fernen Zukunft das Leben richtig, umfassend und literarisch befriedigend widerspiegeln, ob sie vorbildlich und richtungsweisend für die Literatur Gesamtdeutschlands sein werden, hängt davon ab, wie wir sie heute erziehen und fördern.

Deshalb dürfen wir die Arbeit mit den Jungen Autoren nicht oberflächlich, administrativ und rein organisatorisch auffassen. Wir wollen eine sozialistische Literatur. Die aber kann nur von Sozialisten geschrieben werden. Genau das ist augenblicklich Anfang und Ende all unserer Diskussionen mit jungen Schriftstellern. Wie wollen wir herauskommen aus der Unverbindlichkeit vieler Bücher, aus der Scheinproblematik, wenn wir dieser Frage ausweichen: Wo steht ihr heute, junge Schriftsteller, die ihr diese Bücher schreibt? Seid ihr bewußte Bürger der Deutschen Demokratischen Republik? Seid ihr bereit, und machen eure Erfahrungen und Kenntnisse euch fähig, den Weg zum Sozialismus mitzugehen, ihn mit euern Mitteln selbst zu fördern?

In der Deutschen Demokratischen Republik bestehen zur Zeit, betreut vom Deutschen Schriftstellerverband, dreizehn Arbeitsgemeinschaften junger Autoren. Sie haben insgesamt 150 Mitglieder. Von diesen sind – um

eine grobe Erfahrungsziffer zu nennen – etwa 25 bis 30 als entwicklungsfähige Talente zu betrachten. Etwas über die Hälfte stammen aus Arbeiterfamilien. Etwa 30 haben einen Arbeiterberuf erlernt. Eine ganze Anzahl ehemaliger Mitglieder der Arbeitsgemeinschaften sind mit Literaturpreisen ausgezeichnet worden; ein nicht geringer Teil der preisgekrönten Arbeiten war durch staatliche Stipendien und Darlehen gefördert worden. Einige der Autoren sind Absolventen des Instituts für Literatur in Leipzig. Insgesamt wurden bisher 40 junge Autoren an das Institut für Literatur delegiert, in diesem Jahr beginnen weitere 20 dort ein zweijähriges Studium; alle erhalten Stipendien. Der Verband führt ferner jährlich zwei bis drei zentrale Lehrgänge für jeweils rund fünfzehn junge Autoren durch; einige Arbeitsgemeinschaften finden sich zu Wochenschulungen zusammen.

Das alles wird aus öffentlichen Mitteln bestritten, aus den fünf Pfennigen, die jeder Bürger beim Eintritt in Theater, Kinos und andere Veranstaltungen entrichtet. Das bedeutet, daß unser Volk, daß unsere Werktätigen die jungen Autoren unmittelbar unterstützen und als Auftraggeber fungieren. Formal wird das von all diesen jungen Schriftstellern anerkannt. Aber es kommt bei weitem nicht immer in der Thematik ihrer Arbeiten, in ihrem persönlichen Verhalten und in ihrer Schaffensdisziplin zum Ausdruck.

Im vergangenen Jahr brachte die Mitarbeit an den vielen neu entstehenden Agitprop-Gruppen einen frischen Zug auch in die Arbeitsgemeinschaften. Aber nicht überall ist die Bedeutung einer solchen organisierten Teilnahme am gesellschaftlich-kulturellen Leben erkannt worden. Natürlich mangelt es auch an Kenntnis und Beherrschung der operativen literarischen Formen. Von der „Lebenden Wismutzeitung“, welche die Arbeitsgemeinschaft Wismut vor drei Jahren entwickelte, bis zu der großen Friedensaktion, die unser Verband gemeinsam mit den anderen Künstlerverbänden und unter freudiger Hilfe der jungen Autoren in Halle durchführte, war ein langer Weg. Er wurde nicht immer energisch und zielbewußt genug gegangen.

Es fehlt, im ganzen gesehen, immer noch an revolutionärem Schwung in der Arbeit der Arbeitsgemeinschaften; es fehlt an kollektiven Aktionen. Bisher wurde nur das einzelne Mitglied der Arbeitsgemeinschaft gefördert; das einzelne Manuskript wurde diskutiert. Wo aber gab es eine darüber hinausgehende Konzentration auf die grundlegenden Probleme unserer Übergangsperiode zum Sozialismus, wo eine kollektive, aus gemeinsamer Erfahrung erwachsene Behandlung von Stoffen, Problemen gestalten?

Unsere jungen Autoren studieren nicht genügend die Traditionen unserer sozialistischen, revolutionären Literatur und werden sich daher nicht der großen Verantwortung bewußt, die sie für die Weiterentwicklung eben dieser entscheidenden Literaturtraditionen tragen.

Auch bei den jungen Autoren spürt man in letzter Zeit die Hinwendung zum Gegenwartsthema. Damit aber tauchen die Fragen seiner künstlerischen Bewältigung auf. Die Diskussion über derartige Manuskripte zeigt in allen Arbeitsgemeinschaften, daß die literarische Technik, das Handwerk, die Form, ohne ideologische Durchdringung der Thematik nicht zu meistern ist. Dies ist zur Zeit das Kernproblem.

In Magdeburg zum Beispiel gelangten die jungen Autoren in der Diskussion über eine formal gewiß talentvolle, aber durchaus objektivistische Arbeit dazu, die literarische Darstellung sogenannter allgemein menschlicher Probleme (z. B. „Überwindung der Trägheit des Herzens“) als Inhalt und Ziel, als Funktion unserer Gegenwartsliteratur gelten zu lassen. Eine gründliche Aussprache führte zu der Erkenntnis, daß dies eine bürgerliche Einstellung ist, die heute objektiv zur Apologetik des Imperialismus führen muß.

Es stellte sich heraus, daß unkontrolliertes, unkritisches Studium westlicher Literatur (z. B. Hemingway) einige junge Autoren veranlaßte, in ihren Arbeiten von den konkreten Besonderheiten unserer Epoche zu abstrahieren und Konflikte „an sich“ zu gestalten. Diese Autoren merkten gar nicht, daß sie dadurch nicht nur den Sozialismus, sondern auch den Realismus aus ihren Manuskripten verbannten. Die Diskussion entwickelte sich zu einer regelrechten Meinungsschlacht, wurde aber zu einem begeisternden Erlebnis dadurch, daß es gelang, sie auf die entscheidenden ideologischen Grundfragen zurückzuführen und klare Fronten zu bilden.

Walter Ulbricht sagte in Halle: „Das Wissen um die objektiven Gesetzmäßigkeiten der Beseitigung der alten und der Errichtung der neuen Ordnung ist eine riesige Kraftquelle der sozialistischen Arbeiterbewegung.“ Es ist auch eine Kraftquelle für unsere Schriftsteller, besonders für unsere jungen Autoren; und es ist eine entscheidende Voraussetzung für die richtige literarische Widerspiegelung unseres Lebens. Wenn Probleme wie Objektivität und Parteilichkeit, Freiheit und Notwendigkeit, Zufall und Gesetzmäßigkeit in den Diskussionen unter jungen Schriftstellern immer wieder eine Rolle spielen, dann ist das doch ein Fingerzeig für uns, daß wir sie unbedingt an das systematische Studium des dialektischen Materialismus heranführen müssen. Es ist interessant, daß diese philosophischen Fragen immer dann auftauchen, wenn eigentlich „rein ästhetische“ Kategorien zur Debatte stehen: das Subjektive in der Lyrik, die Dialektik im Drama, Wahrheit und Wirklichkeit in der Epik und so weiter. Unsere jungen Autoren erkennen, daß sie nicht naiv schaffen können, wenn sie realistisch schaffen wollen. Sie bemerken, daß realistische Literatur sich in einem Erkenntnisprozeß entwickelt, der auch über das logisch-abstrakte Denken führt; wir können uns darüber nur auseinandersetzen, wenn wir uns dazu philosophi-

scher Begriffe bedienen. Nur durch Überwindung der Spontaneität kann jene höhere Stufe sozialistischer Parteilichkeit erreicht werden, die ein bestimmendes Merkmal des sozialistischen Realismus ist. Daher wird jetzt in den Arbeitsgemeinschaften, verbunden mit Fragen des literarischen Schaffens, der dialektische Materialismus studiert.

Die Formung eines richtigen Bildes des neuen Menschen und seiner Umgebung verlangt aber auch genügend lange und tiefe Verbundenheit mit dem Leben selbst. Wenn wir von den heutigen jungen Autoren in den nächsten fünf bis zehn Jahren bedeutende Werke über unser Leben erwarten, dann müssen wir sie so nah wie möglich an die Brennpunkte unseres sozialistischen Aufbaus führen. Sie müssen dort leben, wo sich das Neue besonders stürmisch und tiefgreifend entwickelt, wo die Grundprobleme unserer Übergangsepoche nicht nur am Rande auftauchen, sondern im Mittelpunkt stehen und in ihren komplizierten, widersprüchlichen Zusammenhängen sichtbar werden. Wir müssen also dafür sorgen, daß unsere jungen Autoren etwa den Prozeß der sozialistischen Umgestaltung unserer Landwirtschaft dort miterleben und praktisch an ihm teilnehmen, wo seine Brennpunkte sind.

Ein junger Autor kann zum Beispiel längere Zeit an den Sitzungen von Beiräten der LPG in einem wichtigen landwirtschaftlichen Kreis teilnehmen. So erfährt und erlebt er, was auf den großen LPG und MTS vor sich geht, wie sich der Prozeß der Umgestaltung in der Praxis, im Kampf des Neuen mit dem Alten durchsetzt, und wie sich dabei unsere besten Menschen zu Sozialisten entwickeln. Ein junger Autor, der das nur am Rande in *irgendeinem* Dorf miterlebt, wird nie zu den Erkenntnissen und zu dem Material gelangen, das er braucht, um diese Entwicklung gültig gestalten zu können.

Es zeigt sich aber in allen Arbeitsgemeinschaften und bei vielen jungen Autoren die Gefahr, daß sie nicht so recht die *entscheidenden* Vorgänge erleben, daß sie in provinzieller Enge verkümmern. Sie spüren das zum Teil selbst – besonders wenn sie mit ihren Manuskripten zu Verlagen kommen und hören müssen, daß zwar alles ganz gut geschrieben und auch nicht eben falsch sei, daß sie aber nicht an die entscheidenden Fragen herangekommen sind, daß deshalb ihr Manuskript schon während der ein bis zwei Jahre, in denen sie daran arbeiteten, veraltet ist. Vor unseren Augen werden gigantische Leistungen vollbracht, von denen man noch in vielen Jahren reden wird. Aber gerade dort leben meist keine jungen Autoren; viele nehmen davon nur aus der Zeitung Kenntnis, und wenn es hochkommt, fahren sie für einige Tage hin. Es ist notwendig, daß wir sehr bald kleine Brigaden junger Autoren für ein bis zwei Jahre an solche Brennpunkte unseres Aufbaus schicken, wo sie mitarbeiten und mithelfen bei der Lösung der dort

stehenden Aufgaben und gleichzeitig, zunächst in einer der operativen kleinen Formen, darüber schreiben lernen.

In Zukunft sollte kein junger Autor mehr ans Literaturinstitut delegiert werden, der nicht eine solche Praxis hinter sich hat. Es ist doch kein Zufall, daß junge Autoren, die aus dem Wismutgebiet kamen, am Institut zu den ideologisch führenden Studenten gehören. Sie haben in einem Schwerpunkt unseres Aufbaus kämpfen und diszipliniert arbeiten gelernt. Auf solche Schriftsteller setzen wir große Hoffnungen für unsere künftige Literatur.

Martin Viertel

Arbeitsgemeinschaft ist Erziehungsgemeinschaft

Entgegen der üblichen Methode, Tagungen der Arbeitsgemeinschaften junger Autoren in den Bezirksstädten abzuhalten, beschritt der Deutsche Schriftstellerverband eines Tages einen bis dahin ungewohnten Weg: Im Januar 1955 fand zum erstenmal eine solche Tagung im Zentrum eines Industriebereichs statt, in der SDAG Wismut. Welche Absichten verfolgte er dabei und worin bestand das Neue?

In einem knappen Jahrzehnt war hier an den Hängen des Erzgebirges ein Bergbau-Großbetrieb entstanden, der unter schwierigsten Bedingungen zu produzieren begonnen hatte. Menschen mit sehr verschiedenen Lebensläufen, aus allen Landstrichen Deutschlands kommend, wurden hier zusammengeworfen. Doch zum erstenmal in der Geschichte waren die, die das Erz brachen, auch die Herren über das Erz. Und die neuen ökonomischen Verhältnisse führten zu qualitativ neuen Beziehungen der Menschen untereinander. Dieser komplizierte, vielschichtige Erziehungsprozeß vollzog sich unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse und mit unmittelbarer Unterstützung unserer sowjetischen Genossen.

Unter den Kumpeln waren einige, die, wenn sie ihre Schicht verfahren hatten, Papir und Feder zur Hand nahmen. Ohne theoretische Konzeption schrieben sie, belächelten im Stillen ihre Verwegenheit und legten das Geschriebene unter ihr Kopfkissen. Am nächsten Tag wickelten sie ihre Schachtstullen darin ein und warfen später das Papier achtlos in die Wasserseige.

Doch bald ertappten sie sich wieder über einem leeren Blatt sitzend.

Viele Kubikmeter toten Gesteins müssen gefördert werden, bevor der Stollen fündig wird. Viel Untaugliches schrieben die Kumpel, bevor ihnen Gutes gelang. Aber der Rhythmus ihrer Gedichte war immer der Rhyth-

mus ihrer Bohrhämmer. Und aus ihren Strophen klang die unverkennbare und unüberhörbare Stimme der neuen herrschenden Klasse.

Mit einer Nachtschicht im Buckel fuhr ich im Januar 1955 nach Aue zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren Wismut. Die Schläfrigkeit schwemmte den Wintermorgen auf, die Gedanken hüpfen und purzelten und standen Kopf.

Ich kam verspätet an. Hinter der Tür gründeten sie schon. Sehr eifrig taten sie das, sie disputierten (verwarfen und griffen auf) und sprachen gewichtige Worte. Sie gründeten gründlich.

Ich setzte mich in eine Ecke und schluckte mir das Brummen der Nachtschicht aus den Ohren. Immer noch traten Schriftsteller in den Raum. Siebenunddreißig zählte ich, respektable Erscheinungen darunter. Die wenigsten von ihnen kamen aus unserem Betrieb. Die Mehrzahl bedichtete morastige Anton-Günther-Pfade, die in die erzgebirgischen Hochmoore führten. Doch das war nicht das Entscheidende. Unter den Versammelten waren, wie man später sah, einige, um derentwillen sich diese Tagung lohnte. Als dann ein unauffälliger Mann aufstand und sprach, nickten viele der Anwesenden mit den Köpfen. Die wenigen, die still zugehört hatten, kauften sich auf dem Heimweg einen „Liebknecht“ und übersetzten sich die Wörter aus einer für sie neuen Terminologie. Der unauffällige Mann aber (er hieß Johannes Schellenberger) versprach wiederzukommen.

Die folgenden Tagungen waren angefüllt mit aschenputtelscher Kleinarbeit. Hie Kröpfchen, da Töpfchen. Etwa siebzig Beflissene wurden sondiert, sortiert, literarische Doppelschichten verfahren. Die moralisch-politischen Auseinandersetzungen wurden zu Kämpfen gegen Unverbindlichkeit und dilettantische Halbheiten. Für jodelnde Heimatliteratur, die nur die Heidelbeeren zu ihren Füßen, nicht aber die neuen roten Sterne über unseren Wäldern sahen, fehlte der Platz in der Nomenklatur. Hitzige Worte, Tränen und schmallende Mienen riefen keine versöhnlerische Eintracht herbei. Das Neue aber war, daß diese ideologischen Grundfragen gemeinsam mit Funktionären unserer Gebietsparteileitung und unserer Industriegewerkschaft gelöst wurden. So formierten wir uns zu einer Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren unseres Betriebes, die vom Verband nur literarisch betreut wurde. Die jeweiligen Aufgaben, die in unseren Schächten gelöst werden mußten, waren auch die Aufgaben in unserem Arbeitskreis, so wenig sie auf den ersten Blick mit Literatur zu tun haben mochten. Der Entwicklungsplan unserer Arbeitsgemeinschaft war dem großen Plan unseres Betriebes untergeordnet, war ein Teil der vielseitigen gesellschaftlichen Arbeit.

Die Grundlagen, die wir uns damit geschaffen hatten, waren fest und sicher, taugten allerdings nicht als Parkett für ideologische Bauchtänzer,

Spintisierer oder schwarzbebrillte Fehlersucher. Mit sieben Mitgliedern unserer Arbeitsgemeinschaft begann ein kontinuierliches Lernen, eine systematische Arbeit am Manuskript. Ich lernte dabei zunächst so viel, daß ich keine Zeile mehr aus mir herausschreiben konnte. Diese Zeit war eine Zeit der Gesundung, ein Herantasten an den großen Begriff der literarischen Verantwortlichkeit.

Diskussion kann Arbeit sein, nicht jede Arbeit braucht in Diskurse auszuarten. Das erste ist lernbar, das zweite vermeidbar. Um beides zu üben, bot sich die Arbeitsgemeinschaft an. Und die Sachlichkeit der Auseinandersetzungen erlaubte jede Schärfe in der Kritik. Unser Kollektiv war zu einer Erziehungsgemeinschaft geworden; die literarischen Vorhaben bestimmt von unserer gesellschaftlichen Gebundenheit im Produktionsprozeß.

Unsere ersten Ergebnisse waren bescheiden. Wir schrieben Broschüren für unseren Betrieb, Verse für kleine Schriften. Der Wert dieser Tätigkeit war aber weit größer, als es die vorerst sichtbaren Resultate zeigten. Wir wurden mit anderen Augen in die Fülle der Problematik unseres eigenen Alltags hineingeschubst, entdeckten ihn von einer neuen Sicht aus. Das Erleben wurde zum Erlebnis, zum bewußten, tiefen Begreifen. Das waren Lernjahre, die Geduld erforderten. Bereits vor drei Jahren gestalteten wir das abendfüllende Agitprop-Programm der „Lebenden Wismutzeitung“, gingen in die Kulturhäuser, Internate und Klubräume, lasen vor einigen wenigen oder auch vor 200 Zuhörern. Die Diskussionen endeten nicht in diesen Gemäuern. Die Kumpel kamen an den Tagen danach auf meinen Ort im Schacht zu mir. Wie ich mit ihnen Erz „machte“, so „machten“ sie mit mir Literatur. Es waren, nebenbei bemerkt, die gründlichsten Dispute über Ästhetik, die ich je erlebte.

Als wir mit Hilfe der Gebietsparteileitung unsere erste achttägige Tagung abhielten, hatten wir bereits zwei Mitglieder unserer Arbeitsgemeinschaft zum Institut für Literatur nach Leipzig delegiert. Im Jahre 1956 begannen zwei weitere das Studium, und ab September 1958 werden ebenfalls wieder zwei Wismutkumpel das Institut für Literatur besuchen. Die bisherigen Leistungen der Absolventen unserer Arbeitsgemeinschaft am Institut buchen wir als ein Ergebnis unserer gemeinsamen gegenseitigen Erziehung in der Produktion, in der Parteigruppe, den Massenorganisationen und in der Arbeitsgemeinschaft. Alle diese Faktoren zusammen können auch nur die Schule für ein junges literarisches Talent sein, das in unsere werdende sozialistische Gesellschaftsordnung hineinwächst und diese neue Wirklichkeit gestaltet.

Und der sozialistische Schriftsteller wird sie gestalten, weil er die Forderung danach nicht als administrativen Auftrag empfindet, sondern als eigenes Bedürfnis.

Die Diskussion

Die folgenden Episoden sind einem Roman entnommen, der demnächst im Verlag Neues Leben erscheinen wird. Der Roman heißt „Peter zwischen den Stühlen“ und erzählt von den Erlebnissen, Abenteuern und Konflikten des jungen Autors Peter Groll. Dieser gehört einer Arbeitsgemeinschaft junger Autoren im Deutschen Schriftstellerverband an. Marion Classon ist die Leiterin der Arbeitsgemeinschaft, Franz Frohmuth Friedhelm Maier ist Bezirksvorsitzender des Schriftstellerverbands, P. P. Pornemann Pate und „Mentor“ der Jungen.

Nach der Mittagspause wurden eigene Arbeiten vorgelesen und diskutiert. Aus den Nebenzimmern mußten noch Sessel herangeholt werden, wir waren nun fünfundzwanzig Menschen, da noch einige Gäste gekommen waren: zwei Schriftsteller, eine Redakteurin von der „Volksstimme“, ein Parteifunktionär, ein Theaterdramaturg und der Abteilungsleiter für Kultur beim Rat des Bezirkes.

Die Frau mit dem bäuerischen Gesicht las eine Geschichte vor. Sie war tatsächlich Bäuerin, wie ich erfuhr, sie hieß Lisa Korke, was gewiß kein literarischer Name ist, und war vierzig Jahre alt.

Es kostete mich anfangs große Mühe, dem Vorlesen zu folgen. Einmal sind wir wohl dieser Art, Literatur aufzunehmen, entwöhnt: Wir können alle selber lesen, und Bücher sind keine Luxusartikel mehr. Zum anderen will unsere schnelllebige Generation rasch zum Ziel kommen, entnimmt auch einem Roman nur die Handlung, die Substanz, das Material – wie wenige Leser achten heute noch genießerisch auf stilistische Feinheiten, haben etwas übrig für Naturschilderungen, für die Umwege, die ein Autor manchmal einschlägt, um nicht auf der großen Heerstraße marschieren zu müssen. Beim Vorlesen aber ist man gezwungen, Schritt für Schritt, Wort für Wort mitzugehen. Und drittens war Lisa Korke nicht gerade eine glänzende Interpretin ihrer eigenen Arbeit, die Worte fielen schwer, unbeholfen, zudem war die Geschichte durchsetzt mit bäuerlichen Begriffen und Dialektausdrücken; sie rang sich durch, und es war ermüdend, ihr zu folgen.

Und dennoch war etwas an der Geschichte, was mich zu fesseln begann und schließlich hellwach machte, so daß ich mit wirklicher Spannung zuhörte. Es war eine einfache Geschichte, holzschnittartig: Einen Bauernjungen hält es nicht mehr auf seinem Dorf, der väterliche Hof ist nicht mehr Vaters Hof, der Acker nicht mehr Vaters Acker, das Vieh nicht mehr Vaters Vieh, und was man schafft, gehört einem nicht mehr allein. Es lockt die Stadt, es

lockt das funkelnde Leben, es locken die hohen Löhne. Er geht und sucht sich dort Arbeit. Aber so unbeholfen schwimmt man in diesem Steinmeer, stößt überall an, bange kann einem werden dabei, und die Häuser bedrücken, wo ist noch Erde, wo eine Wiese, ein Wald? Ein Jahr vergeht, und noch immer nicht hat er sich eingelebt, da kommt des Nachbars Grete, die Heimat kommt, Dorf, Haus, Hund, Pferd, Acker, Wald. Wie schön wird das alles, wenn Grete erzählt, die Kindheit wird wach. Er geht zurück ins Dorf, der Junge, und heiratet seine Grete, und eine Weile ist Glück. Aber das Dorfwirtshaus ist nicht Stadtcafé und das Dorfkino kein Stadtkino, und wer solange über Asphalt gegangen ist, der sieht, wie tief sich die Rübenwagen durch den Dreck quälen. Wie ärmlich ist der Konsumladen, wie klein der Bahnhof, wie dunkel sind die Gassen abends, wie eng ist die dörfliche Welt. Und die ewige Plackerei, und am Abend ist man müde und im Kino schläft man ein; und man sehnt sich eines Tages wieder fort, zurück in die Stadt mit den funkelnden Lichtern, den Asphaltstraßen, dem Feierabend um sechzehn Uhr, dem Schlendern am Abend ...

So war die Geschichte. Danach herrschte Schweigen, einer räusperte sich, die meisten schauten vor sich hin.

„Danke schön, Lisa“, sagte Marion Classon in die Stille hinein. „Und jetzt seid ihr an der Reihe, die Lisa möchte jetzt gern eure Meinung hören. Vielleicht sagen Sie, Kollege Groll, gleich einmal, was Ihre Meinung dazu ist?“

Ich fuhr auf, als sie meinen Namen nannte. Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte.

„Wie hat Ihnen die Geschichte gefallen?“

„Gut.“

„Warum?“

„Na – sie gefällt mir.“

„Warum?“

Ich zuckte hilflos die Achseln.

Franz Frohmut Friedhelm Maier bat ums Wort. „Nun, man muß sehen, daß das natürlich keine Kurzgeschichte ist, sondern eine Erzählung. Oder besser noch: Der erste Teil eines Romans. Die erste Hälfte nur; denn die Kollegin Korke hat vergessen, uns den Ausweg zu zeigen. Sie überläßt ihren Helden einem ungewissen Schicksal. Das gibt es bei uns nicht mehr ...“

„Hehel!“ meckerte Pornemann dazwischen.

„Und wenn solche Fälle auch noch vorkommen, so sind sie doch nicht typisch. Wir haben heute endlich die reale Möglichkeit, Widersprüche zu überwinden. Ein solcher Widerspruch ist der Unterschied zwischen Stadt und Land. Er muß verschwinden. Wir müssen unsere Errungenschaften bis ins letzte Dorf tragen. Die Kollegin Korke, die auf dem Lande lebt, weiß nur zu gut, daß wir bereits damit begonnen haben. Warum unterschlägt sie

das? Warum zeigt sie nicht, wie durch die Einrichtung der MTS, die Gründung von LPG und den Bau von Dorfkulturhäusern das Leben auf dem Lande von Grund auf umgestaltet wird? Ihr Held ist passiv, er leidet nur, wird zerrissen. Ist er ein Schwachkopf? Er hat in der Stadt in einem großen Werk gearbeitet. Sollte er tatsächlich aus seinem persönlichen Schicksal keine Erkenntnisse gewonnen haben? Dann lohnt sich die ganze Geschichte nicht. Vielleicht ist gerade er es, der das ganze Dorf begeistert und mitreißt, so daß alle gemeinsam das Kulturhaus erbauen. Es gibt bereits Beispiele dafür!“

P. P. Pornemann meldete sich. „Zunächst möchte ich sagen, daß mir die Geschichte sehr gut gefallen hat. Sie hat Stimmung, Atmosphäre – eben das, was aus dem Gefühl kommt und in das Gefühl eingeht und gerade dadurch mitreißt und überzeugt. Aber sie hat noch einige Schönheitsfehler. Nach dem breiten Anfang überstürzt sie sich zum Schluß. Das ist vorne ein Roman und hinten eine Kurzgeschichte – die Proportionen stimmen nicht . . .“

„Wenn ich was sagen darf“, schaltete sich Lisa Korke ein, „Sie haben nämlich recht, ich weiß das selbst. Aber ich wollte die Geschichte heute vorlesen, darum habe ich sie so schnell zu Ende geschrieben, das war verkehrt. Ich sehe auch das ein, was der Kollege Maier sagt; ich habe . . .“

„Du bist noch gar nicht dran, Lisa“, sagte Marion Classon. „Kollege Sand, bitte.“

Sand war ein älterer, behäbiger Mann, er war einer von denen, die am Morgen am Fenster gestanden hatten. Er zerrte an seiner Strickweste. „Ich sehe das eben nicht ein, was der Kollege da vorhin gesagt hat. So ist es denn man ja auch nicht! Wir haben bei uns seit drei Jahren ein Kulturhaus stehen. Jetzt komm mal raus zu uns: Der Dreck auf der Straße liegt noch genauso hoch wie früher. Sollst mal hören, wie die Mädels schimpfen, wenn sie zum Tanz ins Kulturhaus gehn wollen. In Gummistiefeln müssen sie gehn . . .“

„Aber sie gehen zum Tanzen ins Kulturhaus, bitte!“ sagte Franz Frohmuth Friedhelm Maier. „Und eines Tages werden sie den Dreck und die Gummistiefel satt haben und werden solange Krach schlagen, bis sie ihre Straße haben und bis überall Lampen aufgehängt werden, das muß man sehen. Vielleicht fangen sie selbst damit an. Wenn die Straße gebaut wird, kann auch gleich eine Kanalisation mitgebaut werden. Die Hofbrunnen und Abwässergräben verschwinden. Dadurch wird die Hausarbeit leichter. Die Menschen haben mehr Zeit für Kino und Fernsehen und Bücher. Ihr Gesichtskreis erweitert sich. Sie bekommen Freude an schönen Dingen, auch an schönen Kleidern und schönen Schuhen. Sie werden fordern, daß sie mehr Maschinen und Geräte kriegen, die ihnen die grobe Arbeit auf den Äckern abnehmen oder zumindest erleichtern . . . Das ist ein Prozeß, eine Kettenreaktion. Aber wir müssen die Kugel antippen, damit sie zu rollen beginnt,

und wo sie gebremst wird, müssen wir ein bißchen nachhelfen. So muß man das doch sehen!“

Danach las Eva Kreihe einen Ausschnitt aus ihren „Memoiren einer jungen Säuerwitwe“, wie Pornemann das nachher scherzhaft nannte. Sie war sehr aufgeregt und verhaspelte sich andauernd. Aber siehe da – in diesem Mädchen steckten tatsächlich auch Geschichten. Das Kapitel umfaßte die Zeit, wie sie aus der Schule entlassen und Hausmädchen bei Pastors wird. Es ist kurz vor Kriegsausbruch und darum auch kurz von der Verhaftung des Pastors, der ein entschiedener Kriegsgegner und dazu ein aufrechter Mann ist. Er verschwindet. Erst nach Jahr und Tag bekommt seine Frau heraus, daß man ihn in ein kleineres KZ nach Franken gebracht hat. Die Kirchenleitung kündigt ihr die Wohnung. Sie zieht in die Nähe ihres Mannes in ein Dorf am Hang des Jura. Das Hausmädchen Gerda Voß, so nannte Eva Kreihe sich in der Geschichte, zieht mit ihr, der Verfehmten. Die Pastorsfrau erwirkt über einen hohen Gönner die Erlaubnis, ihren Mann zu besuchen. Als sie zurückkommt, bricht sie im Flur zusammen. Sie, die schwärmerische, etwas unpraktische, aus gutem Hause stammende Pastorsfrau unternimmt einen verzweifelten Versuch, ihren Mann zu befreien. Sie gerät in die Hände eines Gauners, der ihr allen Schmuck und das letzte Geld abknöpft, sie schließlich erpreßt und endlich der Gestapo ausliefert. Die siebzehnjährige Gerda Voß versucht, sich mit den drei Kindern zu Freunden der Familie nach Mannheim durchzuschlagen. Sie kann in der Nacht aus dem Dorf entweichen, Geld hat sie keins, mitleidige Menschen helfen ihr weiter; sie gelangt bis kurz vor Mannheim, das an dem Abend bombardiert wird. Am anderen Morgen steht sie vor den rauchenden Trümmern des Hauses, das den Kindern eine sichere Obhut bieten sollte. Sie weiß nicht, wohin sie sich nun wenden soll. Sie erinnert sich ihrer Schwester, die in Hamburg verheiratet ist, und geht abermals auf die Wanderung, mit den Kindern. Damit schloß das Kapitel.

In unser Schweigen hinein stieß P. P. Pornemann plötzlich seinen Sessel zurück, stand da, machte eine altmodische tiefe Verbeugung vor Eva Kreihe und begann leise zu klatschen. Wie erlöst fielen wir alle ein. In Evas Augen standen die Tränen.

Danach war schwierig zu diskutieren. Offen gesagt: Ich hätte Eva Kreihe diese Geschichte niemals zugetraut. Gewiß, da gab es noch stilistische Mängel, war die ganze Geschichte vielleicht etwas zu simpel niedergeschrieben, aber andererseits bestach sie gerade durch die einfache Sprache. Hier erzählte eine Siebzehnjährige ihre Geschichte, und man glaubte sie ihr aufs Wort.

Nachdem Marion uns zweimal aufgefordert hatte, unsere Meinung zu sagen, räusperte sich endlich der bekannte Literaturkritiker Helmut Najah,

der an dem Tage als Gast bei uns weilte, bat ums Wort und sprach. Von seinem Diskussionsbeitrag habe ich mir diesen Satz mitnotiert: „Die protestantische Zentrierung des religiösen Lebens in der Einzelpersönlichkeit entbindet den Menschen in zweifacher Hinsicht: positiv, indem sie ihm die Kraft gibt, aus der Unbedingtheit seines Gewissens heraus gegen die Grenzen jeder kirchlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Institutionalisierung einer metaphysischen Ordnung kritisch aufzubegehren; negativ, indem die freigewordenen Kräfte der Persönlichkeit leicht der Versuchung erliegen, sich, wie im heroischen Nihilismus, als Selbstzweck aufzufassen, statt sich, im Sinne Luthers und Calvins, nur um so unbedingter der göttlichen Gnade zu überantworten, die sie, den Individualismus ...“ An dieser Stelle brach, glaube ich, meine Bleistiftspitze ab.

Was mich beeindruckte war, daß er seine Sätze gleichsam aus dem Handgelenk druckreif auf den Tisch schüttelte, und das mit einem Lächeln innigster Selbstbefriedigung.

Franz Frohmuth Friedhelm Maier fragte danach: „Häh?“ und meinte, Na-ja, solle doch um Himmels willen so sprechen, daß man ihn auch verstehen könne. Worauf ihn der Kritiker hochmütig ansah und erwiderte, er wäre der Ansicht gewesen, unter Literaten zu sein, dies sei nun einmal die Diktion der Literatur, und wer dazuzählen wolle, müsse sie eben erlernen.

Maier errötete (ich hatte schon bemerkt, daß er stets Minderwertigkeitskomplexe bekam, sobald ein Satz mehr als drei Fremdwörter enthielt) und schwieg. Er wurde von Pornemann gerächt, der den Kritiker eine halbe Stunde später, nach einer neuen Wortkaskade, brutal in den Schwitzkasten nahm: „Sie haben ja ein Abonnement auf meinen Roman. Als er damals neuaufgelegt wurde, behaupteten Sie im ‚Start‘, er sei symptomatisch für die Fluktuation des Individuums in der Ära der faschistischen Nivellierung. Vor acht Jahren bezeichneten Sie ihn in ‚Heute und Morgen‘ als intellektuell. Vor sechs Jahren taten Sie ihn in Ihrer berühmten Abhandlung in der ‚Rundschau‘ als unkünstlerisch ab und hielten es für eine Sünde, daß Papier für eine fünfte Auflage bewilligt worden war. Ihre Besprechung der sechsten Auflage war, wenn ich mich recht erinnere, überschrieben: Immer noch weiter auf dem Trampelpfad des Proletkults? Die nächste Auflage lobten Sie dann in der Gewerkschaftszeitung sehr, mit einer einzigen Einschränkung: Der Roman trug Ihnen nicht genügend zur endgültigen Liquidierung des Kleinbürgertums bei. Anläßlich der zehnten Auflage warfen Sie dem Verlag vor, in der gegenwärtigen politischen Situation unklug gehandelt zu haben. Dagegen fand die elfte Auflage Ihren ungeteilten Beifall, kein Wunder, meine geringe Person war kurz vorher mit dem Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet worden. Was werden Sie zu der zwölften Auflage sagen, die gerade vorbereitet wird? Es würde mich interessieren.“

Der bekannte Kritiker antwortete mit einem feinem Lächeln: „Aber hochverehrter Meister, man muß das dialektisch sehen. Sie sind doch Dialektiker!“

„Das ist auch eine hübsche Version“, bemerkte Pornemann sarkastisch.

Gottfried Jürgas

Ein Ausflug

Die nächste Tagung der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren findet am 21./22. März 1958 statt. Wir tagen diesmal nicht in unseren Räumen Goetheallee 37, sondern folgen einer Einladung der LPG Jahna, der ersten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Bezirkes Dresden, die Märztagung nach Jahna zu verlegen.“

War das eigentlich nötig? Schließlich hatten wir alle schon einmal Kirschen geklaut. Und ich, zum Exempel, kannte die LPG Jahna sehr genau. – Aus Presseartikeln.

Vor einiger Zeit beobachtete ich auf dem Postamt einen alten Mann, der auf flachwandige Pakete rot geränderte Zettel klebte, „Vorsicht! Glas!“ So etwa mochten sich die Genossenschaftsbauern auf unseren Besuch vorbereiten.

Ein Sprechchor: Achtung, die Schriftsteller kommen!

Eine Begrüßungsrede: Liebe Kollegen!

Ein Dorfgeflüster: Laßt die Hunde von der Leine! Sperrt die Speisekammern zu! Die Städter haben den bösen Blick!

Ich hatte eine Vision. Mit gespitzten Bleistiften eilen wir durch die Ställe. Staub wirbelt auf. Hennen flügeln auf ihre Nester. Rinder glotzen uns an. Die Bauern verkriechen sich in die äußersten Winkel ihrer Häuser. Doch haben wir sie aufgestöbert, wird jedes ihrer Worte als sieghafte Verkündigung des Neuen auf dem Lande in unsere Notizblöcke gestochen.

Und dann ist alles ganz anders.

Unser Autobus quält sich die schneeglatte Straße nördlich von Meißen hinauf. Weiß weiten sich die Felder links und rechts. Nirgends ein Feldrain. Man spürt, auf diesem Boden rackert kein Bauer Kunz oder Müller. Hier soll das Korn der Genossenschaft wachsen.

Die erste Station ist erreicht. Die Rinderställe. Ein langgestrecktes helles Gebäude, breiter Mittelgang, etwa fünfzig Rinder, sauber und glänzend.

Zahlen werden genannt. Der Melker antwortet geduldig auf unsere Fragen. Melkerträge, Mechanisierung, Aufzucht.

Im Nebengang, auf einem Bündel Stroh, reckt sich ein Kälbchen. „Erst gestern geboren“, sagt der Melker. „In ein paar Tagen kommt es in den Aufzuchtstall hinüber.“

Wie selbstverständlich das klingt!

Ich erinnere mich an das Dorf meiner Großeltern. Ein Häuslerdorf. Tags brachen die Männer Granitblöcke aus den Steinbrüchen und räuberten auf dem Heimweg für Karnickel und Ziege die Kleeschläge der Großbauern. Die Krone des kümmerlichen Häuslerdaseins aber war erst die eigene Kuh. Sie war dürr und abgeklappert, ihr galt die Sorge der ganzen Familie.

Wie anders war das doch heute.

Luftige Ställe, Rinderherden. Am Straßenrand neu erbaute Wohnhäuser. Für die Viehzuchtbrigade.

Aber nicht nur das. Einige Kilometer weiter besuchen wir im Herrensitz des ehemaligen Rittergutes das Lehrlingswohnheim. Im Unterrichtsraum sitzen einige Jungen und lesen. Einem schaue ich über die Schulter auf sein Buch. Trigonometrie!

Ich frage: „Was willst du denn werden?“

„Na, erst mal auslernen.“ Er ist verlegen. „Und dann, mal sehen, vielleicht studieren!“

Dann noch die Schweinefarm, die Hopfenplantage, die Wäscherei, die Wannen- und Brausebäder, der Kindergarten, und im Herzen des Dorfes das Gemeindehaus, der Kreml genannt.

Möge es auch als Spottname erdacht sein, mögen es manche noch verächtlich daherreden. Im Kreml tagt die Genossenschaft.

Doch die Genossenschaft, das sind nicht nur elektrische Melkmaschinen, Dungkräne und Tbc-freie Rinderherden. Die Genossenschaft, das sind die Menschen.

Schwerschrittig, die verschneiten Schuhe am Abstreicher putzend, kommen sie am Abend in den Kulturraum, wo wir, junge Autoren, Schreibende, Lernende, über unsere Arbeit erzählen wollen.

Wie gewohnt, zuerst einige Worte der Begrüßung. Dann lesen wir. Man fühlt die wägend kritischen Blicke, auch wenn man auf das Manuskript sieht. Gedichte werden vorgetragen. Die lustige Geschichte eines Melkeimers, und dann, welch weiter Gedankensprung, ein Kapitel aus einem Kinderbuch, dessen Handlung in Schwarzafrika spielt.

Langsam löst sich die Spannung. Der humoreske Melkeimer wird beifällig belächelt. Auch in das nächtliche Negerdorf, mitten in dem furiosen Tanz um das flammengrelle Lagerfeuer, läßt man sich willig führen und lauscht aufmerksam den Worten nach.

Eine erste Frage meldet sich an.

„Wie schreibt man so etwas eigentlich?“

Eine einfältige Frage. Eine schwere Frage. Wir bemühen uns um die Antwort, ergänzen einander, werden erneut gefragt und sind, ohne es recht zu merken, mitten im Gespräch. Man wird erregt. Immer neue Probleme keimen auf. Ein Bild im Kulturraum wird begutachtet, verworfen, verteidigt. Auch wir fragen.

Den Mais, baut ihr ihn an?

Natürlich.

Und die Offenställe für Rinder?

Kommt im nächsten Jahr wieder.

Fragen, Antworten, Fragen. Die Zeit fliegt. Schon ist es 23 Uhr. Schon?

Der Bauer steht morgens sehr früh auf. Wir müssen schlafen gehen.

„Ich nehme einen mit!“

„Bei mir können zwei schlafen!“

Die Reihe ist an uns, verlegen zu sein. Aber man läßt uns keine Zeit. Noch auf dem Heimweg wird die Diskussion in den verschiedensten Variationen fortgesetzt.

Wir sind uns nahegekommen an diesem Tag, der nicht der letzte gemeinsame sein wird.

Notizen fertigt man über Tatsachen. Tatsache ist, daß der LPG-Vorsitzende von Jahna – er hat es uns ein wenig stolz erzählt –, sooft er in Berlin weilt, den Genossen Walter Ulbricht besucht, ihm berichtet, mit ihm berät.

Ein nüchternes Bild.

Da sitzt der bärenstarke Bauer aus Jahna mit den klugen, lustigen Augen. Und Genosse Ulbricht hört aufmerksam zu, unterbricht hin und wieder, erklärt selbst. Eine wohltuende Kraft lebt in diesen beiden Menschen. Eine Kraft, die Völker vorwärts riß und künstliche Sterne in den Himmel schleuderte.

Die Kraft des Sozialismus.

Wir jungen Autoren haben in Jahna einen Lehrgang besucht. Einen Lehrgang ohne dürre Referate, denn unser Lehrmeister war das Leben.

Nun liegt es an uns, die Prüfung zu bestehen.

Im Vorfeld der Entscheidungen

„Eine seltsamere Ware als Literatur gibt es wohl schwerlich in der Welt: von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert, gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen – und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen!“ Mit diesem bissigen Wort hat Georg Christoph Lichtenberg über 170 Jahre hinweg ins Schwarze des heutigen westdeutschen Literaturregals getroffen. Denn es mag zwar sein, daß die Bundesrepublik einer der größten Buchproduzenten der Welt ist, aber es ist auch erwiesen, daß nur jeder zweite Westdeutsche ein Buch anrührt und daß 47 Prozent der Erwachsenen nicht ein einziges Buch zu Hause haben. Liegt es daran, daß die Leute von Literatur nichts verstehen, oder – um mit Lichtenberg zu sprechen – daran, daß diese Literatur von Leuten geschrieben ist, die sie selbst nicht verstehen?

Nimmt man den zeitgenössischen Schriftstellerstand in Westdeutschland unter die Lupe, so erkennt man schnell: Die Generation, die aus dem Chaos des Krieges eine Chance echter literarischer Erneuerung heimzubringen schien, ist längst von der wirtschaftswunderlichen Betriebsamkeit aufgesogen worden. Sie hat die Fahne der Auflehnung gestrichen und sich mit Ohropax die Ohren verstopft.

So ist es nicht verwunderlich, daß die ihr folgende, jüngste Generation entweder vom restaurativen Sog gelähmt ist oder ihren um einige Jahre älteren Kollegen mit Mißtrauen begegnet; daß sie im Niemandsland zwischen einer verscherzten literarischen Vergangenheit und einer noch nicht herausgeformten Gegenwart dahinstolpert; vor allem aber, daß sie sich abseits aller verlegerischen Geschäftemacherei und konventioneller Literaturjournale in Gruppen und Grüppchen spaltet, sich sucht, sich verliert, und dabei oftmals im Kreise irrt. Eine Anzahl winziger hektographierter Zeitschriften, deren Abonnentenzahl nicht selten mit der Zahl der Mitarbeiter identisch ist und die oft mehr einer Art Rundbrief gleichen, spiegeln dieses Tohuwabohu der jungen und jüngsten Literatur in Westdeutschland. Verstehen die jungen Leute sich selbst?

„Ein jeder lebt hoffnungslos in seiner Welt; auf das Gemeinsame zielt nur der Versuch zur Verständigung. Die ‚eine Welt‘ ist nichts als eine Chance, auch das uns Fremde zu begreifen ...“ Das schreibt Reimar Lenz in den „Lyrischen Blättern“. Oder: „Wirklich, wer da versucht, zu einem Überblick und Urteil zu gelangen, droht in der Flut der Widersprüche zu ertrinken oder relativistisch zu versanden ...“

Trotz solcher etwas entmutigender Formeln wollen wir die divergieren-

den Literaturblättchen einmal anpeilen und nebeneinanderhalten – schließlich ergibt das Plus und Minus der Stimmungen und Tendenzen eine Bestandsaufnahme im Vorfeld einer Literatur, deren Zukunft hier entschieden wird.

„Junger Literaturkreis“ nennt sich eine Gruppe, die ihrem (übrigens zu meist recht wirren und eklektischen) Blatt unter Berufung auf Schiller den Namen „Die Horen“ gegeben hat. Zum Thema „Junge Schriftsteller heute“ liest man in einer der letzten Ausgaben:

„In Dachstuben und Lauben dämmt bei Wasser und Brot eine große Schar junger Schriftsteller dahin, dem Alltag ausgeliefert, verbittert. Und wir sind schuld, wir alle sind schuld an dieser materiellen Not, die diese jungen Menschen zwingt, zu schweigen. Was soll der Schrei, jener programmatische, aber widersinnige Schrei nach jungen begabten Autoren? Er muß ungehört verhallen, solange das Geistige im Volke die seelische Regung verloren hat und sich in der Masse billiger, sensationshaschender Tagesware selbst befriedigt. Er ist sinnlos, solange die Flut ausländischer Bücher jeden Ansatz zunichte macht, sich Büchern junger deutscher Autoren zuzuwenden. Und er wird nicht gehört werden, solange von kulturellen Institutionen und behördlichen Stellen keine durchgreifende Förderung zu erwarten ist. Der Staat der Weimarer Republik war sich seiner kulturellen Mission bewußt, und er handelte. Unser Bonner Staat ist sich dieser Aufgabe – den Reden nach – wohl auch bewußt, aber er handelt nicht. Dafür werden Millionen für unschöpferische, unproduktive Zwecke ausgegeben wie Atomraketen, Bundeskampfanzüge und derlei Quatsch mehr.“

Das in dem letzten Satz angeschlagene Motiv, in früheren Ausgaben der „Horen“ nur gelegentlich zu finden, ist in der letzten uns vorliegenden Ausgabe (vom Sommer 1958) vorherrschend geworden: Hier wendet sich der Junge Literaturkreis mit ganzer Kraft gegen den Atomwahnsinn. Und ist er auch noch recht weit davon entfernt, die politisch-gesellschaftlichen Wurzeln des Problems zu erkennen, neigt er auch noch dazu, aus dem Gegensatz der Klassen einen Gegensatz der Generationen zu machen – wir begrüßen doch mit Genugtuung einen Verbündeten im Kampf gegen die H-Bomben- und Raketenjonglierer.

Vielleicht deutet es auch auf eine positive Entwicklung, daß die junge westdeutsche Schriftstellergeneration seit einiger Zeit aus ihren (ursprünglich mehr oder weniger esoterischen) Zirkeln zu einer allgemeinen Auseinandersetzung drängt, daß sie auf gegenseitige Kontakte Wert zu legen beginnt. So macht Blatt X seine Leser auf Blatt Y aufmerksam und umgekehrt. „Profile“, eine Lyrikzeitschrift, die sich in hoffnungslosem Bemühen um eine ästhetisierend-abstrakte Erscheinungswelt erschöpft, empfiehlt die Miniatur-Literaturzeitschrift „Alpha“: „Einer der wenigen Sammelpunkte junger Dichtung mit internationalen Beiträgen. Ein Versuch mit offenen Horizonten ...“

Oder „Komma“, Zeitschrift für junge Literatur und Kunst, veröffentlicht ein Inserat der „Lyrischen Blätter“, deren Herausgeber erklärt: „Wir wollen in monographischen Ausgaben auf Problemkreise hinweisen, die den Dichter beschäftigen müssen, der ganz in seinem Jahrhundert steht. Daher unsere Kommentare zum ‚Finismus‘, die Vorstellung junger Lyrik aus der DDR und aus Polen, die Gegenüberstellung diametral verschiedener Schreib- und Erlebnisweisen, die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn als Dichter und Denker ... Der Kommunikation auseinandergefallener Lebenswelten soll unsere Sammlung dienen, einem Gespräch, das nicht bei künstlerischen Thesen, kritischen Antithesen stehen bleiben darf.“ Oder „Manu-Skriptum“, eine „kritische Literaturzeitschrift von der Jugend für die Jugend“ veröffentlicht eine Anzeige des Literaturblatts „Visum“, das aus der finanziellen Not (in der alle diese Blätter stecken) eine originelle bibliophile Tugend zu machen sucht. „Visum“ bezeichnet sich selbst als „zeitkritische Literaturzeitschrift gegen den literarischen Faschismus“. Einigen seiner Autoren scheint im Bereich des Lyrischen der Versuch geglückt, die Situation des zeitgenössischen Deutschen, der seiner Zeit nicht mehr ausweichen will, sprachlich in den Griff zu bekommen. „Visum“ verweist seinerseits in einem Inserat auf „Komma“, eine mit Graphiken ausgestattete Münchner Zeitschrift, die sich als „Forum für die geistigen Auseinandersetzungen in der Gegenwart“ deklariert.

In München haben sich die literarischen Diskussionen des sogenannten „Komma-Klubs“ zu einem in Zeiten restaurativer Erschlaffung bemerkenswerten Anziehungspunkt für die junge Generation entwickelt. Selbst bei sommerlicher Hitze hocken die jungen Leute jeden Dienstag in ihrem Schwabinger Lokal und lauschen den Autoren, die sich zuweilen beim Zerschlagen weithin anerkannter Götzenbilder als schlagkräftige Talente entpuppen: Gert Ledig las hier aus seiner „Stalinorgel“, Dieter Lattmann stellte seinen zeitkritischen Essay „Die Frage des Gewissens“ zur Diskussion, den der Langen-Müller-Verlag aus recht durchsichtigen Gründen abgelehnt hatte. Auch Gäste aus der DDR haben hier gesprochen. Die Debatten des „Komma-Klubs“ sind darauf gerichtet, das literarische Problem im gesellschaftlichen Zusammenhang zu erkunden und zu erkennen. Das Wort Politik wird hier groß geschrieben, wenn die zornigen jungen Leute das Jahrhundert der Konzentrationslager und Wasserstoffbomben besichtigen. Wenn überhaupt, so könnte es an einem solchen Ort kritischer Aktivität passieren, daß Autoren, Zuhörer und Diskutierer – dem eingangs zitierten pessimistischen Wort Lichtenbergs zum Trotz – verstehen lernen, was ein Gedicht oder ein Prosastück in den Kämpfen der Zeit sein soll und sein kann.

JUNGE LYRIK AUS WESTDEUTSCHLAND

Arno Reinfrank

ALGERISCHE ANEMONEN

*Nimm die Anemonen
aus deinem Zimmer*

*Die Köpfe sind schwarz
wie die Erschossener*

*Die Blätter sind verwüst
wie blutige Tücher*

*In der Vase
mit den Gewehren*

*In der Vase
mit den Gewehren*

*Warum behältst du
die Anemonen in deinem Zimmer*

*Ich liebe dich
du schwarzer Kopf*

*Schlage das blutige Tuch
zurück und lächle*

*So viele Anemonen
in deinem Zimmer*

*Trockenes Blut
Trockenes Blut
vor der Vase*

VON DER GERECHTIGKEIT

*Ihr, die ihr in den Kellern wohnt,
müde und grau im Gesicht;
die ihr in den Ketten der Armut front –
kommt heraus, kommt heraus an das Licht!*

*Ihr, die ihr euch müde rackert und plagt,
ihr, die ihr das Leben tagtäglich wagt:
am Bau, im Berg, am Fließband, im Schacht,
beim schmelzenden Eisen, bei Tag und bei Nacht,*

*ich will euch das große Märchen erzählen:
Damit ihr vergeßt euer Leid
will ich mich mit der Schimäre vermählen –
ich erzähl euch von der Gerechtigkeit!*

*Es ist eine alte Geschichte,
rührend und wunderbar,
jedoch, besehn beim Lichte
ist sie leider, leider nicht wahr.*

Einige Sätze aus dem Gesangbuch der Gerechtigkeit

*Die Würde, Prolet, deine Würde
ist unantastbar, gewiß!
Verletzt der Staat deine Würde
verspürt er 'n Gewissensbiß!*

*Du hast das Recht auf Freiheit,
Freiheit von Angst und Not!
Entfalte deine Persönlichkeit
und schufte, fürs trockene Brot.*

*Ihr seid vor dem Gesetze gleich,
du und dein Arbeitgeber!
Er fährt zwar im Auto, und er ist reich,
doch schadet das seiner Leber.*

*Du darfst deine Meinung sagen der Welt!
Und sorgen für ihre Verbreitung,
und wenn du reich bist, und hast viel Geld,
kommst du sogar in die Zeitung.*

*Doch bist du Kommunist oder hast
ein vaterlandsloses Verhältnis,
dann blüht alsbald dir dicker Knast,
Freiaufenthalt im Gefängnis.*

*Deine Familie, ob groß oder klein,
darf niemand zum Bösen verleiten;
Doch man darf deine herzigen Kinderlein
auf den Heldentod vorbereiten.*

*Du darfst mit Bitten oder Beschwer'
an die Abgeordneten schreiben
und rügen, wenig oder mehr,
es wird doch alles so bleiben.*

*Die Briefe, die du deiner Freundin schreibst,
darf kein Beamter lesen;
Doch wenn du nicht bei der Stange bleibst,
ist dein Brief ein Geheimnis gewesen.*

*Du darfst deine Arbeit, deinen Beruf
frei wechseln oder wählen;
Und für die Arbeitslosen schuf
der Staat die Stempelstellen.*

Leierkastenfinale

(nach der Melodie: „Mariechen war ein Frauenzimmer“)

*Gerechtigkeit, wie wir sie sehen,
die gibt es nicht allhier.
Wenn arm du bist, dann bleibst du stehen
da draußen, vor der Tür.
Das Geld gehört den Reichen,
das Fett, die Wurst, das Recht;
du wirst ihr Herze nicht erweichen
denn Tränen stehn dir schlecht.*

*Du darfst in diesem Staateswesen
ums Goldene Kalb dich drehn
und darfst, da du von frommem Wesen,
den lieben Gott anflehn,
doch bist du Kommuniste,
das heißt: nicht dumm, nur arm,
erscheinst alsbald du auf der Liste,
es holt dich der Gendarm.*

*Darum, ihr Brüder, allenthalben
bleibt brav, und muckst euch nicht.
Schnell sind die hohen Staatsgewalten
und hart ist ihr Gericht.
Ihr habt das Maul zu halten,
zu zahlen, was euch frommt.
Versteckt die Fäuste, die geballten
und wartet, was noch kommt.*

Johannes Bauer

ICH HAB EIN KIND GESEHN

*Ich hab ein Kind gesehn,
Das stand am Straßenrand
Und bat um Brot mit dürrer Hand
Mich im Vorübergehn.*

*Ich hab ein Kind gesehn,
Das bat um Brot und stumm
Schien es zu fragen: Sagt, warum
Muß ich schon betteln gehn? –*

*Ich hab ein Kind gesehn,
Das bat um Brot . . . Und ich blieb stehn.
Und später dann, im Weitergehn,
War mir's, als ob ich die und den
Und mich in diesem Kind gesehn . . .*

NACHTASYLBEWOHNER

*Immer, wenn dämmernd die Tage sich neigen,
Kommen sie wieder mit finsterem Schweigen,
Schweigen und hoffen und glauben und hungern,
Denken ans Morgen und denken ans Lungern,
Denken in ihrer Verzweiflung und Not
Immer vergeblich an Arbeit und Brot.*

*Immer, wenn nachts die Laternen brennen,
Liegen sie enge beisammen und pennen,
Pennen in feuchten und muffigen Räumen,
Frieren und ruhen und pennen und träumen,
Träumen in ihrer Verzweiflung und Not,
Immer vergeblich von Arbeit und Brot.*

*Immer, wenn Nächte dem Tageslicht weichen,
Taumeln sie müde und hungrig mit bleichen,
Kranken Gesichtern durch finstere Gassen,
Flehen und betteln und flehen und bassen,
Flehen in ihrer Verzweiflung und Not,
Immer vergeblich nach Arbeit und Brot.*

Stefan Scherpner

ICH RÜHME EUCH RÜCKSICHTSLOSE

I

*Im Ausfluß des Leids zu ersticken ist nicht ehrenhaft.
Ich träume das Furchtbare.
Es macht mich unruhig.
Im Wachen ängstige ich mich und bin auf der Hut.
Ich spreche über meinen Traum, damit sich alle ängstigen.*

*Aus dem vergilbten Horizont quillt gelber Schleim.
Zerrbilder der Materie versteinern – Menschen!*

Und der gelbe Schleim dringt über Straßen und Korridore
 in das behaglichste Zimmer.
 In den Narben des Wahnsinns bläht sich der unerbittliche Greifer.
 Das Wasser löscht kein Feuer mehr.
 Es ist radioaktiv.
 Wenn ich Dürstender trinke, ersäufe ich mich.

 Ich träume das Furchtbare.
 Es macht mich unruhig.
 Ich ängstige mich.

 In den dämmrigen Höhlen der Großstadt singe ich den Haß-
 gesang der Proleten.
 Ob, Inbrunst des Jahrhunderts, hämmere den Takt!
 Frage mich nicht – ich habe nur eine Antwort:
 Ich folge dem marternden Haß auf die Straße,
 wo die Gleichgesinnten sich treffen.
 Auf der Straße ist Platz für uns.

 Ich ängstige mich, wenn ich allein bin.
 Aber ich marschiere voran, wenn ihr mitkommt, Proleten!

II

Raffe den Atem im Zwangsassyl
 und kerbe den zornigen Hauch im Hirn der Georteten ein!
 Trotziges Murren, spring über auf die Maschinen!
 Sie lassen sich auch für dich und mich in Gang setzen.
 Prolet, in den Niederungen hast du keinen Ausblick.
 Stürme die Höhen!
 Zu den Synkopen der Gier tanzt im Schaltjahr das vergessene
 Gespenst.
 Das Gespenst läßt sich nicht rufen noch besänftigen.
 Hinter dem zittrigen Glanz der Paläste werden die Gebie-
 tenden unsicher,
 bäumen sich auf im Fieber des Niedergangs.

 Prolet, du warst fleißig.
 Du bist an der Krise nicht schuld.
 Doch inmitten des brüchigen Strebens wird dich die Not angeifern.
 Prolet, im Schaltjahr bist du wieder an der Reibel
 Der Amoklauf des zweitausendjährigen Widersinns endet bei dir.

III

*Du bist nicht der erste.
Doch du mußt bei den ersten sein!
Im stampfenden Gleichklang öffnen sich die Poren.
Ob, quälender Drang des kommenden Morgens
trockne den Schweiß auf der sengenden Haut!
Prolet, das heulende Irrlicht verspottend,
mußt du gegen die Marschierer marschieren!*

*Es gibt bessere Argumente als Hoffnungen in Böswillige zu setzen.
Während am fünfundzwanzigsten März abgeordnete Philan-
tropy auf Stigmatisierte einredeten,
setzten zwölfhundert Proleten ihre Hoffnungen in sich selbst.
Ich rühme euch Rücksichtslose in Kassel!
Ihr seid gegen die Marschierer marschier!*

IV

*Prolet, dein Marschieren hat eine Konsequenz:
Du marschierst gegen diesen Staat.*

*An den grindigen Fischmäulern und an den gichtischen Händen
kannst du sie orton –
die Jesuiten wider den Kommunismus.
Der gütige Riese seufzt, weil du die Predigt anhörst.
Begnüge dich nicht mit den Halbwahrheiten der Philantropen!
An der Klagemauer schleichen die Enterbten.
Prolet, zersetze die blutigen Laken der Nacht!
Meine Väter kamen ungebeten nach Stalingrad.
Ich werde mich bitten lassen.*

*Bruder in Moskau!
Du bast die Weben der Menschheit für mich ertragen.
Deinem Kopf gehorchen nicht nur die eigenen Glieder.
Dir gilt mein verwegener Herzschlag in der Springflut.
Ich ängstige mich nicht! Nein!
Ich träume das Herrliche.
Und ich bin stark wie der gütige Riese
vom Jahrgang Neunzehnhundertundsiebzehn.*

DEN GENOSSEN AN RHEIN UND RUHR

Arbeiter!

*Wenn in der Baubude
Oder am Biertisch
Bei denen, die schufteten wie du,
Dein Wort nicht zündet,
Sondern verlacht wird –
Beschimpfe nicht deinesgleichen.*

Kumpel!

*Wenn sie über dich herfallen
In der Kaue oder im Schacht,
Auf dies und jenes deuten,
Und dich böhnisch fragen:
Was nun, Kommunist? –
Sag ihnen,
Was du von dem und jenem hältst,
Von ihren Zeitungen,
Den sozialdemokratischen,
Und von der Arbeitereinigkeit.
Morgen
Werden sie dich verstehen.*

Das wahre Wort

Fällt tief.

Zeit

*Braucht das tief Gefallene,
Bis es sein Echo
Zurückwirft.*

Kranke Frucht eines kranken Baumes

Bemerkungen zur Dekadenzliteratur

Es ist gefährlich, dem Menschen zu oft zu zeigen, wie sehr er den Tieren gleicht, ohne ihm seine Größe zu zeigen.

Pascal

Was wir Dekadenz nennen, ist eine historische Erscheinung im Geistesleben der bürgerlichen Welt. Sie tritt auf, seit der Ausbeutungscharakter der Klassengesellschaft wissenschaftlich nachgewiesen und ihr Untergang voraussehbar ist. Damit erhob sich vor der bürgerlichen Welt eine lebensgefährliche Wahrheit. Der Verstand, die Logik mußte sie bestätigen, das elementare Klasseninteresse jedoch durfte sich diese Wahrheit nicht eingestehen. Der Widerspruch zwischen der objektiven geschichtlichen Entwicklungstendenz und dem bürgerlichen Klasseninteresse erzeugte schließlich ein Weltbild, aus welchem diese tödlichen Erkenntnisse wegetuschiert sind.

Die Grundzüge dieser spätbürgerlichen Ideologie lassen sich so definieren:

1. Da die Bourgeoisie keine geschichtliche Perspektive mehr vor sich hat, ist sie gezwungen, die Geschichte, die Entwicklung überhaupt zu verneinen.
2. Da der Verstand aber, seiner logischen Natur nach, nicht umhin kann, die Entwicklung zu konstatieren, darf er nicht mehr als führende Geistestätigkeit des Menschen anerkannt werden.

Auf diese Weise entsteht aus der Perspektivenlosigkeit der niedergehenden Bourgeoisie das Weltbild der Dekadenz. Es ist vor allem *ahistorisch* und *irrationalistisch*.

Um Mißverständnissen und schematischen Verallgemeinerungen im voraus zu begegnen, sei bemerkt: Wir sprechen hier und im folgenden von Tendenzen, von Neigungen, die im Denken und Kunstschaffen der imperialistischen Periode auftreten. Das bedeutet nicht, daß diese Tendenzen bei allen Individuen, allen Künstlern im gleichen Maße vorhanden wären. Die Überlieferung des ererbten Bildungsgutes ist in der bürgerlichen Welt auch heute nicht abgerissen. Jedoch, im ganzen gesehen, bewirken die Dekadenzerscheinungen eine fortschreitende Entstellung der kulturellen Werte, die das Bürgertum einst als aufsteigende Klasse selbst hervorgebracht hat. Mit der allgemeinen Krise des Kapitalismus, seit 1917 und namentlich seit 1945, haben sich die irrationalistischen und ahistorischen Tendenzen so verbreitert und verschärft, daß heute keiner sich ihnen entziehen kann, der auf dem

geistigen Boden der kapitalistischen Welt verharret. Diese Verfallstendenzen charakterisieren das gesamte Kulturleben des Westens, sowohl in den Wissenschaften wie in der Kunst. Sie bestimmen die Denkweise des heutigen Bürgertums, seine Art, auf die großen Ereignisse des 20. Jahrhunderts zu reagieren, indem es versucht, sie zu ignorieren oder gar sie rückgängig zu machen.

Die kulturelle Kluft zwischen Stadt und Land, zwischen Kopfarbeiter und Handarbeiter hat seit langem zur Isolierung des Intellektuellen vom Volk geführt. Die kapitalistische Arbeitsteilung erzeugte darüber hinaus auf allen Gebieten, auch unter den Geistesarbeitern, ein enges Spezialistentum, bei dem jeder nur sein eigenes Tätigkeitsfeld übersieht und keine Kenntnis vom Gesamtprozeß hat. Die Unübersichtlichkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems, der Fetischcharakter des Geldes, die scheinbare Selbständigkeit einzelner Teile der Wirtschaft – all das verschleiert den tatsächlichen Charakter des Kapitalismus. Er ist für den bürgerlich gebildeten Menschen nicht erklärbar.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kommen diese Widersprüche zu voller Entfaltung. Der spätbürgerliche Schriftsteller ist daher nicht imstande, das objektive Leben zu gestalten, sondern nur seinen subjektiven Eindruck davon. Über den Wert solcher subjektiver Kunst äußerte sich bereits Goethe zu Eckermann: „Solange der Dichter bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen, aber sobald er die Welt sich anzuzeigen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.“ So scharf erkannte Goethe die Schwäche aller subjektiven Kunst, der er die objektive, das heißt die realistische Kunst gegenüberstellt. Das ist auch unsere Auffassung. Die Größe eines Kunstwerks bemißt sich nach dem objektiven Wahrheitsgehalt seiner Aussage. Die unsterblichen Kunstwerke der Vergangenheit haben den Menschen noch heute etwas zu sagen, weil sie wesentliche Züge und Konflikte des Lebens unverzerrt widerspiegeln, weil sie realistisch sind.

Wie aber sieht das Leben aus in der subjektiven Auffassung des Dekadenten? Bereits vor hundert Jahren stellte ein Stammvater der Dekadenz, Baudelaire, folgende Betrachtungen an:

„Verloren in dieser niederträchtigen Welt, umhergestoßen von der Menge, bin ich wie einer, der erschöpft ist, und dessen Blick hinter sich, in der Tiefe der Jahre nur Enttäuschung und Bitternis wahrnimmt und vor sich nichts als ein drohendes Unwetter, das ihm nichts Neues bringen wird, weder Erfahrungen noch Schmerzen. Und hat dieser Mann eines Abends dem Geschick einige Stunden des Vergnügens abgelistet, so läßt er sich wiegen von seiner Verdauung, versucht, soweit das möglich ist, das Vergangene zu vergessen,

mit der Gegenwart zufrieden zu sein und im voraus auf die Zukunft zu verzichten; dann spricht er vielleicht zu sich selbst im Vollgefühl seiner Kaltblütigkeit und seines Dandysmus, stolz, nicht ebenso niedrig zu sein wie die, die unter ihm vorbeigehen – spricht, indem er sinnend dem Rauch seiner Zigarre nachblickt: Was kümmert mich ihr Gewissen und wohin es sie treibt!“

Und Franz Kafka schrieb 1913 in seinen „Betrachtungen“: „Alles hinnehmen, als schwere Masse sich verhalten. Keinen unnötigen Schritt sich ablocken lassen . . . den anderen mit Tierblick anschauen, keine Reue fühlen, kurz, das, was vom Leben als Gespenst noch übrig ist, mit eigener Hand niederdrücken, das heißt, die letzte grabmäßige Ruhe noch vermehren und nichts außer mir bestehen lassen.“

Dies trostlose Credo des Nihilismus liegt mehr oder minder allen Werken der Dekadenzliteratur zugrunde, mögen sie es auch mit anderen Worten umschreiben. So spricht, wer kein Ziel hat, wer sich langweilt und sich nur mit sich selbst beschäftigt. Baudelaire nennt zwar die (kapitalistische) Welt niederträchtig, sie hat ihm, wie er sagt, Enttäuschung und Bitternis gebracht. Dieser Einsicht kann er sich nicht verschließen; er zeigt jedoch nicht den Wunsch, die Welt zu verändern.

Ein anderer Grundzug aller Dekadenzkunst ist ihre Volksfeindlichkeit. Ortega y Gasset hat der Unpopularität der modernen Kunst einen speziellen Essay gewidmet. Es heißt dort: „Die neue Kunst hat die Masse gegen sich und wird sie immer gegen sich haben. Sie ist wesentlich volksfremd, mehr als das, sie ist volksfeindlich.“ Doch darunter leidet der Anhänger der Dekadenz nicht, im Gegenteil. Er verachtet die Menschen. Er kennt keine Verpflichtung gegenüber dem Kollektiv. Für ihn existiert keine Moral, keine Politik, kein Vaterland, keine Bindung. Was beschäftigt ihn? Die Lust an der Vernichtung. Hierin ist er unerschöpflich. Sein Hauptangriff richtet sich gegen das höchste Gut des Menschen, die Vernunft.

Viele bürgerliche Philosophen unserer Zeit leugnen die Erkennbarkeit der Welt. Diese, behaupten sie, bestehe nur aus den Vorstellungen und Empfindungen des einzelnen Individuums. Sie bezwecken mit all dem die Zerstörung der Vernunft. Zerstörung der Vernunft – das heißt in der Literatur: Zerreißen aller ursächlichen Verknüpfungen, Herausfischen unverbundener Einzelheiten, die den Eindruck erwecken sollen, als sei die Welt ein Chaos aus heterogenen Teilen.

So erlebt zum Beispiel Gottfried Benn die Welt in seinem frühen Gedicht „Kleine Aster“ (1912, aus dem Zyklus „Morgue“):

*Ein ersoffener Bierkutscher wurde auf den Tisch gestemmt.
Irgendeiner hatte ihm eine dunkelbellila Aster zwischen die Zähne
Als ich von der Brust aus*
[geklemmt.]

*mit einem langen Messer
Zunge und Gaumen herausschnitt
muß ich sie angestoßen haben, denn sie glitt
in das nebenliegende Gehirn.
Ich packte sie ihm in die Brusthöhle
zwischen die Holzwolle,
als man zunähte.
Trinke dich satt in deiner Vase!
Ruhe sanft, kleine Aster!*

Als junger Medizinstudent anatomisierte Benn in der Morgue. Die zufällig ineinandergeschobenen, abgeschnittenen Arme und Beine verschiedener Leichen wurden ihm zum lyrischen Urerlebnis. Wer weiß, vielleicht hatte eine Studentin einen Asterstrauß mitgebracht, und die Blume war herausgefallen? Aber Benns Dichterauge sieht nur die eine, völlig sinnlose Aster im Brustkorb einer Leiche. Dieser Anblick symbolisiert ihm die Welt. Mit gleichmütigem Zynismus betrachtet er das Chaos verwesenden Fleisches – und glaubt bewiesen zu haben, daß es keinen sinnvollen Zusammenhang in der Wirklichkeit gebe. Von der ordnenden, verknüpfenden, unterscheidenden Tätigkeit des Verstandes, die jede Erscheinung aus ihrem Zusammenhang zu begreifen sucht, ist nichts zu spüren.

Die Armut der dekadenten Weltbetrachtung springt noch schärfer ins Auge, wenn wir ein Gedicht von Goethe über das gleiche düstere Thema daneben halten. Auch hier ist der Anblick von Totenschädeln und Skeletten der Ausgangspunkt:

*Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädel angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis zahm, allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen,
Fragt niemand mehr, und zierlich tätge Glieder,
Die Hand, der Fuß, zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder,
Nicht Ruh im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr berauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.*

Aus den zerstreuten Knochen greift Goethe den Schädel Schillers heraus,

der ihm zum Sinnbild des siegreichen menschlichen Geistes überhaupt wird, „als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge“:

*Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten,
Dich, höchsten Schatz, aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewabre.*

Weitgespanntes Denken und Fühlen erschließt hier dem Dichter inmitten des Totengebeins die ganze Welt. Nicht das Thema als solches ist also das Entscheidende, sondern die Art, wie der Dichter es behandelt. Weil Goethe die große Einheit der Natur empfand, weil er die weltumwälzende Kraft der menschlichen Vernunft erkannte, wenn sie im Einklang mit der geschichtlichen Entwicklung ist, darum ist er sogar im Beinhaus voller Optimismus. Der Dekadente aber ist stets Pessimist.

Wo der Verstand nicht nach der Erklärung, dem Ursprung der Erscheinungen forscht, da bleibt dem Menschen nichts übrig als der Glaube an ein blindes Walten des Geschicks. So verdinglichen und fetischisieren die „modernen“ Schriftsteller die historischen Prozesse zu einer selbständigen, unbekannten Größe. Vor allem erscheint ihnen der Krieg nicht als das absichtsvolle Werk einer Interessentengruppe, sondern als dunkle, unerklärbare Macht, gegen die es kein Aufbäumen gibt. Die Frage nach der Schuld fällt daher weg. „Nicht wir haben den Krieg erfunden. Es war der Krieg, der uns schuf. Aus den Lenden der unausrottbaren, rasenden Gier des Menschen gingen als seine Nothelfer die Hauptleute und Obersten hervor.“ Derartiges kann man in vielen Kriegsbüchern lesen, unter anderem in dem Roman „Legende“ des Amerikaners William Faulkner.

Die völlige Passivität, die Hilflosigkeit des Menschen gegenüber dem Schicksal zu „beweisen“ ist überhaupt der Sinn zahlloser Romane und Dramen dieser Art. Hier zwei Sätze aus dem eben erwähnten Werk. Es geht um die „Liebe“ zwischen einem englischen Stallknecht und – einem Rennpferd, das nach Amerika verkauft wurde: „Er war gezwungen, sich mitkaufen zu lassen . . . Es war, weil offensichtlich auf den ersten Blick zwischen ihm und dem Tiere sich nicht nur eine besondere Beziehung, sondern geradezu eine Verwandtschaft entwickelt hatte, nicht von Verstand zu Verstand, sondern von Herz zu Herz, ja von Körper zu Körper, so daß das Pferd, wenn der Mann nicht bei ihm war, kaum noch es selbst, eigentlich überhaupt kein

Pferd mehr war.“ Später entführt dann der Reitknecht den Hengst und wird wegen Pferdediebstahls gesucht. Aber er stahl nicht aus Geldgier: „Was sich hier enthüllte, war das Prunkstück der zarten Legende, der Menschheitslegende selbst, die begann, als das erste Menschenpaar das Paradies verlor, nach dem sie sich weiter zu Paaren zusammenfanden, um weiter unsterblich sich abzuheben gegen die beschmutzten blutbesudelten Seiten der Chronik: Adam und Lilith, Paris und Helena und Pyramus und Thisbe und all die andern namenlosen Romeos und Julias, die älteste und leuchtendste aller Geschichten, die nun für seinen Teil den krummbeinigen, rotnäsigen englischen Pferdeknecht umwand . . . die vom Verhängnis verfolgte wilde Geschichte einer Liebe, verfolgt nicht auf Grund einer noch nicht abgeschlossenen Akte, noch auch durch den von seinen Mißerfolgen angestachelten millionenreichen Besitzer, sondern *vom eigenen ihr eingeborenen Verhängnis* (von mir hervor gehoben. T. R.), denn da sie unsterblich war, durfte sie, die Geschichte, die Legende, keinem der Paare gehören, die zu ihrem Glanz und ihrer Tragik beigetragen hatten, *durfte sie von den Zufluchtslosen und Verdammten nach einander nur flüchtig besessen, nur durchschritten werden.*“

Gewiß – Tierliebe ist etwas Schönes; doch darum geht es dem Autor ja nicht: Er stellt die Beziehung zwischen Tier und Pfleger auf eine Stufe mit der menschlichen Liebe und konstruiert ein zeitloses, tragisches, eingeborenes Verhängnis, das wie ein finsterer Torweg von den Menschen durchschritten werden muß. Nach diesem Rezept erstarrt die ganze menschliche Geschichte zu einem unbeweglichen, außerhalb der Menschen existierenden, rätselhaften Ding an sich.

Es ist nur konsequent, daß der dekadente Schriftsteller die menschliche Persönlichkeit genauso ahistorisch betrachtet wie die Geschichte.

Der Mensch ist, das hat schon Aristoteles erkannt, ein Zoon politikon, ein Wesen, dessen sämtliche geistige Fähigkeiten gesellschaftlich bedingt sind. Gedanken- und Gefühlsleben des Menschen entwickeln sich im Prozeß der immer vollkommeneren Anpassung an die Umwelt, wobei dem begrifflichen Denken die führende Rolle zukommt. Aber es bedarf der dauernden Verbindung mit dem Gefühlsleben, das sich in ununterbrochener Beeinflussung durch das Denken auch allmählich entwickelt. Der Mensch muß nicht nur ständig aktiv reagieren, sondern gleichzeitig auch Hemmungen in sich herausbilden. Diese sind das Resultat der Kulturtradition der Menschheit. Hieraus ergibt sich der kulturelle Bewertungsmaßstab: Die Entwicklung des Menschen, historisch wie individuell, steht um so höher, je exakter er auf die Wirklichkeit zu reagieren, je schärfer er in der Erkenntnis wie im Verhalten zu differenzieren und zu proportionieren vermag.

Verliert aber, wie bei den heutigen Vertretern der Dekadenz, die Verstandestätigkeit ihre führende Rolle, so gerät damit das gesamte Innenleben

des Menschen aus dem Gleichgewicht. Die Gefühle verlieren ihren im Laufe langer Jahrhunderte errungenen menschlichen Charakter. Sie verkümmern oder verwildern wie ein Garten ohne Gärtner. Dies betrifft Gefühle wie das Mitleid, die Scham, den Stolz, vor allem aber die individuelle Liebe. Die Willenskräfte degenerieren gleicherweise. Denn wo der Kopf nicht den Unterleib beherrscht, da beherrscht der Unterleib den Kopf. Die Verdauungsvorgänge nehmen denn auch in der Dekadenzliteratur nicht wenig Raum ein. Das Triebleben dominiert. Die Liebe verengt sich zur Erotik, diese reduziert sich häufig genug auf bloße Sexualität. Eine Tendenz zur Pornographie ist sehr vielen heutigen Werken eigen. Sie beschränkt sich auch nicht auf die wenig gelesenen Bücher der sogenannten „hohen Literatur“, sondern überschwemmt gerade die Massenzeitschriften, die Magazine. Die Dekadenzliteratur sinkt damit tief unter das Niveau der primitiven Völker, über die sie sich so erhaben dünkt: Während ein Indianer, ein Papua sich den Regeln seines Stammes unterwirft, erkennt der Dekadent überhaupt keine gesellschaftliche Bindung an. Er ist asozial und amoralisch, und bekennt sich dazu. Schon Nietzsche predigte das „Jenseits von Gut und Böse“. In unseren Tagen proklamiert der französische Schriftsteller André Gide: „Handeln, ohne zu urteilen, ob deine Tat gut oder schlecht sei; lieben, ohne dich zu beunruhigen, ob du Gutes oder Schlechtes liebst.“

Damit wird jede Art von Verbrechen, einschließlich des Mordes, zu einem beliebten Zeitvertreib der Romangestalten. In Musils „Mann ohne Eigenschaften“ wird ein Lustmord viele Seiten lang beschrieben, und dem Mörder werden hinterher noch weitere fünf Kapitel gewidmet.

Bluttaten bilden auch nicht zufällig das vielfach variierte Thema der meistgelesenen Bücher im heutigen Amerika. Mickey Spillanes Kriminalromane erscheinen, wie bekannt, in Millionenaufgaben und lehren ungestraft die Technik des Tötens. Man kann doch nicht übersehen, daß zwischen dieser niedersten Literatur und den anspruchsvoll auftretenden Werken der Dekadenz ein Zusammenhang besteht.

Aus ihrem gesellschaftsfeindlichen Charakter erklärt sich auch der allgemeine Hang der Dekadenzliteratur zum Pathologischen; denn was heißt Gesundheit, auch im Geistigen, wenn nicht Gleichgewicht, Einordnung, Maß und Proportion – all das, wovon sie sich längst losgesagt hat. Verhaßt ist ihr nur eines: das Normale. Nicht zu Unrecht definierte Thomas Mann die Dekadenz als eine Sympathie mit Krankheit, Verwesung und Tod. Dies bildete bereits vor hundert Jahren das Grundthema von Baudelaires berühmtem Gedichtband „Die Blumen des Bösen“. In Deutschland war Gottfried Benn einer der Schrittmacher der Fäulnispoesie. Aber wenn sich 1912 noch die Münchener Literaturzeitschrift „Der Zwiebfisch“ empörte über die „Bilder von einer Scheußlichkeit ohnegleichen, von denen auch nur Zeilen zu

zitimieren unmöglich ist“, so verherrlichen Kritiker in der heutigen Bundesrepublik gerade diese Literatur.

Nun zu einigen formalen Eigenarten oder Tendenzen der Dekadenzliteratur.

Die unsterblichen Meisterleistungen der Dichtung von Homer bis zu Balzac oder Tolstoi haben eines gemeinsam: Sie zeigen lebendige Menschen in ihren historisch-gesellschaftlich bedingten Konflikten. Da das Leben des Menschen sozial bestimmt ist und in der ständigen tätigen Auseinandersetzung mit der Umwelt besteht, ist die Darstellung einer Handlung, einer Fabel, vom Begriff der Dichtkunst ebenso untrennbar wie die Darstellung von Charakteren. Das Bürgertum hat diese Wahrheit sowohl in seiner Literaturtheorie als auch in der literarischen Praxis bestätigt, solange es selbst die lebensträchtige, geistige Aufwärtsbewegung der Menschheit verkörperte. In dem Maße, in dem die bürgerliche Gesellschaft im Lauf der letzten hundert Jahre entartete, begann auch ein vielphasiger Zerfallsprozeß der realistischen Gestaltungsmethode, dessen Endstadium die heutige Dekadenzliteratur mit ihrem offenen Bekenntnis zum Antirealismus repräsentiert. Und in der Tat – wie könnte eine Gesellschaft, die keine humanistischen Ziele mehr zu verwirklichen hat, große Handlungen künstlerisch konzipieren, mitsamt ihren Trägern, den aktiven Menschen!? Dies ist die eigentliche Misere der heutigen Dekadenzliteratur: Ihr fehlt der bedeutende Gegenstand.

Sehen wir nun, mit welchen Mitteln Handlung und Mensch aus der Literatur ausgemerzt werden. Als durchaus typisches Beispiel kann uns der Roman „Legende“ von Faulkner dienen. Denn in diesem Werk sind die inhaltlichen wie die formalen Züge der Dekadenz ausgeprägt vorhanden.

Die *Rückblende* zum Beispiel ist ein legitimes Mittel des Romanautors, solange sie dazu dient, die Charaktere von Personen deutlicher zu machen und Prozesse zu veranschaulichen. Von all dem findet sich jedoch bei Faulkner das Gegenteil: Seine zahl- und wahllosen Rückblenden ersten, zweiten und sogar dritten Grades verwirren nur, brechen die Kontinuität, zerreißen den Prozeß, töten das Interesse des Lesers an den Vorgängen. Jeder Überblick wird unmöglich. Faulkner schaltet oftmals mitten im Satz die Rückblende ein, um von da aus noch weiter abzuschweifen. Häufig kommt er sogar auf die Ausgangsposition überhaupt nicht mehr zurück – ein Schöpfer, der sein eigenes Geschöpf nicht ernst nimmt.

Der für die Werke der Dekadenz typische Mangel an gestalterischer Konsequenz unterminiert auch den zweiten Hauptpfeiler der Komposition, die Menschendarstellung. Der Leser glaubt dem Schriftsteller seine Figuren nur,

wenn sie sich in Handlungen vor ihm entfalten, wenn sie, wie der Autor und der Leser selbst, sozial bedingte Individuen sind, die bei allen Widersprüchen doch als ein Ganzes, als Person, nacherlebbar sind. Bekanntlich können ja erdichtete Gestalten zu Freunden oder Feinden des Lesers werden und ihn noch lange nach Beendigung der Lektüre beschäftigen. Dieses Weiterleben im Leser ist ein Prüfstein für die Qualität eines literarischen Kunstwerks.

Der Schwerpunkt aller Charakteristik liegt also in den Handlungen der Figuren. Nach diesem Prinzip verfahren auch die Klassiker. Die Dekadenzliteratur versucht den entgegengesetzten Weg zu gehen. Viele ihrer typischen Romanfiguren, so Prousts Swann und Joyce' Mr. Bloom, handeln so gut wie gar nicht. Sie sind literarische Spiegelbilder jener begüterten Nichtstuer, die für das gesellschaftliche Gepräge des parasitären Kapitalismus charakteristisch sind. Diese privilegierten Müßiggänger nehmen am aktiven Leben der Gesellschaft keinen Anteil, sind mit ihren Trieben oder mit ihrer „Seele“ beschäftigt. Seite auf Seite werden ihre Selbstbetrachtungen vor uns aufgerollt.

Selbstverständlich hat der innere, manchmal auch der äußere Monolog seinen Platz in der Dichtung als Widerspiegelung von Bewußtseinsvorgängen. Die Gedankenkämpfe etwa Wallensteins sind ein wesentlicher Teil seiner Persönlichkeit. Sie können daher in einzelnen Fällen ein hochdramatisches Kettenglied der Handlung werden. Aber dazu müssen sie in sich einen Zusammenhang haben, zu logischen Schlüssen führen, die verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten abwägen, kurz, sie müssen ihrerseits wiederum eine menschliche Handlung sein, wenn auch auf geistiger Ebene. Dies spezifisch menschliche ordnende Zentrum existiert jedoch für die dekadente Introspektion nicht mehr. Die Denktätigkeit reduziert sich da auf psychoanalytische Selbstzerfaserung, wie sich das Gefühlsleben auf Drüsenfunktionen reduziert.

Aus diesem Grunde verkümmert auch der Dialog, der ein wichtiges Mittel der Charakteristik ist, oft zu seichtestem Geplätscher, wie in manchen Romanen Hemingways, oder zu endloser unpersönlicher Pseudopublizistik, wie bei Faulkner.

Eine andere Methode, die Komposition zu zerstören, ist die Simultanschilderung, wie sie Dos Passos in den zwanziger Jahren einführte; das sogenannte „Kameraauge“. In „Manhattan Transfer“ von Dos Passos tauchen die verschiedensten Menschen im Großstadtgewühl flüchtig auf, wirbeln durcheinander und verschwinden, ohne in dem Roman oder im Gedächtnis des Lesers irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Sinclair Lewis hat in einem Essay die Menschengestaltung bei Dickens mit der bei Dos Passos verglichen. Er kam zu dem Ergebnis: „Gewiß hat Dos Passos keine so bleibende Gestalt geschaffen wie Pickwick, Micawber, Oliver und mindestens vierzig andere, und es wird ihm auch wohl nie gelingen.“

In seinem bekannten Brief an Miss Harkness nennt Engels „die Treue des Details“ als Wesensmerkmal des Realismus an erster Stelle. Es ist ein Beweis für die Richtigkeit der Widerspiegelungstheorie, daß auch die antirealistisch orientierte Kunst ohne das Detail nicht auskommt, denn im Gegensatz zur Wissenschaft, die die Wirklichkeit begrifflich formuliert, ist die Kunst an die konkrete Erscheinung gebunden; sie zeigt das Allgemeine nur im Besonderen. Dies Besondere, die uns umgebende sinnlich wahrnehmbare Welt, besteht aus Myriaden von Individuen, Einzeldingen, Einzelvorgängen, von denen der Künstler nur einige wenige herausgreifen und wiedergeben kann. Entscheidend ist daher, welche Auswahl er quantitativ und qualitativ trifft. So wird die Handhabung des Details zu einem ästhetischen Bewertungskriterium. Dichten ist u. a. auch die Kunst des Fortlassens. Wer sie nicht beherrscht, kann in zweierlei Hinsicht seinem Kunstwerk schaden: durch ein Zuwenig oder durch ein Zuviel. Zum notwendigen Detail gehört in einem Roman die Konkretisierung der Personen, namentlich auch in ihrer geistigen Physiognomie. Gerade dies verrät das literarische Können oder Versagen eines Schriftstellers: wie weit er es versteht, seine Typen *sichtbar* zu machen. Die Traditionen der großen bürgerlichen Literatur weiterentwickelnd, haben einige Sowjetschriftsteller Meisterleistungen auf diesem Gebiet vollbracht. Ihre Ehrfurcht vor dem Menschen drückt sich auch darin aus, daß sie jede Nebenfigur, all die Rohrleger, Telegraphistinnen, Melkerinnen, die zu ihrem Teil aktiv in die Handlung eingreifen, als Menschen von Fleisch und Blut vor uns erstehen lassen.

Demgegenüber begnügt sich der Autor der Dekadenz häufig mit bloßen Gattungsbenennungen. So etwa Faulkner: „der Mann“, „der Priester“, „der Melder“, „die junge Frau“, „der Adjutant“, „der Wachposten“ – wobei es ihm nichts ausmacht, in einer der folgenden Szenen mit der gleichen Nomenklatur ganz andere Individuen zu bezeichnen. Infolgedessen verschmelzen dem Leser all jene Figuren zu einer gesichtslosen Masse; und gerade dieses Ziel strebt der Verfasser auch an. Für ihn existiert der Mensch nur als grauer Sammelbegriff, als „die Masse“, über die sich jeweils nur einige Starke erheben. Dies entspricht völlig der imperialistischen Ideologie.

Nur am Leben entzündet sich das Leben. Einem Schemen aber und seinen symbolischen Handlungen wohnt keine Überzeugungskraft inne. Man spürt die Absicht, die ad-hoc-Konstruktion, und man ist verstimmt. Das Fehlen des notwendigen Details in der Darstellung der Personen, ihrer Gesichter, Reden, Gesten beraubt die Phantasie des Lesers der nötigen Anhaltspunkte. Sie erlahmt, und es erstirbt das Interesse, das nun einmal, wie schon Aristoteles erkannte, auf dem Miterleben mit der dargestellten Figur beruht. Da dies Miterleben nicht zustande kommen kann, überzieht das Leichentuch der Langeweile das ganze Werk.

Die Tendenzen zu solch abstrakter Darstellung sind in der Dekadenzkunst seit langem verbreitet, nicht nur in der Dichtung, sondern auch in der Malerei und in der Musik.

Es ist eines der Paradoxe, an denen die kapitalistische Welt so reich ist, daß die Tendenz zum Schwund des Details Hand in Hand geht mit der Tendenz zum Überwuchern des Details, zur Beschreibung unnötiger Einzelheiten. Beides ist Resultat der weltanschaulichen Standpunktlosigkeit, des Fehlens einer historischen Perspektive.

Die Neigung zum übermäßigen Gebrauch des Details hat ebenso wie die zur Abstraktion ihre Anfänge bereits im 19. Jahrhundert. Hebbel wies in seinem Essay „Das Komma im Frack“ auf die alles erfassende Beschreibungssucht hin: „Der Kot auf Napolcons Stiefeln wird, wenn es sich um den großen Abdikationskampf handelt, ebenso ängstlich treu gemalt wie der Seelenkampf auf seinem Gesicht.“ Namentlich seit den achtziger Jahren, seit Zola und den Tagen des Naturalismus, bricht das unendliche Detail wie eine Sturzflut in die Gefilde der westeuropäischen Literatur ein. Seitdem wurde die technisch virtuose Beschreibung mehr und mehr Selbstzweck. Es gibt kein Feld des gesellschaftlichen Lebens, das nicht in der Belletristik beackert würde. Das bedeutet zwar einen größeren Stoffreichtum der Literatur. Da jedoch der geistige Richtpunkt fehlte, von dem aus es möglich gewesen wäre, das Chaos zu einem Kosmos zu ordnen, überwältigte das Detail den Dichter, anstatt daß der Dichter das Detail beherrschte. (In Rußland, wo das Bürgertum zu jener Zeit noch eine aufstrebende Klasse war, wehrten sich die Schriftsteller gegen diese Verfallstendenz. Turgenjew: „Wer alle Details schildert, ist verloren. Man muß es verstehen, das Charakteristische zu erfassen.“)

Heute, in der letzten Phase der Dekadenz, hat die Überschwemmung der Literatur mit Einzelheiten ihren höchsten Stand erreicht. So führen nun die Dinge ein selbstherrliches Dasein, statt dienend die Menschen und ihre Handlungen zu charakterisieren. Für Dutzende ähnlicher, billig-überflüssiger Detailschilderungen bei Hemingway und anderen Autoren möge hier ein Zitat aus Hemingways Roman „Wem die Stunde schlägt“ stehen:

„Dann klappte er das Notizbuch zu, schob den Bleistift in die Ledermasche am Rande des Deckels, steckte das Notizbuch ein und knöpfte die Tasche zu.“

Was wird hier veranschaulicht? Irgendein bemerkenswerter Zug des Helden? Ein Umstand, der zum tieferen Verständnis der Handlung, zur Erweckung des Interesses beim Leser, zum Verständnis der Umstände beitrüge? Nichts von alledem.

Geradezu abstoßend wird die Manie des Ausmalens, wo sie sich an physiologischen Vorgängen aller Art betätigt, was sie mit Vorliebe tut. Physiologische Vorgänge, welche auch immer, sind an sich überhaupt kein Gegenstand der Kunst. Ihre Erwähnung ist nur dann ästhetisch gerechtfertigt,

wenn sie zur Charakterisierung von Gestalten und sozialen Zuständen notwendig ist. So gibt es zum Beispiel im Schaffen Gorkis oder auch Scholochows derartige Szenen. Da dient jedes der sparsamen Details zur Ergänzung der sozialen Gesamtcharakteristik. In der „modernen“ bürgerlichen Literatur dagegen kennt die Detaillierung keine Grenzen.

Ein wichtiges Moment bei der Dosierung aller Schilderungen ist das Implizite und Explizite. Vieles, was implizite deutlich gemacht und mit Details belegt werden muß, bedarf deswegen durchaus nicht der direkten Beschreibung, da es ohne weiteres verständlich ist. Im Laufe der geistig-kulturellen Entwicklung der Menschheit haben wir die Fähigkeit zu sicherem Brückenschlagen entwickelt, zu selbständig ergänzendem Zusammenfassen von Details zu einem logisch geschlossenen Komplex. Im täglichen Leben verständigen wir uns nur mit solchen „Abkürzungen“, wie Hegel sie nennt. Wenn wir gefragt werden, was wir gestern abend gemacht haben, so antworten wir etwa: „Ich war im Theater“, ohne ausführlich zu beschreiben, daß wir Abendbrot aßen, den Hut aufsetzten, die Türen öffneten, zur Tür hinausgingen usw. Nur wenn sich bei diesen zahllosen selbstverständlichen Nebenhandlungen etwas Außerordentliches zutrug, erwähnen wir sie. In der Literatur haben die großen Schriftsteller stets mit dieser Fähigkeit des Lesers gerechnet; sie haben ihm etwas zu denken und zu ergänzen gegeben. Die Dekadenzliteratur will weder das eine noch das andere. Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, verbreitet sie sich über Nichtigkeiten oder zerrt sie den Leser durch alle Bereiche der tierischen Existenz, des Lasters, des Verbrechens, und macht diese Großaufnahmen oft genug zum Selbstzweck, zum eigentlichen Thema.

Der Auflösung der Komposition, der Anarchie des Details schließt sich ein weiteres Formkriterium der Dekadenzliteratur an: Die Zerstörung der Sprache.

In seinem philosophischen Nachlaß spricht Lenin von dem vieltausendjährigen Entstehungsprozeß des logischen Denkens: „Die praktische Tätigkeit des Menschen mußte milliardenmal das Bewußtsein des Menschen zur Wiederholung der verschiedenen logischen Figuren führen, damit diese Figuren die Bedeutung von Axiomen erhalten konnten.“

Durch die praktische Tätigkeit in unserer Umwelt und ihre lautlich-gedankliche Widerspiegelung im menschlichen Bewußtsein sowie durch die ständige Überprüfung der Erkenntnisse in der Praxis entwickelten sich allmählich unsere Vorstellungen, unsere Begriffe. Das Wort mit seinem bestimmten begrifflichen Inhalt, seiner bestimmten lautlichen und später auch orthographischen Form, der klar gegliederte Satz, die Gesetze der Grammatik – all das sind hohe geistige Errungenschaften der menschlichen Vernunft.

Am Wachstum der Sprache hat die Literatur hervorragenden Anteil. Dieser Einfluß erklärt sich aus ihrer sozialen Funktion, aus der engen Verbindung von Dichter und Volk. Das stärkste Bindeglied zwischen ihnen ist die Sprache. Je mehr sich aber im Laufe der kapitalistischen Entwicklung die Literatur vom Volke entfernt, je mehr der Künstler seine rein individuellen Belange gestaltet, desto mehr entfremdet sich auch seine Sprache ihrer ursprünglichen Bestimmung. Aus einem Verständigungsmittel wird sie ein Spielzeug, das den Launen des einzelnen Schriftstellers dient.

Welche sprachlichen Verfallserscheinungen lassen sich in der Dekadenzliteratur beobachten?

1. Die Methode des alogischen Psychologisierens, die Aneinanderreihung von heterogenen Erinnerungsfetzen führt bei manchen Autoren zur Zerstückelung der Syntax und zur unförmigen Hypertrophie der Sätze, die zu wahren Mammutgebilden von mehreren Seiten anschwellen. Gewiß, auch bei den Meistern der Sprache finden sich umfangreiche Perioden (denken wir an Kleist oder Thomas Mann). Aber wie übersichtlich und präzise sind dort die Teile zu einem Ganzen gefügt! Dagegen hält es der moderne Assoziationsdichter oft nicht für der Mühe wert, die Satzkonstruktion zu Ende zu führen, oder er vernachlässigt es, die Beziehung der Personal- und Possessivpronomen zueinander festzulegen. Zum Beispiel hält Faulkner „Sätze“ wie den folgenden für einwandfrei (die deutsche Übersetzung war vermutlich bestrebt, das Original in dieser Hinsicht nachzubilden): „Cäsar und Christus, Bonaparte und Peter, Magazin und Alexander, Dschingiskhan und Talleyrand... Prinzen und Bischöfe, Normannen, Derwische, Attentäter und Khane, nicht um Macht oder Ruhm, noch um ihre Gebiete zu erweitern; das waren nur sekundäre, zufällige Begleiterscheinungen; nein, nein, um des Menschen willen; indem einige von ihnen, durch sie selbst, von ihnen ausgehend, für sie, in Bewegung, in eine Richtung gebracht wurden, um das Gewühl zu entwirren, um sie wenigstens für eine kurze Weile aus dem Wege zu bringen...“

2. Der Verwilderung des Satzbaus entspricht die des Stils. F. C. Weiskopf hat die Stilschlamperei der heutigen westdeutschen Literatur mit drastischen Beispielen angeprangert. Die Sprachverarmung, zum Beispiel durch monotones Wiederholen ein und desselben Wortes, ist ebenso typisch wie die bewußte Verrohung der Sprache durch unflätige Ausdrücke.

Die „moderne“ Lyrik gefällt sich in brutalen Verstümmelungen der Morphologie. Hier nur ein paar Zeilen aus dem „Sirenengedicht“ von Klaus Bremer, veröffentlicht in der Karlsruher Zeitschrift „fragmente, internationale revue für moderne dichtung“:

*dichter bläst aus ton
durch die tür schmal*

haus aus glas
haus aus glas
sucht die tür
des dichters rot tür
des dichters rot herz
ruft nacht ruft zu seben ruft
usw.

3. Den Gipfel aller sprachlichen Destruktion bildet die Zertrümmerung des Wortes. Sie wurde von den Dadaisten und einigen Expressionisten begonnen. James Joyce vollendete dies Zerstörungswerk in „Finnegans Wake“, seinem letzten Buch. Hier assoziiert er in zwölf Sprachen zugleich, wobei er akustischen Anklängen ebenso nachgeht wie Geschmacks- oder Geruchsassoziationen. Statt zu sagen: „How melodious is her chant“ (wie melodios ist ihr Gesang), assoziiert er zur ersten Silbe französisch „miel“ (Honig), zur zweiten und dritten Silbe englisch „odorous“, und formt so das Wort „mielodorous“, das es in keiner Sprache gibt. Die Gesetze der englischen Orthographie und der Wortstellung ignoriert er und schreibt, wie er spricht: etwa statt „nutshell“ (Nußschale) „Notshall“ (das Nichtseinsollende). Buchstabenumstellungen verwandeln jedes Wort in eine Art Knetgummi. Infolgedessen ist das Werk im Druck nicht lesbar und nicht übersetzbar. Es kann nur vorgelesen werden. Ein Engländer kommt, wie sich erwiesen hat, der vielen irischen und anderen Assoziationen wegen nicht damit zu Rande. Wie T. S. Eliot, ein glühender Bewunderer von James Joyce, gesteht, vermochte auch ein Ire nicht den Sinn des Werkes zu erfassen und zu übermitteln. Schließlich sprach der Verfasser selbst Teile daraus auf eine Grammophonplatte: Das Werk ist nur von ihm selbst zu verstehen! Damit ist der Unzugänglichkeitsspol der Literatur etabliert. Eine der großen Errungenschaften der Menschheit, die Sprache, degenerierte zu einem individuellen Spielzeug. Die Worte sind begrifflich entleert, ihrer lautlichen und schriftlichen Form beraubt – das Medium der Literatur ist in voller Zersetzung begriffen.

Überhaupt ist „Finnegans Wake“ mit seiner Aufhebung von Raum und Zeit, mit seinen leeren Abstraktionen einerseits, mit sinnlosen Details andererseits, mit der Vernichtung jeglicher Komposition und Menschendarstellung und mit der Zerstörung der Sprache das Nonplusultra der Dekadenz. James Joyce, der einmal mit einem Pamphlet der irischen Befreiungsbewegung begonnen hatte, steht hier an der Schwelle des Irrenhauses. In ihm erreicht die konsequente Selbsterstörung der bürgerlichen Kunst ihren höchsten Grad. Die Natur verlieh Joyce zweifellos die Gaben eines großen Dichters. Doch sein Talent geht in der untergehenden imperialistischen Welt zugrunde, sein Schaffen mündet in Wahnsinn.

Die hoffnungslos isolierte Stellung des Künstlers im Kapitalismus erzeugt in ihm notwendig eine Opposition gegen die Gesellschaft, jenes berühmte Freudsche „Unbehagen an der Kultur“, das häufig als soziale Anklage in der Literatur Gestalt gewinnt. Sogar Faulkners mystische „Legende“ stellt eine Art Verurteilung des Krieges dar. Wie die Erfahrung gezeigt hat, bleiben solche Angriffe auf die bürgerliche Gesellschaft meist rein rhetorisch, ein Protest, dem keine Konsequenz in der Praxis folgt. Im Gegenteil: Wenn Dekadenzschriftsteller sich zeitweilig dem sozialistischen Lager näherten, dann schlug ihre Sympathie bei der nächsten schwierigen Etappe gewöhnlich wieder in erbitterte Feindschaft um (siehe Gide, Panait Istrati und andere).

Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die beschriebenen inhaltlichen und formalen Tendenzen der Dekadenzliteratur eben nur *Tendenzen* sind, die längst nicht alle im gleichen Umfang bei allen Schriftstellern auftreten. Die Dekadenz ist, wie alle sozialen Entwicklungen, ein ungleichmäßiger Prozeß. Auch in der untergehenden bürgerlichen Welt finden sich noch Stimmen des sozialen Gewissens. So setzen in allen westlichen Ländern eine Anzahl von Schriftstellern die Tradition der großen Humanisten fort. Sie bilden den realistischen Flügel der zeitgenössischen bürgerlichen Literatur. Ihre Antipoden sind Dekadenzschriftsteller wie etwa Joyce. Die beiden Lager, das kritisch-realistische und das extrem-antirealistische sind nicht etwa durch eine chinesische Mauer voneinander getrennt; heterogene Einflüsse mischen sich im Schaffen vieler Schriftsteller, ja sogar im einzelnen Werk, so daß Bücher geschrieben werden, die teilweise gute realistische (antifaschistische, antimilitaristische) Elemente enthalten, im ganzen aber überwiegend dekadente Züge tragen. Auch heute noch gilt für manche Autoren Peter Altenbergs Wort: „Abgesehen davon, daß ich ein Dekadent bin, bin ich auch dessen Gegenteil.“ Genausowenig ist jedoch zu übersehen, daß es direkte Übergänge von der Dekadenzliteratur zur ausgesprochen faschistischen Literatur gegeben hat und gibt. Ernst Jünger ist ein Beispiel dafür.

Unsere Einstellung zur Dekadenzliteratur ergibt sich aus unserer politischen und ideologischen Situation: Wir begrüßen jede Stimme, die sich gegen den Faschismus, gegen den Krieg, gegen die Barbarei erhebt. Dabei bleibt unsere ideologische Hauptaufgabe, die Masse unserer Bevölkerung mit einem sozialistischen Bewußtsein zu erfüllen. Lenin sagte nicht lange nach der Oktoberrevolution: „Man kann den Leichnam der bürgerlichen Gesellschaft nicht in einen Sarg packen und in der Erde vergraben. Der getötete Kapitalismus verfault, verwest unter uns und vergiftet dabei die Luft mit seinen Miasmen und sucht das Neue, Frische, Junge mit tausend Fäden und Bindungen des Alten, Faulen, Toten zu erfassen.“ Einer der Kanäle, durch welche die untergehende Welt ihre Ideologie, ihre Maßstäbe bei uns ein-

schleust, ist die Dekadenzkunst. Sie ist die kranke Frucht eines kranken Baumes, an der sich schon mancher vergiftet hat. Die Ansteckungsgefahr ist nicht zu unterschätzen. Die chemische Formel des Gifts ist bekannt: Es handelt sich nicht um Opium, sondern um Leichengift. Darum ist die Dekadenz gefährlicher als etwa der Kitsch. Ästhetischer Unbildung ist durch Erziehung abzuhelpfen. Der Zyniker aber, dessen seelische Substanz von der Dekadenz zerfressen ist, kann auch durch die schönsten Stilmöbel nicht wieder zu menschlichem Leben erweckt werden.

Hans-Jürgen Geisthardt

Das „Menschliche“ und das Gesellschaftliche

In Heft 6 der NDL hat sich Christa Wolf mit ihrem Aufsatz „Kann man eigentlich über alles schreiben?“ einer wichtigen und lohnenden Aufgabe zugewandt. Wir beobachten immer wieder, daß sich im Denken über die Pflichten, die Möglichkeiten und das Wesen der Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik recht kuriose Auffassungen behaupten. Die konkreten Umstände, die die Existenz solcher Auffassungen ermöglichen, sind verschiedener Art. Geht man aber den Dingen auf den Grund, dann wird man finden, daß letzten Endes Sorglosigkeit und Bequemlichkeit in theoretischen Fragen im Spiele sind.

Freilich kennen wir den Einwand, daß die marxistische Literaturtheorie erst am Anfang ihrer Entwicklung stehe und daß daher Fehler, Irrungen und Wirrungen unvermeidlich seien. An diesem Argument ist etwas Wahres; aber es kann nicht alles entschuldigen. Zumindest ist man gegenüber diesem Argument zu fragen berechtigt, ob die Literaturkritiker – um sie geht es mir hier besonders – nicht selbst dazu beitragen wollen, daß wir über den Anfang hinauskommen, zumal doch die Grundlagen einer marxistischen Literaturtheorie, abgesehen von den speziellen Arbeiten der Klassiker und bedeutender Marxisten, in der marxistisch-leninistischen Theorie überhaupt und in der Politik der Partei der Arbeiterklasse gegeben sind. Daß wir auf diese Weise Beträchtliches leisten können, haben in letzter Zeit die Auseinandersetzungen mit Georg Lukács und besonders die Theoretische Konferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes bewiesen – und eben auch der eingangs erwähnte Aufsatz von Christa Wolf.

In demselben Heft nun, etwa 130 Seiten weiter, begegnete ich aber Auf-

fassungen der Art, die Christa Wolf gerade attackiert. Ich meine Heinz Ruschs Rezension des Romans „Die Ehe des Assistenten“ von August Hild. Wäre ich der Autor des Romans, ich wüßte mit der Kritik nichts anzufangen. Sie zerzt auf das Niveau des Hü und Hott manch früherer Diskussionen zurück. Interessanterweise erinnert Heinz Rusch gerade an solche früheren Diskussionen über den Betriebsroman, nur leider ohne Gewinn für den Autor und für den Leser. Er stellt Mängel in Hilds Roman fest, ohne ihnen theoretisch beikommen zu können.

Heinz Rusch schreibt: „Bei allem Bemühen, die Arbeit in der Gießerei organisch in die Handlung einzubeziehen, die Figuren des Werkleiters und seines Gehilfen, vor allem aber die des alten Petermann, zu Interpretieren eines Prozesses zu machen, der sich außerhalb des privaten Konfliktes abspielt, hat der Autor eine Verschmelzung des Menschlichen und Gesellschaftlichen nur teilweise erreicht.“ Mir scheint, dieser Satz ist äußerst bedenklich. Wenn ich recht verstehe, sagt der Rezensent, daß das Private das Menschliche und das Betriebsgeschehen das Gesellschaftliche ist. Aber das ist Konfusion, wie sie schlimmer und für die Literatur schädlicher nicht sein kann.

Dabei handelt es sich hier nicht um einen Lapsus. Einige Zeilen weiter lesen wir: „Frühere Diskussionen um den ‚Betriebsroman‘, die mit Recht die Einseitigkeit solcher Bücher und die Vernachlässigung der menschlichen Problematik kritisierten, mögen ihn (Hild) veranlaßt haben, diesmal die privaten Bereiche in den Vordergrund zu rücken. Leider sind es mehr die Schatten der Vergangenheit und die Rückständigkeit der Frau Emerichs, die den Konflikt heraufbeschwören, als die wirklichen gesellschaftlichen Widersprüche.“ Also dieselbe Trennung, dieselbe Gegenüberstellung. Das nach den langen Diskussionen über den Betriebsroman. Das, obwohl es keiner speziellen literaturtheoretischen Untersuchung bedarf, um das Menschliche als Gesellschaftliches und das Gesellschaftliche als Menschliches zu verstehen!

Heinz Rusch möchte den Fehler, den er bei Hild entdeckt, auf eine „technische“ Frage schieben. Nämlich darauf, daß eine organische Verbindung aller Elemente des Romans in der Handlung fehle. Aber ist für das Entstehen einer Handlung, wie Rusch sie wünscht, nicht eine beträchtliche ideologische Leistung Vorbedingung – eine ideologische Leistung, die „das Private“ als ein gesellschaftliches Phänomen begreift? Das Private will ebenso wie das Betriebsgeschehen als spezifische gesellschaftliche Erscheinung verstanden sein, sonst wird es keine organische Verbindung, keine Einheit der Handlungselemente geben. Aber nicht nur das. Solange das Private als „ungesellschaftlich“ aufgefaßt wird (dahinter verbirgt sich das süßliche „Rein-Menschliche“ und „Allgemein-Menschliche“), solange wird seine Problematik verzerrt erscheinen und seine Darstellung mit all den kleinbürgerlichen Zügen behaftet sein, die das Spießbürgertum in praxi hervorgebracht und – unfähig,

revolutionäre Schlüsse aus den Lebensverhältnissen abzuleiten – zum eigentlichen Inhalt seines Daseins gemacht hat.

Zum letzten. Es seien „mehr die Schatten der Vergangenheit und die Rückständigkeit der Frau Emerichs, die den Konflikt heraufbeschwören, als die wirklichen gesellschaftlichen Widersprüche“. Das verstehe, wer kann (zumal Heinz Rusch eine Seite vorher das Gegenteil zu meinen scheint). Wenn ein Mensch die Vergangenheit mit sich herumschleppt, wenn jemand rückständig ist und dies zu Konflikten in unserem Leben führt – das sollen keine wirklichen gesellschaftlichen Widersprüche sein? Heinz Rusch ist offenbar noch ganz in „führen Diskussionen über den ‚Betriebsroman‘“ befangen, und da er das Gesellschaftliche ohne Zaudern dem Menschlichen gegenüberstellt, ist es ihm auch ein leichtes, das Wirkliche für nicht-wirklich zu erklären.

Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Kritiker sich vergewissert hätte, ob die theoretischen Grundlagen seiner Rezension gesichert sind oder ob er nicht etwa Gefahr läuft, flüchtige Äußerungen zu Kriterien zu erheben?

Adolf Endler

Ein literarisches Studio

- „Die Reihe“, Aufbau-Verlag, Berlin 1958: 1. Rolf Schneider: „Aus zweiter Hand“, literarische Parodien; 2. Uwe Berger: „Der Dorn in dir“, Gedichte; 3. Kurt Herwarth Ball: „Katbrin Wenzel“, Erzählung; 5. Lotbar Kuschke: „Das bombastische Windei und andere Feuilletons“; 6. Günter und Johanna Braun: „Gefangene“, Erzählung.

„Vorne, im großen Saal, spielen wir den alten Schiller für die breiten Massen, hinten, im Studio, bieten wir das Interessante, dort machen wir Theater für die intellektuelle Elite.“ Derart mag der bürgerliche Intendant argumentieren, der seinem „großen Haus“ eine „kleine Experimentierbühne“ anhängt. Ähnliche Vorstellungen, die der bourgeois Kulturmisere entstammen und bei uns anachronistisch sind, haben wohl auch die Lektoren des Mitteldeutschen Verlags bewegt, die literarische Experimentier-Reihe „Tangenten“ herauszugeben. Während sie in den vorderen Geschäftsräumen mehr oder weniger geglückte Arbeiten für „normale“ Leute anboten, veranstalteten sie im Salon literarische Séancen für die Angeknackten. Eva Strittmatter hat die giftigen Chemikalien analysiert, die man dort mischte (NDL 7/1958): Seitdem sind wir mißtrauischer angesichts literarischer Experimentierreihen. Mit geschärftem Bewußtsein gehen wir deshalb an die Lektüre der „Reihe“, des literarischen Studios des Aufbau-Verlags. Weil die ersten fünf Hefte – es sollten ursprünglich sechs sein – gleichzeitig erschienen sind, läßt sich verhältnismäßig leicht kontrollieren, ob die „Reihe“ wirklich Arbeiten bringt, die wir „brauchen und wünschen“, wie es in dem recht allgemein formulierten Programm heißt, ob sie Autoren das Wort gibt, die uns „etwas über unsere Zeit zu sagen haben“.

„Brauchen und wünschen“ wir Rolf Schneiders Parodien „Aus zweiter Hand“, die – unglücklicherweise! – als Heft 1 vorantrippeln? Wir – oder nur ich? – wünschen gewiß Parodien: Man lacht ja so gern! Parodien können u. a. ein treffliches Werkzeug der Literaturkritik sein, einer Literaturkritik, die das Gelächter auch derer provoziert, die Buchkritiken langweilig finden; so werden auch die theoriefeindlichen Literaturkonsumenten an der literarischen Auseinandersetzung beteiligt.

Mitunter sind Parodien nichts als ein kollegialer Ulk, der nur die Schriftsteller selbst und einen nicht allzu großen Zirkel von Literaturkennern vergnügt. Die Schwäche vieler Parodien Rolf Schneiders liegt darin, daß der Autor die verschiedenen Funktionen der Parodie nicht deutlich genug unterscheidet. Sein Klappentext bestätigt es: „Insgesamt glaubt er (der Autor), daß die Größe, doch auch das schlechthin Unsäglichke einer Dichtung erst in der parodistischen Überhöhung zutage treten . . .“ Abgesehen von der maßlosen Unterschätzung aller übrigen Autoren – die Größe von Gorkis „Mutter“ beispielsweise tritt, nach Schneider, leider nicht in Gorkis „Mutter“ selbst zutage – erleben wir hier die Reduzierung der Funktionen eines Genres aufs Allgemeinste, aufs ganz und gar „Unpolitische“. Wenn man Schneiders Meinung über die Parodie ernst nimmt, dann ist die Parodie lediglich eine beson-

ders vorzügliche Art der Interpretation; der Rezensent hätte also vor allem festzustellen, wieviel „Unsägliches“ jeweils zutage tritt, nicht oder erst an zweiter Stelle, ob die Parodie einer fortschrittlichen Literaturpolitik dient oder schadet. Uns interessiert aber, ungeachtet der verwirrenden Winke Schneiders, der Unterschied zwischen einer sogenannten „liebenswürdigen Verspottung“ Kafkas und einer konsequenten Analyse seines unrealistischen Weltbildes. Dieser Unterschied entscheidet auch über Gewicht und Qualität der Parodie.

Rolf Schneiders Parodien gelten sowohl bürgerlichen Schriftstellern verschiedener Spielarten als auch sozialistischen Autoren. Neben der Lyrik Majakowskis wird die Penns, neben der Prosa Leonhard Franks die Ernst Jüngers, neben dem Schauspiel Brechts das Sartres parodiert. Gewiß, es ist schwer, so unterschiedliche Autoren im Rahmen eines einzigen Bändchens zu verhohnepieplen, ohne den Leser in Geschmack und Urteilsvermögen unsicher zu machen. Majakowski und Benn, beide werden verspottet, beide sind also von der gleichen Fraktion: diesen Kurzschluß muß selbst der heiterste Vogel einrechnen. Man provoziert solchen Irrtum geradezu, wenn man als Parodist von den Voraussetzungen ausgeht, die oben skizziert wurden. Man muß dagegen die Benn-, die Jünger-, die Kafka-Parodien des jungen westdeutschen Autors Armin Eichholz lesen, wenn man wissen will, welche großartigen Möglichkeiten Schneider im wahren Sinne des Wortes „verspielt“ hat. Dabei durfte man erwarten, daß er entschiedener, mit größerer ideologischer Klarheit als Eichholz gegen Dekadenz und Mystizismus vorgehen würde. Leider ist es umgekehrt. Lediglich Rilkes erfundene briefliche Äußerung über den Freiherrn von Knigge haben das Format, das wir erhofften.

Dabei hat Rolf Schneider manche erquickliche Leistung anzubieten, sobald er nämlich als „Interpret“ sozialistischer oder bürgerlich-fortschrittlicher Autoren auf-

tritt. Die Parodien auf Majakowski und Peter Huchel sind die besten Stücke des Heftchens: Es gelingt Schneider, mit sanfter, geschmackvoller Ironie die formalen, die gestischen Eigenarten der beiden Lyriker deutlich zu machen. Weniger überzeugt die „Ode an die Backwaren“ (Neruda). Es ist billiger Trick, einem mit der erhabenen Geste Pablo Nerudas vorgetragenen Text einen kleinen, banalen Schwanz anzuhängen – eine Methode, die Schneider leider bevorzugt. Die Parodie auf Jacques Prévert's kuriose Gedichte schließlich ist überhaupt keine Parodie, sondern ein groteskes Stück im Stil des Jacques Prévert (und des Übersetzers Kurt Kusenberg). Vielleicht ist aber hier die Distanz des Parodisten zum Objekt seiner Parodie so fein und klein, daß sie nur mit Pinzette und Vergrößerungsglas sichtbar gemacht werden kann.

Greifen wir zum nächsten Heft der „Reihe“, suchen wir weiter nach dem, was wir „wünschen und brauchen“.

Das Heft 2 bietet Lyrik, neue und ältere Gedichte von Uwe Berger. „Dies hier“, kommentiert der Autor seine Sammlung, „ist der dunkle Unterton zur hellen Melodie von der ‚Straße der Heimat‘ . . .“ Der Titel, „Der Dorn in dir“, deutet auf die innere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hin, die den Kampf ums Neue begleitet. Das Heft enthält viele Gedichte, die schon vor Jahren geschrieben, aber aus irgendwelchen Gründen damals vom Autor zurückgehalten wurden. Das heißt keineswegs, daß sie unsrer Entwicklung schädlich wären. Auch sie wollen „dem Leben dienen“, wie Berger betont. Und sie dienen ihm wirklich. Sie entlassen uns nicht verwirrt, vergiftet, sondern mit tieferem Verständnis für die Schmerzen und Lasten, mit denen sich der Mensch auseinandersetzen muß, mit festerem Wissen aber auch um die Kraft, die uns in dieser Auseinandersetzung bestehen läßt. Die Verse „Und immer jener Klang“, die konzentriert Inhalt und Tendenz dieser Gedichte fassen, mögen es bestätigen.

*Das war ein beller Klang,
der durch die Trümmer sprang,*

*darin sich aussang, was
ich litt an Furcht und Haß.*

*Was war es, das noch schwieg?
Ach, Wahnsinnsbauch, verflieg,*

*du Nacht der Einsamkeit,
du Schuld, die in mir schreit.*

*Ich will der Unsre sein,
ich lebte nicht: allein.*

Diese Verse – und das ist eine besondere lyrische Leistung – zeigen auch die Distanz Bergers zu jener Depressionspoesie, mit der einige junge Dichter nach dem XX. Parteitag der KPdSU eine bis dahin allzu kräftig geförderte, stets strahl- äugige, stets festliche „Liebe-zum-Leben“- Lyrik beantworteten, die unsere Wirklichkeit nur oberflächlich erfaßte. Uwe Berger dagegen zelebriert keine Verzweiflung, sondern versucht, zu ihren Ursachen vorzudringen, sie zu determinieren und gegen sie zu kämpfen. Seine Verse sind sowohl Antwort auf ein permanentes Halleluja, als auch auf Kahlaus hilflose Frage, „Ob es noch stimmt mit meiner jämmerlichen Menschlichkeit“, Streubels komischen Schiffbruch: „An den Klippen deiner Brüste / liege ich zerschellt“, und Jens Gerlachs kindlich-greisenhafte Geste: „Irgendwo wurden wir müde. Wir haben Viele verloren, versenken in Lee / Träumer und Seefahrer, Greise und Knaben, – / Irgendwo gingen wir schlafen.“

Die einzelnen Gedichte Bergers sind natürlich den verschiedenartigsten Motiven gewidmet. Der erste Teil trägt deutlich den Stempel selbstquälerischer gedanklicher Bemühungen in den ersten Nachkriegsjahren – die Verse, die dieser Teil vereinigt, entstanden in den Jahren 1946 bis 1951. Noch ist die diskrete Farb- keit, die die späteren Arbeiten auszeich- net, nicht errungen. Der zweite und dritte Teil zeigen Uwe Berger reifer. Mit schlich- teren, oft volksliednahen Mitteln klärt er

sich und uns im Teil II eine Reihe von Erlebnissen der Jahre 1955 bis 1957, geht er in Teil III seinen Erinnerungen an die Kindheits- und Jünglingsjahre nach, die im Zeichen der Not und des Krieges standen. Diese Gedichte beweisen Uwe Berger als einen unserer sichersten Lyriker.

Wenn wir schon auf Grund dieses zweiten Heftes der „Reihe“ einen Vergleich mit den „Tangenten“ abweisen müßten – das Heft 3 würde unser Urteil vollends sichern. Ja, die Erzählung *Kurt Herwarth Balls*, „Kathrin Wenzel“, ist ein Experiment; aber hier wurde nicht ins Blaue hinein experimentiert, sondern mit der klaren Absicht, wirksame, eindringliche Mittel zu finden, um unsere Bevölkerung, vor allem die ländliche, von den Vor- zügen des Sozialismus zu überzeugen. Das Buch richtet sich eindeutig an die Mas- sen – in der Art von Leonhard Franks Antikriegsgeschichten „Der Mensch ist gut“, mit denen „Kathrin Wenzel“ manche stilistischen und kompositorischen Züge gemeinsam hat –, und es ist die reifste Lei- stung des Leipziger Autors, die uns bisher zur Kenntnis gekommen ist. Experiment ist seine Erzählung insofern, als Ball hier die konventionelle Erzählweise zugunsten einer filmischen Montagetechnik aufgibt, die weit auseinanderliegende Ab- schnitte des Lebensweges der Bäuerin Kathrin Wenzel nah nebeneinanderstellt. Es überrascht vielleicht, diese Technik de- kadenter spätbürgerlicher Autoren bei Ball wiederzufinden; denn wir wissen, daß beispielsweise Aldous Huxley diese Mittel höchst raffiniert zu dem Zweck handhabt, die angebliche Aussichtslosig- keit menschlichen Strebens zu demon- strieren. Kurt Herwarth Ball gelingt es dagegen, mit denselben Mitteln die Schönheit und das Sinnvolle unsrer neuen Gesellschaftsordnung zu zeigen.

Die hundertfünfzehn Seiten der Erzäh- lung lassen uns zwei arbeitsreiche Tage der alleinstehenden sechzigjährigen Ka- thrin Wenzel erleben, zwei Tage vorbild- licher Arbeit einer vorbildlichen Frau. Kathrin Wenzel, so sehen wir, verkörpert

die besten Kräfte unserer Landbevölkerung. Ihr reifes Selbstbewußtsein ist das Gegenstück zur verschlossenen Bockbeinigkeit mancher Bauern und ein Vorbild für diejenigen Frauen, die sich immer noch unter dem Fittich der Urteile und Vorurteile ihrer Männer wärmen. „Tüchtige“, selbständige Frauen gibt es zwar auch im Kapitalismus. Aber welcherart diese Selbständigkeit ist, zeigt Ball an einer der Töchter Kathrins, die einen „Salon Marion“ eröffnet: Sie könnte ihre Hüte nicht verkaufen, wäre sie nicht bereit, gleichzeitig ihren Körper zur Ware zu machen. Ball differenziert hier sehr geschickt und überzeugend. Bis in ihr hohes Alter bewahrt sich Kathrin die Tugenden der Treue und Elternliebe. Auf andre Weise als Elfriede, die Tochter, erkämpft sie ihre Position: Es ist ein Kampf gemeinsam mit dem neuen Staat um Neues. Sie weiß es. So sieht sie ihr Leben im Zusammenhang mit dem Gesellschaftlichen. Ihr Leben, ihre Arbeit haben einen Sinn.

Wie ungewöhnlich im Vergleich mit der Vergangenheit diese gewöhnlichen Tage sind, führt Ball vor Augen, indem er das ganze wechselvolle Leben der Frau, gefaßt in wesentliche Episoden, in den Ablauf der zwei Tage einblendet. Das Buch ist offensichtlich mit der Absicht geschrieben, einer gedankenlosen Gewöhnung an die neuen Verhältnisse in der DDR entgegenzuwirken. Viele wissen noch nicht, welche großartigen Möglichkeiten ihnen offenstehen, viele haben es schon wieder vergessen. „Kathrin Wenzel“ will wecken, aufrütteln. So ist diese Erzählung eines der literarischen Werke, die sich dem Agitator als Werkzeug anbieten. Es sollte gebraucht werden. In ländlichen Bibliotheken sollte es nicht fehlen.

In ländlichen und anderen Bibliotheken nicht geradezu unerläßlich ist *Lothar Kusches* „Das bombastische Windei und andere Feuilletons“, Heft 5. Lothar Kusche ist einer der wenigen, die das Schild der Feuilletonisten rein zu halten versuchen und nicht jenen schnoddrigen „vertraulichen“ Plauderton anschlagen, der jetzt

weithin „gepflegt“ wird, jenen Anti-Stil „schreiben“, den man dir aufdringlich auf die Schulter haut. Kusche verschweigt nicht, wem er die Sauberkeit seiner kleinen Prosa verdankt: Als Motto hat er der Sammlung einen Satz von Alfred Polgar vorangestellt. Die Meister des bürgerlichen Feuilletons blicken Kusche erfreut über die Schulter.

Aber würden sie auch lächeln, wenn Kusche häufiger neue Inhalte aufgreifen würde, wenn er weniger oft seinen Esprit gegen schlecht funktionierende Kühlschränke, alberne Schlager, störende Klavierspieler und aufdringliche Strandfunker spritzen würde? Wir sind froh darüber, daß das Feuilleton in der hier gebotenen stilistischen Qualität wieder „buchenswert“ geworden ist. Wir sind arg enttäuscht über die Auswahl, die zum allergrößten Teil „Unpolitisches“ berücksichtigt. Diese Auswahl wird aber, glaube ich, dem literarischen Format Kusches nur teilweise gerecht. Weshalb hat der Autor gerade die unverbindlichen Stücke in das Bändchen aufgenommen, Stücke, deren Überschriften oder erste Sätze an fades Selterswasser oder an müde gewordene Illustrierten-Illustratoren denken lassen. Vielleicht war Lothar Kusche der literarische Entdecker des „Strandfunker“-Themas. Als sein diesbezügliches Stückchen zum erstenmal in der „Weltbühne“ publiziert wurde, mag er mit Recht gefeiert worden sein; heute und im Rahmen dieses Bändchens wirkt es als Wiederholung. Aber das würde vielleicht nicht so sehr auffallen, wenn nicht auch solche Typen wie der aufdringliche klavierspielende Nachbar auftauchen würden. Den hat Kusche bestimmt nicht entdeckt.

Sehr viel frischer wirken die Stücke, die Kusche als witzigen Kritiker kultureller Ereignisse zeigen. Seine Kritik über den „Belagerungszustand“ von Albert Camus ist eine vernichtende Polemik gegen das spätbürgerliche Theater überhaupt. Sie trifft nicht nur Camus, sondern gleichermaßen Jonescu und Beckett und alle, die nach ihnen versuchen werden,

die Leere der Bühne mit Symbolen der Leere zu füllen. Von gleicher Frische wie diese Theaterkritik sind Kusches „Ausdeutungen“ der Hemingwayschen Erzählung „Der alte Mann und das Meer“. Dieses Feuilleton erinnert noch einmal an eine Krankheit, die vor einiger Zeit monatelang in der DDR ihre Opfer suchte und die man als die „Was-Hemingway-sagen-wollte-Grippe“ bezeichnen kann. Kusche hat elf verschiedene Interpretationen ausgeheckt, die sich alle widersprechen. Aber Feuilletons wie diese sind, wie schon bemerkt, nicht in der Mehrzahl. Trotzdem machen die Stückchen Spaß.

Das vorläufige letzte, das sechste Heft der „Reihe“ enthält wieder eine Erzählung, *Günter und Johanna Brauns* „Gefangene“. Ist Kurt Herwarth Balls „Kathrin Unzel“ eine bemerkenswerte Bereicherung unserer „Land“-Literatur, so ergänzt die Erzählung des Ehepaars Braun die zweite Gruppe unsrer neuesten Literatur, die „Kriegs“-Literatur. Wir hören, daß eine Anzahl jüngster Autoren dabei ist, eine neue Variante dieser Thematik literarisch aufzuschließen, eine Variante, die in die entsprechende Literatur nach dem ersten Weltkrieg Ernst Glaeser mit dem berühmten „Jahrgang 1902“ einbrachte. Diejenigen, die den Krieg aus dem Aspekt des Kindes, des Knaben oder des jungen Mädchens erlebten, prüfen, sondern und formulieren ihre Erlebnisse in jener Zeit. In der Erzählung „Gefangene“ liegt eines der ersten Ergebnisse dieser Bemühungen vor. Wir werden sie, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, bald mit ähnlichen Arbeiten vergleichen können.

Die Helden der Erzählung sind eine Gruppe junger Flakhelfer, Vierzehn-, Fünfzehn-, Sechzehnjährige, in den letzten Monaten des Krieges. Es wäre falsch, dem Titel des Bändchens allzuviel Gewicht beizulegen. Die Begegnung der Jungen mit einem Zug sowjetischer Kriegsgefangener ist zunächst Episode unter vielen anderen Episoden. Doch wird sie insofern wichtig, als sich gerade an ihr be-

sonders deutlich die moralische und geistige Qualität der Knaben enthüllt. Nach zwölf Jahren Vergiftung durch Nazi-Ideologie und Hitlerjugend-Drill begegnen die Jungen den abgemagerten und verschmutzten Gefangenen zwar zuerst mit „Herrenrassen“-Dünkel; sobald aber eine nähere, gründlichere Bekanntschaft möglich wird, stürzen die Vorurteile zusammen: Das Nazigift vermochte den gesunden Kern der Jungen nicht zu zersetzen. Die Jugend, die Günter und Johanna Braun zeichnen, steht nahe vor der Rebellion, ohne zu wissen, in welche Richtung zu rebellieren wäre. So läßt sie sich vorerst mißmutig treiben. Bedauerlich ist, daß die Autoren lediglich einen Zustandsbericht geben, der weder die Ursachen der Verwirrung der Jungen nennt noch das weitere Schicksal dieser Entwicklungsfähigen Jugend verfolgt. Scheinwerfer gleiten schnell über ein Stück chaotischer Landschaft; was rechts und links liegt, bleibt dunkel. So wirkt die Erzählung fast wie ein Dokument einer „verlorenen Generation“. Das hätte vielleicht verhindert werden können, wenn nur ein einziger der Kriegsgefangenen einen Lichtstrahl in das verwirrte Weltbild der Jungen geschickt hätte, wenn ein einziger der Erwachsenen eine Perspektive wenigstens angedeutet hätte. Aber Oberleutnant Nichtweis, die relativ positive Gestalt unter den Älteren, gehört nicht minder zur „Verlorenen Generation“ wie seine Flakhelfer: „Aller Klimbim im Leben... alles zielt nur darauf hin, den Tod vergessen zu machen.“ Er schweigt und erschießt sich. Und die Gefangenen wollen – natürlicherweise – „davonkommen“: „Wir lassen uns schon nicht wie Hammel zur Schlachtbank treiben.“

So bleibt „Gefangene“ eine mit Feingefühl arrangierte und in sicherem Stil ausgeführte Episoden-Reihe, besser: eine umfangreiche Notiz zu einem größeren Roman. Das Kollektiv Günter und Johanna Braun hat eine schätzenswerte Talentprobe abgegeben; es wird sich an größeren Aufgaben messen müssen.

Schätzenswerte Talentprobe! Ich bin

geneigt, die ganze „Reihe“, soweit sie bis jetzt sichtbar geworden ist, so zu werten. Zweifellos soll sie einer realistischen, einer sozialistischen Literatur dienen. Darüber hinaus – darin besteht ihre besondere Aufgabe – will sie sich stark vernachlässigten Genres öffnen und „Satiren, Parodien und Feuilletons, Anekdoten und Aphorismen, Hörspiele und Funkerzäh-

lungen“ bringen. Die „Reihe“ hat es offensichtlich nicht auf das Abseitige abgesehen, sondern sie will dem echten Experiment, das der Wirklichkeit auf bisher wenig erprobten Wegen an die Haut geht, eine Chance geben. Die Titel der angekündigten weiteren Stücke der „Reihe“ lassen hoffen, daß sie auch in Zukunft den richtigen Weg gehen wird.

Horst Haase

Und doch: Hans im Glück

Inge von Wangenheim: „*Einer Mutter Sohn*“, Roman
Tribüne-Verlag, Berlin 1958

Inge von Wangenheim schildert in ihrem neuen Buch das Schicksal eines jungen Deutschen in den Jahren zwischen 1944 und 1951. Diese Zeit war ereignisreich für unser Volk, eine bedeutende historische Epoche, in der tiefster Sturz gleichzeitig die Möglichkeit eines neuen Anfangs bot, eines neuen Weges, der von den Besten beschritten und geebnet wurde. Die Verfasserin war gut beraten, als sie den Versuch unternahm, ihre Gestaltung gerade über diese Zeit auszudehnen. Ihr neues Buch ist historisch tiefer und umfassender als ihr vorletzter Roman*, das Neue in der gesellschaftlichen Entwicklung tritt hier überzeugender hervor, obwohl es weniger direkt in das Blickfeld des Lesers kommt.

Für die Gegenwartsliteratur ist das Anknüpfen an die Massenerlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit und deren Konfrontation mit der späteren, mit der gegenwärtigen Entwicklung außerordentlich wichtig. Die im Volk tief verwurzelten bitteren Erfahrungen mit der Kriegspolitik des deutschen Imperialismus können dem Neuen, dem demokratischen und später sozialistischen Aufbau, der Herrschaft der Arbeiterklasse gegenübergestellt werden.

* „Am Morgen ist der Tag ein Kind“, Berlin 1957.

Die verschiedenen Qualitäten der beiden verschiedenen Gesellschaftsordnungen werden sichtbar. Gerade darin besteht auch die Bedeutung eines solchen Romans wie etwa Otto Gotsches „Zwischen Nacht und Morgen“, in dem die entscheidende Wende des Jahres 1945 literarisch erfaßt wird. Und auch die bisher bekanntgewordenen Teile des neuen Romans von Hans Marchwiza deuten auf eine solche Konzeption hin. Die umfassende, tiefe Widerspiegelung der unmittelbaren Gegenwart knüpft mit großem Gewinn an jenes historisch bedeutsame Kapitel der jüngsten Vergangenheit an, das der zweite Weltkrieg in seiner Doppelfunktion als imperialistischer Krieg und als Befreiungskrieg darstellt. Erst dadurch wird der historische Charakter des Neuen in das richtige Licht gerückt, wird seine nationale Bedeutung voll erfaßt. Selbstverständlich ist eine solche Gegenüberstellung auch für die kritische Widerspiegelung der im Grundsätzlichen unveränderten westdeutschen Wirklichkeit bedeutsam.

Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit schlagen den Helden des Buches, von dem hier die Rede ist, schwer. Als zwölfjähriger Pimpf gerät er in das Inferno amerikanischer Bomben und verliert nach seinem Vater, der im Kriege gefallen ist,

auch seine Mutter: Sie sucht ihr Kind, das vorübergehend die Sprache verloren hat und in den Wirren des letzten Kriegsjahres in Lagern herumirrt, vergeblich. Die Not und das Elend des Volkes im Kriege verkörpern sich in diesem Jungen und in seiner Mutter, einer Arbeiterfrau. Deutlicher noch kommt das höchstens in dem letzten Brief des bei Stalingrad gefallenen jungen westfälischen Bauernsohnes zum Ausdruck, dem sich Hans Troth, der jugendliche Held unseres Buches, verwandt fühlt. Der hatte geschrieben: „Das alles hier ist weiß und kalt und unendlich. Ich dachte immer, ich hätte doch weiterleben wollen. Jetzt will ich nicht mehr. Verzeih mir, Mutter, die Sünde – ich weiß, daß ich sterben muß...“ Schicksal deutscher Jugend unter dem Imperialismus.

Die Nachkriegszeit wirft Hans Troth in der Zwei-Welten-Stadt Berlin umher. Die gnadenlose Härte dieser Jahre, welche die Autorin auch im Detail gut erfaßt, eine seelenlose Bürokratie, die ein Produkt eben dieser Zeit ist, die faschistische Erziehung lassen ihn trotz guter Anlagen und trotz Widerstrebens zu einem Verbrecher werden, der, im Verein mit anderen gestrauchelten Jugendlichen (die uns zum Teil aus den Gerichtsberichten jener Jahre namentlich bekannt sind), die politische Spaltung der Stadt geschickt für sein Treiben ausnutzt. „Berlin...“, so hören wir es von einem seiner jugendlichen Kumpane, „det is jetzt wie'n oller verstimmter Klimperkasten in de Kneipe. Scheen klingt er nich. Aber er hat nu mal schwarze und weiße Tasten, und uff beide mußte spielen können, wenn de Musike machen willst.“ Und man spielt, bis das Spiel aus ist.

Gibt es für diese Jugend noch eine Rettung? fragt die Verfasserin. Und sie antwortet: Die Rettung ist die neue Ordnung im Osten der Stadt, in der es Richter gibt, für die „jedes heranwachsende Menschenkind erst einmal grundsätzlich unschuldig“ ist und die die Verantwortung vor allem bei der Gesellschaft suchen. Vor einen

solchen Richter gerät Hans Troth; dieser Richter ist – seine Mutter.

Damit beginnt eigentlich ein neuer Abschnitt in diesem Buch. Es wächst über die bloße Beschreibung der Kriegs- und Nachkriegswirklichkeit hinaus zur Darstellung des Kampfes zweier Weltanschauungen: der des Sohnes, die eben durch diese Kriegs- und Nachkriegswirklichkeit geprägt ist, und der Auffassung der Mutter, die sich in dem neuen Deutschland entwickelt hat. Der Kampf ist schwer, und er dauert lange. Er wird verlängert durch die komplizierten Verhältnisse, die in Deutschland, speziell in Berlin, bestehen; der Sohn kann dem Widerspruch, in dem er sich zu seiner Mutter befindet, vorübergehend ausweichen; die Mutter fordert den ganzen Menschen, aber er, um dessen Charakterzeichnung sich die Verfasserin sehr bemüht hat, will in Ruhe gelassen sein, will nicht „Bäume ausreißen und Berge versetzen“, will für sich leben, gemäß seiner egozentrischen, individualistischen Weltanschauung, die in allem keinen Sinn und nirgends einen Weg sieht. So flieht er wieder zurück in den Teil der Stadt, wo eine solche Weltanschauung genehm ist. Daß ein Arbeiterjunge, ein ehrlich, hart mit sich Ringender, ein aufrichtig Suchender, dort schließlich scheitern muß, das vermag uns Inge von Wangenheim in einer zwar komplizierten Handlung, aber mit überzeugender Detailtreue darzulegen.

Es ist nicht mehr die harte Nachkriegswirklichkeit, in der sich Hans Troth jetzt behaupten muß, sondern es ist die äußerlich glänzende, aber ungleich härtere Welt der Restauration und des sogenannten Wirtschaftswunders, es ist die Wirklichkeit der „Frontstadt“ Westberlin. Es gelingt der Verfasserin, im weiteren Schicksal des Helden wesentliche, typische Züge dieses Milieus zu erfassen; etwa wenn Hans als illegaler Klempnergeselle, als der er zu leben gezwungen ist, in den verschiedenen Stadtbezirken seine Erfahrungen sammelt und dabei den großen Unterschied zwischen Zehlendorf und dem

Wedding erlebt; oder wenn der Zirkus – hier wie auch am Anfang des Buches in mitten der brutalen Welt in gewisser Hinsicht ein Hort der Menschlichkeit – zum Zutreiber für die Agentenwerber wird; wenn in der Darstellung des Freitag-Zirkels der „Boston-Society“, an dem Hans eine Zeitlang teilnimmt, die raffinierten Methoden demonstriert werden, mit denen man die intellektuelle Jugend zu verdummen sucht: mit den Losungen „Freiheit“, „Unabhängigkeit“ und „Objektivität“, mit der Phrase von der „Kameradschaft durch Verständnis“, mit dem Geschwätz vom dritten Weg und der Drohung des Kommunismus, mit der Propaganda des Nihilismus und der Atomangst. Und die Autorin schildert auch den Moment, da den Auftraggebern solcher „Societies“ die bloße Negation nicht mehr genügt; da sie Taten sehen wollen: Taten gegen den Sozialismus. Sie schildert ehrliche Jugendliche, die in ihrer Verzweiflung in einer Pistole ihren besten Freund sehen; die versuchen, sich umzubringen – wie Hans Troth, als er keinen anderen Weg mehr weiß.

So kommt der Held, schwerkrank, seelisch völlig zerbrochen, zurück zu seiner Mutter. „Das unterschied Hans Troth von Jochen Kemper“ (dem westfälischen Bauernsohn), heißt es. „Es unterschied Kempers Einsamkeit in der Verzweiflung am Krieg von der Einsamkeit Troths in der Nähe seiner Mutter: Wie sich der Taumel der deutschen Jugend in das Massengrab des Jahres 1943 unterschied vom 1951 historisch möglich gewordenen Weg unserer Söhne ins Leben.“ Dieser Weg ins Leben aber liegt vor Hans Troth wie eine schwere Aufgabe. Seiner körperlichen Heilung will die seelische nur zögernd folgen. Krisen sind zu überwinden. Aber der Weg ist da, es gibt ihn. Hans Troth endet nicht in der Katastrophe. Seine Mutter und ihre Genossen nehmen ihn an die Hand, und er versteht langsam, daß es so etwas wie Vertrauen, wie gegenseitige Verantwortung gibt.

Die Entwicklung dieser Mutter ist von

großer Bedeutung. Von der Eisenbahnarbeiterin, der Witwe eines sozialdemokratischen Buchdruckers, über die Bürgermeisterin einer Berliner Stadtrandsiedlung zum Volksrichter, zum verantwortlichen Staatsfunktionär – dieser Weg ist stellvertretend für den Weg der deutschen Arbeiterklasse zur Macht in der Deutschen Demokratischen Republik. Als notwendiger Bestandteil der Handlungsführung, als Pendant und zeitweilig als bewußter Gegenpol der Entwicklung des Helden, tritt vor allem in ihr, in ihren Freunden und Genossen, in ihren Ansichten und Handlungen, das Neue überzeugend und deutlich zutage. Während der Weg des Helden in der neuen Gesellschaftsordnung erst beginnt, demonstrieren sie und die von ihr vertretenen Grundsätze bereits eindeutig deren Überlegenheit.

Aber Held des Buches ist nicht die Mutter, sondern der Sohn. Und so deutlich im Abschluß seiner Entwicklung das menschliche Prinzip der neuen Gesellschaft triumphiert, in der Gestaltung bleibt es hinter der widerwärtigen Fratze des Alten zurück. Die Anlage des Helden, der – besonders in der zweiten Hälfte des Buches – eine durchaus anormale Entwicklung durchläuft, ermöglicht über weite Strecken nur die indirekte Widerspiegelung des Neuen, sein immanentes Vorhandensein als Gegenbild, als positiver Hintergrund, vor dem das Alte breit und abstoßend agiert. Die Nebenfiguren der negativen Seite – Globsov, Pahlen, Jack Hill – sind viel lebendiger als die der anderen – Köhler, Kolbe, Kilian. Das Geschehen, das in Westberlin spielt, ist viel stärker in Handlung umgesetzt als das im sozialistischen Teil Deutschlands. So ist die schließliche Wandlung des Helden, die zwar auf der Grundlage der neuen Verhältnisse erfolgt, in erster Linie das Ergebnis reiner Agitation; sie überzeugt deshalb auch nicht genügend. Der Versuch, den Helden wirklich in unsere Gesellschaft hineinzu stellen, ihn in ihr, in einem Betrieb etwa, handeln zu lassen, wird nicht gemacht, ja er wird mit unzureichenden Argumenten

abgebogen. Mit Recht wird die Verfasserin einwenden, daß dazu ein weiteres Buch nötig gewesen wäre. Aber so bleibt die Darstellung der sozialistischen Gesellschaft weitgehend, auch in der Gerichtsszene, in der Sphäre der Diskussion und der Agitation. Hier scheint die umfassende Gestaltung der Gegenwart, einschließlich der Verbindung mit den Kriegs- und Nachkriegserlebnissen noch an den bisher ungenügenden Erfahrungen bei der literarischen Widerspiegelung des sozialistischen Aufbaus zu scheitern, weshalb die Kräfte vor allem auf die Lösung dieser Aufgabe konzentriert werden müssen. Eine Verlagerung des Schwergewichts dieses Buches

auf unsere Gesellschaft und ihre Probleme (innerhalb des günstig weitgespannten Bogens, den die Verfasserin schlägt) wäre darum für die Entwicklung unserer Literatur noch nützlicher gewesen.

Der Leser aber mag, trotz einiger Widersprüche in der Entwicklung des teilweise auf abenteuerlich-gefährlichen Pfaden sich bewegenden Helden, dieses Buch mit gespanntem Interesse und mit Nutzen für sich lesen, kommt doch in der Gegenüberstellung des Neuen mit der jüngsten Vergangenheit und mit der westlichen Gegenwart deutlich zum Ausdruck, wo heute in Deutschland die Zukunft der Jugend liegt.

Erwin Kohn

Wie die Uhren weitergingen

Werner Steinberg: „Einzug der Gladiatoren“, Roman
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1958

„Einzug der Gladiatoren“ ist kein Roman über das antike Rom – wenn man ihn auch einen „historischen“ Roman nennen kann. Die Gladiatoren sind die amerikanischen Truppen, die 1945 in Süddeutschland einmarschieren, und es sind am Ende des Buches die deutschen Wirtschaftskapitäne, Arm in Arm mit den Amerikanern. Also liegt im Titel schon ein Schuß Ironie.

„Als die Uhren stehenblieben“ nannte Steinberg seinen Roman vom schrecklichen Ende des Hitlerreiches. Wie es in der von den Amerikanern besetzten Zone weiterging, erlebt der Leser in dem Buch „Einzug der Gladiatoren“, in dem einige der Hauptfiguren aus jenem früheren Roman wieder auftauchen. „Einzug der Gladiatoren“ schildert die Restauration des deutschen Kapitalismus unter dem Patronat der Amerikaner und die beginnende Restauration der überlebenden nazistischen Kräfte. Die Wahl dieses Sujets bestimmt den Zeitabschnitt: Die Handlung beginnt mit dem kampflosen Einrücken der amerikanischen Truppen in ein süddeutsches

Städtchen, das der Autor Hellenstadt nennt, und sie endet Mitte Juni 1948 mit der in den Westzonen durchgeführten separaten Währungsreform.

Gegenüber dem Buch „Als die Uhren stehenblieben“, in dem Reflexionen nicht selten sind und sehr viel Wert auf die subjektiven Momente gelegt wird, entwirft Steinberg hier ein breiteres Gesellschaftsbild. Das kommt seinem Thema zugute. Aber zugleich zerfasert dadurch auch die Handlung, und er erreicht nicht jene künstlerische und kompositorische Dichte, die den vorangegangenen Roman auszeichnet. Dort hat es der Autor mit einer Handvoll Personen zu tun, hier muß er zwei Dutzend Figuren verfolgen, wobei die Handlungslinien der verschiedenen Gruppen nur lose miteinander verknüpft sind. Um trotzdem eine möglichst große Geschlossenheit zu erreichen, wendet Werner Steinberg eine Technik an, die an den Filmschnitt erinnert: Er zerstückelt Szenen und schachtelt sie ineinander. Meistens bewährt sich dieses Mittel, zumal der Au-

tor mitunter durch Kontrast, Betonung der Gleichzeitigkeit von Handlungsabläufen und andere Mittel gute Wirkungen erzielt, in einigen Fällen aber erscheint das Stükkeln und Schachteln zu weit getrieben und stört den Leser.

Im Vordergrund der Handlung steht zu Recht das Verhältnis der Amerikaner zu den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften und die Wandlung dieses Verhältnisses im Lauf der Zeit. Der Leser konstatiert, daß die Entwicklung im Westen von Anfang an ganz anders vor sich ging als bei uns, und er versteht, daß diese Entwicklung Westdeutschlands, die wir miterlebt haben und deren Früchte wir heute mit Besorgnis betrachten, bereits durch die amerikanische Besatzungspolitik der ersten Nachkriegsjahre vorgezeichnet wurde.

Die Ausgangsposition entspricht genau der Direktive JCS 1067 des amerikanischen Generalstabs, in der es heißt: „Deutschland wird nicht besetzt, um befreit zu werden, sondern weil es ein besiehtes feindliches Land ist. Es liegt Ihnen nicht die Aufgabe ob, die Deutschen zu unterdrücken. Sie haben nur die Aufgabe, gewisse wichtige Ziele der Alliierten in Deutschland zu verwirklichen.“ Deshalb sagt Major Jones, der Kommandant von Hellenstadt: „Wir sind nicht gekommen als Befreier, wir sind gekommen als Eroberer!“ und er versucht, diesen Grundsatz zu verwirklichen. Er möchte Widerstand brechen, aber er findet keinen, wodurch dieser Gladiator sofort den Schein des Lächerlichen erhält.

„... gewisse wichtige Ziele der Alliierten in Deutschland zu verwirklichen.“ Major Jones, im Zivilberuf Makler und kleiner Börsenspekulant, versteht diesen Satz zwar für sich privat: Er legt zehntausend Mark in der Ofenfabrik des von ihm eingesetzten Oberbürgermeisters an. Aber er versteht ihn nicht so gut in bezug auf die große Politik. Da ist ihm Captain Trial vom CIC über. Der registriert wie ein Seismograph die feinsten Änderungen der Linie, die den Mitteilungen aus Washington entnommen werden können

und handelt danach. Höflich gibt er Irene Hollermann, der Frau des größten Fabrikanten von Hellenstadt, ein Permiß für ihren Mann zur Reise in die Hauptstadt; gleichzeitig aber schreibt er einen Haftbefehl aus, und so landet Hollermann, noch ehe er die Fahrkarte kaufen kann, im Lager. Trial entläßt ihn aber zur rechten Zeit wieder, verhindert, daß ein dunkler Punkt aus Hollermanns Vergangenheit ans Licht kommt, betreibt dessen Entnazifizierung und verhilft ihm zu einer Produktionslizenz; so bereitet er, getreu seinen Direktiven, den zweiten Einzug der Gladiatoren vor, die Rückkehr der Fabrikanten und Bankiers in ihre Positionen. Von dem Kommunisten Leupold fordert Captain Trial: „Sagen wir, nur fünfundneunzig Prozent der Deutschen waren Nazis – irgendwie... Schließen Sie Frieden mit den fünfundneunzig Prozent.“

Eine der interessantesten und wichtigsten Figuren in Werner Steinbergs Buch ist der Oberbürgermeister Erwin Schneewindt. Er ist einer jener Sozialdemokraten, die sich in der Öffentlichkeit als Arbeitervertreter ausgeben, in Wirklichkeit aber ihre Klasse längst verlassen haben. Solche Leute fungierten in der Weimarer Republik als Arzt am Krankenbett des Kapitalismus und spielten nach dem Kriege als fügsame Vertrauensleute der Eroberer-Alliierten die Rolle eines Wiedergeburtshelfers des Kapitalismus. Walter Ubricht schreibt in seinem Buch „Zur Geschichte der neuesten Zeit“: „Oft setzten die Amerikaner dienstwillige Sozialdemokraten und frühere Gewerkschaftsfunktionäre als Beamte ein, die als Antifaschisten galten und gleichzeitig die Gewähr boten, gegen jede radikale Umgestaltung der Verhältnisse aufzutreten.“

So eine Gestalt ist Erwin Schneewindt. Bei Hitlers Machtantritt als jüngster SPD-Stadtrat von Hellenstadt und hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär aus seinen Ämtern verjagt, schwingt sich Schneewindt nach kurzer Zeit dank Hollermanns Hilfe und durch eine „glückliche“ Heirat zum

Besitzer einer kleinen Ofenfabrik auf. Seine Annäherung an die Nazis bleibt der Öffentlichkeit unbekannt, und so kann er als „Demokrat“ am letzten Kriegstag mit einem weißen Tuch die Amerikaner erwarten und sich als Oberbürgermeister anbieten. Aber schon diese erste Tat vollzieht Erwin Schneewind nicht aus eigener Idee und eigenem Willen, sondern vorgeschoben von Dr. Kuckerus, dem stellvertretenden NS-Oberbürgermeister, der nun für einige Zeit beiseitetritt. Bezeichnend, daß dieser Schneewind zahlreiche Beziehungen zu den „gehobenen Schichten“ sucht und aufnimmt, aber keine Bindungen zur Arbeiterklasse unterhält. Er wird geradezu ein Gegenspieler der Kommunisten Schorlekay, Leupold und Schöber, die mit seiner Hilfe aus den öffentlichen Ämtern hinausgedrängt werden. Doch alle Willfähigkeit nützt dem sozialdemokratischen Oberbürgermeister wenig. Je fester die alten Reaktionäre sich in ihren Sätteln fühlen, um so wackliger wird der Stuhl, auf dem Schneewind sitzt.

Werner Steinberg hat die Amerikaner, die deutschen Kapitalisten, die Nazis und das Zusammenspiel dieser Kräfte historisch richtig gezeichnet. Demgegenüber werden die Kommunisten recht einseitig dargestellt. Von einer Aktion zur Entlarvung eines Faschisten abgesehen, beschränkt sich der Autor darauf, zu zeigen, wie der Wille der Kommunisten zur Mitarbeit an einem demokratischen Aufbau paralytisch wird, wie Schorlekay und Leupold auf unwichtige und undankbare Positionen abgeschoben und schließlich überhaupt aus der Stadtverwaltung ausgeschaltet werden. Die Unterdrückung der demokratischen Kräfte ist zwar eine wichtige Seite der amerikanischen Besatzungspolitik und eine der Voraussetzungen zur Restauration des Kapitalismus; aber gerade dann, wenn die verhängnisvolle restaurative Entwicklung im Mittelpunkt der Handlung steht, muß der Autor auch zeigen, daß die KPD stets ein konstruktives Programm für die Demokratisierung Deutschlands hatte und es die Möglich-

keit einer anderen gesellschaftlichen Entwicklung in Westdeutschland gab. Eine vielseitigere Behandlung der in diesem Buch auftretenden Kommunisten hätte durchaus der Konzeption des Romans entsprochen.

Mit dem alten Kranführer Schorlekay hat Werner Steinberg eine eindrucksvolle und wohl auch die entwicklungsreichste Figur dieses Buches geschaffen. Schorlekay ist ein alter Kommunist, der vor 1933 Streiks organisierte, jahrelang im Konzentrationslager war, nach dem Zusammenbruch des Faschismus sofort beginnt, ein neues, demokratisches Leben zu organisieren, dann aber vor den unerwarteten Schwierigkeiten resigniert und sich sogar einige Zeit korrumpieren läßt; erst die Zumutung, seinen alten Widerpart Hollermann reinzuwaschen, veranlaßt ihn zur Umkehr, und er wird wieder der alte, kampfesfreudige Genosse. Angesichts der Tatsache, daß sich auch in Westdeutschland die aus den Konzentrationslagern befreiten Antifaschisten im politischen Kampf der ersten Monate nach dem Zusammenbruch des Faschismus besonders bewährten, befremdet es, daß dieser einzige Antifaschist Hellenstadts, der in einem Konzentrationslager war, eine so schwankende Haltung einnimmt.

Die Währungsreform, von allen als deutliches Signal einer neuen kapitalistischen Entwicklung empfunden, führt zu einem engeren Zusammenschluß der Kommunisten. Das gibt der Handlung einen positiven Ausblick. Der Leser wird mit dem Gefühl entlassen: Es ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Doch auch die Motive und Umstände dieses Zusammenschlusses sind nicht mit der gleichen Treffsicherheit gestaltet, mit der Werner Steinberg andere Gestalten und Szenen zeichnet. Schorlekay und Leupold gehen wieder als Arbeiter in die Fabrik und sehen darin Basis und Kraftquell ihrer künftigen politischen Arbeit. So weit, so gut. Aber sie empfinden diesen Schritt als eine Art Erlösung, und das wirkt so auf den Leser, als würden damit nicht nur

ihre Fehler, sondern auch alle ihre früheren Bemühungen als unrichtig zurückgenommen.

Werner Steinberg hat das Thema, das er sich gestellt hat, komplex behandelt. Daraus ergab sich eine Fülle von Personen aus den verschiedensten Schichten und eine Fülle von Handlungslinien. Die Achse der Handlung ist die Restauration des Kapitalismus und das Zurückdrängen der demokratischen Kräfte. Dies ist ein gesellschaftlicher, ein geschichtlicher Vorgang, und so tritt bei der Handlungsführung der Wandel der Zeiten und das Verhalten der Menschen in diesen sich wandelnden Zeiten deutlicher in Erscheinung als Wandlungen der Personen selbst. Der Roman hat illustrativen Charakter. Der Gang der Handlung wird nicht so sehr von den in der Exposition entworfenen und sich aus der Fabel ergebenden Möglichkeiten, sondern in erster Linie vom Ablauf der geschichtlichen Entwicklung bestimmt. So kommt es auch, daß die Figuren, die Werner Steinberg schafft, trotz aller individuellen Details vor allem als

Typen erscheinen. Einige Figuren sind zu statisch angelegt, die Entwicklung anderer Personen wird nur skizzenhaft gezeichnet, und einige Handlungslinien bleiben offen.

Diesen kompositorischen Mängeln stehen gestalterische Vorzüge gegenüber. Werner Steinberg ist ein erfahrener Erzähler. Er braucht keine Kommentare. Was er zu sagen hat, sagt er durch Handlung. Trotz des breitangelegten Zeitgemäldes, das Steinberg entwirft, gibt es kaum reportagehafte Passagen, dagegen sehr viele aussagekräftige Szenen und Details, die die Handlung beleben und Atmosphäre schaffen. Satirische und komische Elemente sind mit Geschick verwandt worden.

Diesen Roman sollte man lesen. Und es wäre sehr wünschenswert, ihn auch in westdeutschen Buchhandlungen zu sehen, gerade deshalb, weil Werner Steinberg, der jene Nachkriegsjahre in Westdeutschland erlebte, aufzeichnet, warum die bundesdeutsche Öffentlichkeit solchen Büchern heute noch verschlossen ist...

Klaus Kändler

Vom Entsetzen zur Zuversicht

Arnolt Bronnen: „Viergespann“, Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Der Dramenband „Viergespann“ von Arnolt Bronnen, den der Aufbau-Verlag vorlegt, ist Ergebnis und Zeugnis eines Wandlungsprozesses, den sein Autor durchgemacht hat. Die Stücke lassen erkennen, wie mühevoll und widersprüchlich der Weg war, an dessen Ende Bronnen sich zum Antifaschismus bekannte. Zum Beispiel sind das Napoleon-Drama „N“ (1935/36) und das Drama „Gloriana“ (1940), dem ein Stoff aus der Zeit der Königin Elisabeth zugrunde liegt, in der Absicht entstanden, von der Bühne herab insgeheim in antifaschistischem Sinn zu wirken. Von vornherein sind diese Stücke

mit dem Widerspruch belastet, einerseits dem Verdikt der Zensur entgehen zu müssen und doch andererseits spürbar aggressiv sein zu wollen. Der Gedanke des Widerstandes sollte hinter einem historischen Gewand verborgen werden. Es wird zu zeigen sein, wie sich dieser Widerspruch in der ideologischen Konzeption und damit auch im Formalen auswirken mußte. Abgesehen davon, daß der „Reichsdramaturg“ Schlösser die Aufführung schließlich doch untersagte, hat Bronnen auch in seinem nach dem Krieg niedergeschriebenen Bekenntnisbuch eingestehen müssen, daß er mit einer solchen Verfah-

rensweise noch weit vom wirklichen antifaschistischen Kampf entfernt war. Die zwei anderen Stücke, „Die Kette Kolin“ und „Die jüngste Nacht“, sind erst nach dem Zusammenbruch des Faschismus geschrieben worden. Bronnen gestaltet in ihnen frei eigene Erlebnisse und Berichte von Freunden aus dem gemeinsamen Kampf in Österreich, deren reale Grundlagen ebenfalls in seiner Autobiographie nachzulesen sind.

Alle diese Stücke darf man nicht lediglich im Nacheinander einer geistigen Entwicklung betrachten; schon durch den Titel „Viergespann“, den der Sammelband erhalten hat, wird auf ein Nebeneinander hingewiesen. Es ist also nicht allein danach zu fragen, was in jedem Stück an neuer Problematik auftaucht, sondern man muß versuchen, den gemeinsamen Gedanken zu finden, der dieses Viergespann vorwärtstreibt. Das wird auch dadurch gerechtfertigt, daß in dem Band selbst die Stücke nicht chronologisch geordnet sind: „N“, am frühesten entstanden, erscheint erst an zweiter Stelle, während das später geschriebene „Gloriana“ die Sammlung eröffnet. Eine Gemeinsamkeit aller Stücke ist schon äußerlich sichtbar: Bronnen verzichtet auf eine Einteilung in Akte; die einzelnen Szenen reihen sich, fortlaufend nummeriert, scheinbar lose aneinander. Doch desto fester ist die innere Bindung in Zeit und Raum. Alle Stücke rollen in einem zusammenhängenden Zeitabschnitt ab, und nur in „Gloriana“ wechselt der Schauplatz. In „N“ entspricht die Zeit der Spielhandlung sogar der Zeitspanne des wirklichen Geschehens: von Mitternacht bis drei Uhr morgens. Diese räumliche und zeitliche Verdichtung gelingt Bronnen, weil er Episoden gestaltet, in denen nicht die Entwicklung von Charakteren, sondern historische Entscheidungen im Vordergrund stehen: Königin Elisabeth trägt während der Faschingszeit 1601 einen Sieg über ihre inneren Feinde davon; Napoleon läßt in der Nacht vom 21. zum 22. März 1804 den Herzog von Enghien erschießen, um sich den Weg zur Kaiserkrone zu bahnen; vier

aus dem KZ entflozene Häftlinge halten im April 1945 in einem fahrenden Omnibus Gericht über ihren Peiniger; am letzten Kriegstag kämpfen in einem kleinen österreichischen Ort die kleinen Diebe um die Brosamen, die für sie im Krieg von der Tafel der Großen abgefallen sind.

Bronnen leitet diese Form des Dramas, das Hervorkehren der Episode, von seiner Theorie des historischen Stückes ab, die an Stelle der aristotelischen Forderung, Furcht und Mitleid zu erwecken, Entsetzen und Zuversicht als das Ziel der dramatischen Handlung ansieht. Darum ordnet er seine Stücke eng um Tatsachen, um wirkliche Vorkommnisse, um Episoden aus dem großen historischen Ablauf, in denen seiner Meinung nach Entsetzen und Zuversicht verdichtet angelegt sind. Allerdings liegt mit der faktischen Gleichsetzung von wahrer Begebenheit und gesellschaftlicher Wahrheit, mit der Eingung auf die Episode, die Gefahr auf der Hand, daß die entscheidenden Klassenkräfte nicht sichtbar gemacht werden, daß die Konflikte im Privaten stecken bleiben.

Tatsächlich fällt auf, daß zunächst in den ersten beiden Dramen, in „Gloriana“ und „N“, sich Widerstandskräfte gegen das diktatorische Regime mit dem Nachweis ihrer geistigen Überlegenheit begnügen, ohne die reale Macht real anzugreifen. An Stelle der Klassenkämpfe steht die Auseinandersetzung zwischen den abstrakten Begriffen „Geist“ und „Macht“. Die anderen Stücke versuchen zwar tiefer in die sozialen Verhältnisse einzudringen, leiten aber die historische Berechtigung zum antifaschistischen Kampf aus einem abstrakten Humanismus ab, der, wie im Handlungsverlauf deutlich wird, die Widerstandsbewegung geradezu gefährdet. Nicht die Kräfte des Widerstandes diktieren das Gesetz des Handelns und damit die dramatische Handlung, sondern die Vertreter der Macht; ihnen steht eine unsichere und unsichtbare Front gegenüber, die ihre Substanz aus ihrer Geistigkeit herleitet. Entsetzen haben der Sieg und die

Methoden der Macht hervorgerufen, Zuversicht erweckt das Überleben des Geistes, der in „Die Kette Kolin“ und „Die jüngste Nacht“ schließlich auch äußerlich triumphieren darf.

In der Sprachhaltung stoßen wir auf ein weiteres Element, das die Zusammengehörigkeit der Stücke belegt. Da geistige Überlegenheit nachgewiesen werden soll, erhält der Dialog eine hervorragende Funktion. Im einzelnen betrachtet, baut Bronnen seine Gespräche meisterhaft zusammen. Sie treiben jedoch – und das ist der entscheidende Einwand – mit ihren Wortspielen, eingearbeiteten Songs und Zitaten nicht die Handlung voran, sondern überwuchern sie und wirken darum manieriert. Es fehlt ihnen oft die Funktion im Gesamtzusammenhang. Dieser Sprachstil ergibt sich allerdings aus Bronnens Grundkonzeption.

In den Historienstücken „Gloriana“ und „N“ ist die Geist-Macht-Konstellation ganz allgemein gefaßt. Gloriana (die englische Königin Elisabeth) sieht sich zwei einzelnen Gegnern gegenüber: dem Stückeschreiber Shakespeare und dem Philosophen Francis Bacon of Verulam; beide sind in Wirklichkeit ein und dieselbe Person und letzten Endes nur Verkleidungen von König Edward VI., den Elisabeth ermordet hat und der ihr als Lebender plötzlich entgegentritt. Er entpuppt sich als der geistige Vater einer Verschwörung gegen Elisabeth. Die Verschwörer verzichten jedoch darauf, die Macht zu übernehmen, als die Königin zusammenbricht; Edward – Shakespeare – Bacon hat sich damit begnügt, seine geistige Überlegenheit zu beweisen. Es wird klar, daß nicht der Sturz des Terrorregimes, sondern dieser theatralische Auftritt das Ziel der Verschwörung war. Wir wissen nun auch, weshalb dem Stück die dramatische Spannung, die vorwärtstreibenden Elemente fehlen: Die Verschwörer, die diese Funktion erfüllen müßten, *wollen* gar nicht handeln. Ihr Streben ist letzten Endes auf Kontemplation, auf Erkenntnis ohne politische Konsequenzen gerichtet.

Bewußt oder unbewußt wird der Leser immer wieder vom Ganzen abgelenkt und auf einzelne Elemente, vor allem auf die Sprache, verwiesen. Die Dialoge sind gut gefügt. Sie beziehen an entscheidenden Stellen authentische Shakespearetexte ein. Eine Szene führt zum Beispiel ins Globe-Theater, wo eine Aufführung von „Richard II.“ das Zeichen zum Aufbruch geben soll. Die erregten und nervösen Gespräche der einzelnen Zuschauergruppen werden mit dem Text Shakespeares verknüpft. Offensichtlich soll eine geistige Beziehung zur Theaterszene im „Hamlet“ hergestellt werden. Doch bei aller Meisterschaft im einzelnen kann diese Sprachform nicht befriedigen, da sie nur dazu dient, im verwirrenden Gefecht der Worte Stiche auszuteilen, die kaum die Haut ritzen, nicht aber einen entscheidenden Schlag vorbereiten. Die Sprache wird völlig in den Dienst der Geist-Macht-Konzeption gestellt; die Unentschlossenheit im politischen Kampf wird durch einen großen Aufwand an Worten verdeckt.

Nicht anders ist die Situation in dem Napoleondrama. Zum Symbol der Tyrannei wird das Todesurteil, das der Erste Konsul über den unter Bruch des Völkerrechtes gefangengesetzten Herzog von Enghien verhängen läßt. Dessen Tod soll Napoleon den Weg zur Kaiserkrönung frei machen. Zur Rettung des Herzogs finden sich sowohl die republikanischen als auch die legitimistischen Kräfte zusammen, die einen, um die Republik, die anderen, um den erbberechtigten Prinzen aus dem Hause Bourbon zu retten. Doch alle Versuche, dem Diktator in den Arm zu fallen, scheitern an der eisernen Entschlossenheit dieses Mannes, der so gut vorgearbeitet hat, daß er sogar seinen Gegnern ein wenig Spielraum lassen kann. Zum Schluß zeigt sich, daß alles Handeln vergeblich war, da die Entscheidung in der Brust Napoleons längst gefällt ist, und zwar mit allen praktischen Konsequenzen. Abermals ist eine Rettung nur auf der Insel der Geistigkeit zu finden. Allerdings muß sich diesmal die Zuversicht an Talleyrand

oder Metternich klammern, da diese die antinapoleonische Front am klarsten vertreten.

Dem Stück ist ein kurzes Vorwort vorangestellt, das Bronnens Theorie vom historischen Drama abhandelt. Er bezeichnet das historische Stück als das eigentlich aktuelle, da nur aus der historischen Perspektive Antwort auf Fragen einer unsicheren und bedrohten Gegenwart gegeben werden könne: „Dazu mußte freilich ein neuer Typ des historischen Dramas geschaffen werden, dokumentarisch bis ins Letzte belegt und aufgebaut auf einer gründlichen Erforschung der Mechanismen des tatsächlichen historischen Prozesses.“ Bronnen begründet theoretisch seine Bindung an historische Episoden. Er sieht darin die einzige Möglichkeit, die sozialen und politischen Bedingungen bloßzulegen, die das Individuum bestimmen. Er besteht darauf, die historische Wahrheit durch dokumentarische Genauigkeit zu gewinnen, wenn richtige Elemente des Geschichtsprozesses erfaßt sind. Die Betonung dessen, was Stefan Zweig „Stunden der Menschheit“ genannt hat, entwertet indessen das Bekenntnis zu den sozialen und politischen Gruppen, gegen Helden und Heldenverehrung. Die politischen und sozialen Kräfte werden nicht nach ihrer Klassenzugehörigkeit bestimmt, sondern nach ihrem Gewicht im Spiel der Diplomaten. Weder die Kräfte, die für oder gegen Elisabeth, noch die, welche für oder gegen Napoleon stehen, werden klassenmäßig begriffen. Sie wirken in abstrakten Antinomien, wodurch sie nicht nur ihre Kraft als Träger des Bekenntnisses zum Antifaschismus, sondern auch als Akteure im dramatischen Ablauf verlieren.

Das Unbefriedigende der Dramen, die Episoden der englischen und französischen Geschichte zum Inhalt haben, liegt also nicht am formalen Unvermögen des Autors, sondern an ideologischen Halbheiten und Inkonssequenzen. Um so mehr überrascht die unerbittliche Härte, mit der in „Die Kette Kolin“ (Untertitel: „Eine wahre Begebenheit in der Wachau 1945“)

dem Faschismus das Urteil gesprochen wird. Vier im April 1945 entflozene KZ-Häftlinge springen nacheinander auf einen im Flüchtlingsstrom mühsam dahintratternden, fast zerstörten Omnibus. Sie sind alle auf der Suche nach ihrem einstigen Peiniger, dem Lagerkommandanten Greyll. Ohne sich persönlich zu kennen, sind sie einst durch das Stichwort „Kolin“ zu einer antifaschistischen Kette verbunden gewesen. Dieses Verbindungswort hat sie jedoch auch jenem SS-Hauptsturmführer Greyll ausgeliefert, nachdem dieser erst einmal ein Kettenglied in die Hand bekommen hatte. Im Omnibus finden sie sich allmählich wieder zur Kette zusammen, da mit ihnen auch Greyll fährt. Er ist bereits auf der Flucht vor der Verantwortung. Dadurch, daß Greyll erkannt wird – keiner hat ihn vorher von Angesicht zu Angesicht gesehen –, schließt sich die Kette wieder, diesmal zum Gericht über den Henker. Die Widerstandskämpfer müssen sich erst zu der Erkenntnis durchringen, daß Greyll sowohl als einzelner wie auch als Glied des Systems schuldig ist. Sie wollen nicht einfach neue Gewalt an die Stelle der alten setzen. Beinahe lassen sie ihn laufen, im Glauben, er sei nur ausführendes Werkzeug gewesen. Doch als Greylls minderjähriger Sohn diese Schwäche ausnützt, um die ehemaligen Häftlinge niederzuschießen, erkennen sie, daß sie es mit einem Verbrecher zu tun haben, der bereits die Jugend vergiftet hat. Weil sie leben wollen, muß Greyll sterben. Jetzt erst fallen sie das Todesurteil.

In diesem Drama wird der abstrakte Humanismus am Ende durch das Todesurteil über den Vertreter des Antihumanismus überwunden. Zur geistigen Überlegenheit tritt die Ausübung der errungenen Macht. Trotzdem findet sich auch hier keine klassenmäßige Einordnung. Die Kraft des Widerstandes entspringt nationalen Gedanken: hinter dem Symbolwort „Kolin“ verbirgt sich der Gedanke an den Sieg der österreichischen Truppen über das Okkupationsheer Fried-

richs II. im Jahre 1757. Die faschistische Herrschaft in Österreich wird allein vom Standpunkt der nationalen Unterdrückung aus gesehen.

Neben der Haupthandlung läßt Bronnen eine von ihm als „Antidram“ bezeichnete Nebenhandlung herlaufen. Sie zeigt vor jeder Szene eine Auseinandersetzung zwischen dem Theaterdirektor und dem „Herrn rechts unten“. In diesem Antidram läßt Bronnen die Wirkung vorspielen, die er mit seinem Stück erreichen will: Wachsamkeit und Entscheidung gegen die Kräfte der Reaktion. Obwohl bei einer Aufführung große technische Schwierigkeiten zu überwinden wären, dürfte das Stück diese Wirkung erreichen.

Hat sich Bronnen in „Die Kette Kolin“ über den Erkenntnisstand des unmittelbar Miterlebenden, der uns in der Schilderung der Ereignisse in seinem Bekenntnisbuch entgegentritt, weit hinausgehoben, so verliert er diese dichterische Höhe der Verallgemeinerung wieder in seinem Lustspiel „Die jüngste Nacht“, dem letzten der vier Stücke. Die jüngste Nacht ist die Nacht vom 7. zum 8. Mai 1945, als die Sinnlosigkeit des Krieges ihren Höhepunkt erreicht hatte, als Hitlers Kumpane ihres Anführers Wort wahrmachen und beim Abtreten die Tür hinter sich mit lautem Knall zufallen lassen wollten. Schon darum bleibt es fragwürdig, ob dieser Vorgang den Stoff für ein Lustspiel hergibt. Doch darüber soll hier nicht gerechnet werden; viel mehr interessiert, wie Bronnen es verstanden hat, der Nacht des endgültigen Zusammenbruchs der Nazibarbarei Entsetzen und Zuversicht abzugewinnen.

Lustig geht es in dem Drama her, sind doch die kleinen Freibeuter des Krieges dabei, unter sich den Raub zu verteilen. Sie belügen und betrügen sich offen, da ihnen keine Zeit mehr zum Versteckspielen bleibt. Ihre moralische Verkommenheit soll sichtbar werden. Im Mittelpunkt steht der Mühlenbesitzer, Ortsgruppenleiter und Bürgermeister des kleinen Ortes, Hengl. Er ist bestrebt, als Anfangskapital für das nächste Reich eine Wagenladung Mehl in

Sicherheit zu bringen. Seine Untertanen nehmen das Mehl für Gips und helfen ahnungslos im Schweiß ihres Angesichts. Hindernd steht der SS-Major Müller im Wege, der mit seiner Truppe den nahegelegenen Paß verteidigen soll, um seinem Chef Kaltenbrunner Zeit zur Flucht zu verschaffen. Jedesmal, wenn er im Begriff steht, die Spekulationen Hengls zu stören, läßt der findige Bürgermeister die Sirene zum Fliegeralarm ertönen, was den angstschlotternden Müller veranlaßt, schleunigst den sicheren Bunker aufzusuchen. Auf allzu oberflächlich-burleske Weise werden in diesem Stück alle Probleme aus der Welt geschafft, die sich aus der Handlung und dem Sujet ergeben.

Offensichtlich hat dieses Drama starke verniedlichende Tendenzen. Der autobiographische Erlebniskreis wird von Bronnen nicht durchstoßen, so daß die historisch wirksamen Kräfte verborgen bleiben. Gamsel, der junge Arbeiter, auf den sich naturgemäß unser Hauptaugenmerk richtet, überwindet mit List und viel Witz allerlei Hindernisse. Er sabotiert auch den Mehltransport. Seine Wahl zum Bürgermeister bleibt unmotiviert, obwohl gelegentlich auf seine Verbindung zu Partisanen hingewiesen wird. Die Unterstützung, die er schließlich von der Bevölkerung erhält, kommt überraschend, da alle positiven Ansatzpunkte ungewisse Hinweise und Andeutungen bleiben, die nie in Handlung umgesetzt werden. Gamsel spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Führen wir die Grundprobleme dieses Lustspiels auf Bronnens Dramenkonzeption zurück, so bleiben von Entsetzen und Zuversicht nur Zerrbilder übrig. Aus dem faschistischen Terror wird ein burleskes Spiel um den fettesten Happen. Die Machtübernahme durch den Vertreter der Arbeiterklasse bleibt eine Geste, deren Tragfähigkeit für die Zukunft zweifelhaft ist.

Das „Viergespann“ wird zusammengehalten von der Dramaturgie des Entsetzens und der Zuversicht. Ähnlich

Brecht versucht auch Bronnen eine nicht-aristotelische Dramatik zu schaffen. Während aber bei Brecht die Veränderbarkeit der Welt im marxistischen Sinne die weltanschauliche Ausgangsposition bildet, geht Bronnen von starren Antinomien aus, die Macht und Geist heißen. Zwar dämmt er die Verachtung der Macht ein, wie sie am stärksten aus „Gloriana“ sprach, denn schließlich sehen sich die Repräsentanten der Geistigkeit ebenfalls genötigt, sich Macht zu verschaffen, doch er sieht diese

Machtergreifung lediglich als notwendiges Übel, nicht als historisches Erfordernis, Bronnen steht also auf bürgerlichen Positionen. Er hat die Bindung zur Arbeiterklasse noch nicht gefunden. Seine Dramentheorie erreicht gegenüber Aristoteles höchstens eine quantitative Verschärfung des Furcht-und-Mitleid-Prinzips, jedoch nicht die qualitativ höhere Stufe Brechts. Diese ideologische Position ist, wie wir sahen, in Form und Inhalt seiner Dramen nachzuweisen.

*Was will denn der vernünftige Schriftsteller und was kann er wollen?
Nichts anderes, denn eingreifen in das allgemeine und öffentliche Leben und
dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen.*

Johann Gottlieb Fichte

Annemarie Auer

Offizielle Reise – auch privat gesehen

Von einem tschechoslowakisch-deutschen Schriftstellertreffen

Mit dieser Reise, so kurz sie war, ist es wie mit einem gut gepackten Koffer: was da nicht alles hineinging! Man staunt, wenn es ans Auspacken, an das Erinnern geht, was da zum Vorschein kommt, bunt, üppig, überraschend.

Von dem einwöchigen Freundschaftstreffen brachten wir die ersten dreieinhalb Tage als Gäste der tschechoslowakischen Schriftsteller zu, während der restlichen waren sie in Dresden zu Gast. Es muß wohl eine alte chauvinistische Legende sein, daß die Deutschen so gute Organisatoren seien. Was vorzügliche Organisation ist, haben, taktvoll und in aller Unauffälligkeit, in dieser sehr kurzen Frist unsere tschechischen Freunde an den Tag gelegt. Soviel weibliche Wesen, soviel Sträuße roter Rosen gab es gleich am Bahnhof zum Empfang. Die Autos, die uns beförderten, die kundigen Freunde, die uns auf einem kurzen Rundgang die sonnenglitzernde Moldau, alte Prager Gassen, klosterstille Innenhöfe und drüben auf der Kleinseite die schön getürmten Bauten des Burgberges zu erklären wußten, alles war immer, wie beiläufig und nur so nebenher, genau im rechten Moment zur Stelle. Die Deutschen, die heute in den Ländern des sozialistischen Lagers reisen, haben sich daran gewöhnt, die berühmte Gastfreundschaft ihrer Freunde mit Behagen hinzunehmen. Und finden sie Worte des Lobes, dann meist in Bausch und Bogen, in jenem enthusiastischen Tone, der zu nichts verpflichtet. Sollten wir aber nicht nüchterner rühmen? Mindestens sollte man zum Dank genauer wissen, wovon man begeistert war. Jede

Hausfrau, die, duftend und geschmückt, in heiterer Gelassenheit ihren Besuch begrüßt, verstände, wovon ich rede. Hitze und Schwitzen, Backen und Brodeln hat sie hinter sich. Was jetzt die Gäste erwartet, steht alles nett adrett bereit. Eine verläßliche Organisation nämlich, die das ihrige zur rechten Zeit bedenkt und besorgt, ist der Rückhalt gelungener Gastfreundschaft.

Zu der Konferenz, die uns mit der Aufgabe erwartete, den Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Schriftstellerverbänden im einzelnen auszuarbeiten, fuhren wir wie zu einer Lustreise. In Prag gab es ein ganzes Haus, das mit Büros und Klub den Schriftstellern allein gehört. Angenehm war es, nach der Bahnfahrt zu Gäste zu sein, wo die Kollegen selber die Hausherrn sind. Natürlich aß man gut, in Prag ißt man überall gut. In gemächlicher Gangart, zwischen Stadtbesorgung und Arbeit ein Stündchen zu rasten, kommen die Schriftsteller zum Saal herein. Grüßen einander nur so obenhin, wie Brüder, die sich den Tag über noch oftmals sehn. Das ist ein Haus, wie es recht ist, wo man, wie man will, kommen und gehen, pausieren und arbeiten kann. Das Ferienhaus nun allerdings, das die tschechoslowakischen Schriftsteller draußen vor der Hauptstadt haben, ist ein geradezu unglaublicher Beweis der Großzügigkeit ihrer Republik. Was allein der Unterhalt des ausgedehnten Schlosses Dobříš und seiner Parkanlagen kosten mag, wagt man nicht auszudenken. Hatte schon die Eisenbahnfahrt ab Schandau, immer zu Seiten der Elbe hin, viel sanfthügelige böhmische

Landschaft an uns vorbeigedreht, uns in manches weite Tal hineinblicken lassen, die Autofahrt von Prag nach Dobříš versetzt uns mitten ins nachmittagslichte Grün der Wälder. Und damit begann die Reihe der drei randvollen, sehr ferienhaften Konferenztage, mit denen unsere Gastgeber uns beschenkten.

Am nächsten Morgen – wen ließ die Neugier schlafen? – lockte es, vor Tagbeginn den Park zu umkreisen. Da sah ich im tiefsten Sumpfgrün einer lilienbestandenen Niederung jemand so langsam wandeln, wie mir flink zumute war. Ein Lyriker, um Gottes willen links liegenlassen!, ich beschleunigte meine Gangart. Aber dann tauchte er doch aus dem Feuchten auf, der Fühmann Franz, und es entspann sich der Disput, der bis ans Ende der Reise vorhalten sollte. „Das Inselchen im See, schön, nicht?“ Ja, schön. „Die haben Park und Schloß und überhaupt alles hier um diese Insel herumgebaut“, so der Fühmann. „Die Insel liegt genau nach Osten. Siehst du? Wenn die hier standen, an dem Abhang, extra herausgegangen den Sonnenaufgang anzusehen, dann lag ihnen das Inselchen genau in Blickrichtung. Das ist ausgerechnet. Ist Architektur. Das Inselchen ist künstlich!“ – „Also doch, angelegt!“ – „Also angelegt.“ Wer hatte recht? Oder ob die Bäume eine Seele haben, und ich fing von Pawlow an und dem Zentralnervensystem. Oder ob die Schneckenfühler Augen seien. Diese dunkle Frage beschwerte das allerletzte Frühstück in Dobříš. In grauer Regenfeuchte war es mir doch noch gelungen, den grünen, grünen Park zu umgehen. Eine volle Stunde braucht man dazu. So groß ist er. Und die Kaiserin Maria Theresia hätte dem Fürsten Mansfeld-Colloredo beinah den Weiterbau des Schlosses untersagt, denn es war eine Einöde gewesen dort in Dobříš, die Hügel und Hänge des Parks hatten allesamt erst künstlich aufgetürmt werden müssen, weil es der Magnat so haben wollte. Und die Arbeiter stöhnten unter dieser Fron dermaßen zornig, daß ein Aufstand auszubrechen drohte.

In einem Saal, dessen helle, heiter-verspielte Ausstattung sich kunsthistorisch als die Restauration feudalen Rokokos durch die Restaurationsära Metternichs erklären ließe, begann sodann die erste Sitzung, die alles andere als verspielt war. Die tschechoslowakische Delegation, bestehend aus fünf Mitgliedern, verstärkt durch Vertreter der Botschaft und Experten für Fragen des Urheberrechts, des Literaturfonds und des Verlagswesens, unterrichtete in sachlich knappen Referaten über den Stand der tschechisch-deutschen Übersetzungstätigkeit sowie, was uns zu nachdenklichen Vergleichen Anlaß gab, über die neuen Gesetzesmaßnahmen zur Regelung des Verhältnisses zwischen Verleger und Autor. Der gegenwärtig bei uns noch bestehende Zustand trägt ja, wie man weiß, in vielem noch Züge des kapitalistischen Verlagswesens, das den Autor, das ist ein offenes Geheimnis, mancher unliebsamen Überraschung aussetzt. Unsere Verleger, vielleicht noch ungewohnt der viel höheren gesellschaftlichen Verantwortung sozialistischer Verlagstätigkeit, gehen nicht selten den Ausweg, durch unverhoffte Auflagenkürzungen und willkürliche Vertragsänderungen ihr Risiko auf das schwächste Glied der Kette, die Einzelperson Autor, zu verlagern. Hier scheint, soviel wir sahen, das neue Urheberrecht der ČSR mitsamt seinen zugehörigen organisatorischen Maßnahmen in kluger Weise Wandel zu schaffen. Wir haben daher in den Vertragsentwurf als Punkt sieben den Passus aufgenommen: „Der Tschechoslowakische Schriftstellerverband wird dem Deutschen Schriftstellerverband die deutsche Übersetzung der gesetzlichen Bestimmungen des neuen tschechoslowakischen Urheberrechts zur Verfügung stellen. Der Tschechoslowakische Schriftstellerverband wird dem Deutschen Schriftstellerverband Unterlagen über den tschechischen und slowakischen Literaturfonds auf Wunsch zur Verfügung stellen.“ Um den kulturell-literarischen Austausch der beiden befreundeten Länder zu erleichtern, wurde

außerdem in die Abmachung aufgenommen: „Die beiden Delegationen empfehlen den Verbänden, mit den zuständigen Stellen ihrer Länder die Frage der Doppelbesteuerung des Honorars für Übersetzungen zu erörtern.“

Was nun wollten unsere Freunde von uns wissen? – Mir fiel ein, was mir kürzlich eine junge Rheinländerin berichtete, die im Krieg, noch als halbes Kind, den Untergang Dresdens erlebt hat und die heute, die Lebensaussicht ihrer beiden kleinen Söhne zu sichern, mit leidenschaftlichem Eifer in der westdeutschen Friedensbewegung mithilft. In einem Brief, den sie mir unlängst von einer Reise durch Volkspolen schrieb, steht zu lesen: „Der Empfang und die Gastlichkeit waren überwältigend. Wir sind niemandem begegnet, der Ressentiments gezeigt hätte. Aber sehr sorgenvoll sind die Menschen dort. Sie hören unsere Debatten und Reden bis in die Nacht hinein mit! Man schämt sich zu Tode, daß es wieder so weit kommen mußte mit der wahnsinnigen Rüsterei.“ – Das ist es. Darüber wird Bescheid verlangt, wohin wir kommen, von den Tschechoslowaken wie von den Polen. Die ungeheuerlichen Einbußen, die ihre Völker unter dem deutschen Militärterror erlitten haben, zwingen unsere Freunde dazu, dies zuallererst zu fragen: Wie begegnet ihr dem Faschismus, dem Revanchismus, der wiederum auf deutschem Boden mit dem Säbel rasselt? Wie sehen eure neuen Werke, ihr Schriftsteller, aus? Und die Freunde tragen uns ihre brüderliche Hilfe und Kampfgenossenschaft an. Das ist der reale Aspekt, unter dem zu dieser Stunde Sozialisten, ob von diesseits oder jenseits der Grenze, einerlei welcher Profession sie sind, zur Gemeinsamkeit in ihrer Arbeit kommen.

In den Diskussionen der Tagung, die bald so vertraut wurden wie sie ernsthaft waren, trat das angelegentliche Interesse der tschechoslowakischen Genossen hervor, zu erfahren, in welch neues Schafsgewand der alte Wolf sich heute hüllt. Die uns da am Konferenztisch gegenüber-

saßen, verstanden sehr genau, womit wir es zu tun haben. Daß für uns kein Unterschied sein kann zwischen dem Menschheits- und Freiheitsgeläute der „Verteidiger abendländischer Kultur“, mitsamt ihren Generals- und Prinzenmemoiren, womit sie die alten Ressentiments am Leben halten, und dem blutrünstigen Tarzanschund, den Comics und sentimentalischen Schmökern, womit sie unsere Jugend verrohen und verdummen möchten. Sie verstanden, wie gefährdet diese Jugend ist zwischen den abgestandenen Hoffnungen jener Alten und dem neuen Faschismus, mit dem man sie, wo immer wir nicht fugendicht sind, infiltrieren möchte. Daß diese Einschleisungen oft scheinbar harmloser Dinge und Lebensgewohnheiten von Westberlin in unsere Republik zu der Einlullungstaktik gehört, die ein wesentlicher Bestandteil des ideologischen Feldzugs ist, den der Klassenfeind mit immensem Kostenaufwand unablässig gegen unseren Aufbau führt. Die uns da mit gesammelter Aufmerksamkeit zuhörten, hatten Verständnis dafür, wie lebenswichtig es für uns ist, Front zu machen gegen die Versuche, unsere Spezialisten und Kader abzuwerben, oder gegen die Versuche revisionistischer Aufweichung unserer politischen und theoretischen Positionen. Wirklich kommt es so heraus, wie ein Mitglied der tschechoslowakischen Delegation, ein scharfsinniger, scharfzüngiger Kritiker, mit dem gehörigen Spaß an der Überspitzung formulierte: „Also Ostbüro plus halbverdauter Hegel?“ Der Scherz trifft ins Schwarze. Das ist in der Tat die Frontstellung unserer Philosophiediskussion und unserer Auseinandersetzung mit Lukács. Darum verlohnte es sich für die Partei, in dieser Diskussion nicht nachzulassen, ehe nicht auch in theoretischer Hinsicht eine klare, klassenkämpferische Position wiedergewonnen war.

Um dem Interesse unserer Partner entgegenzukommen, hielten wir für den Dresdener Teil der Konferenz, wo im übrigen Fragen des Literaturfonds und des Stipendienwesens zur Sprache kommen sollten,

ein Referat über den Stand der theoretisch-ideologischen Diskussion bei uns für angebracht. Die Tage verliefen denn auch in hitzigen Gesprächen. Ob es uns in Dresden gelungen ist, auch nur einigermaßen sorgsame Gastgeber zu sein, mögen die tschechischen und slowakischen Genossen beurteilen. Nach den gigantischen Stauwerken, zu denen man uns geführt hatte, wo riesige Steinbrüche sich zu den Kaskaden der Moldau niedersenken, nach dem Anblick des stillen, viele Kilometer langen Stausees, an dessen Ufern eine großzügig geplante Ferienstadt sich erstrecken wird, nach der Musik und dem Kerzenschimmer des Abschiedsabends im Schloß und dem Rundgang, noch am Morgen der Abreise, in den Anlagen der Prager Burg schien es uns schwer, uns auf die engeren Verhältnisse daheim umzustellen.

Unsere Delegation brachte von der Reise mehr mit, als wozu sie ausgeschiedt worden war. Ein gutes Stück nüchterner

Arbeit, das wir, besonders dank der besonnenen Verhandlungsführung unserer Partner, verbrieft und säuberlich auf Paragraphen gereiht, in unseren Mappen nach Hause tragen konnten. Zu verwirklichen, was da niedergelegt ist, wird unseren Verband noch manche Mühe kosten. Die erste Prüfung wird der Verlauf der Woche der deutsch-tschechoslowakischen Freundschaft im September sein.

„Arbeits tagungen wie die vom 16. bis 21. Juni halten beide Delegationen für empfehlenswert, um von Zeit zu Zeit Fragen der Zusammenarbeit zu erörtern“, steht zum Schluß in dem Dokument. Aber als man das so trocken offiziell formulierte, am letzten Tag des Treffens, saß man morgendlich wohlgelaunt um ein Gartentischchen in dem winzigen Jagdschloßchen Lauben zusammen, das unser Dresdner Quartier war. Die Sonne stach uns in die Augen, man steckte die Köpfe über den Papieren zusammen, und man war gut Freund geworden miteinander.

Martin Andersen Nexö, Mahner und Kämpfer

Am 25. Juli wurde in dem Haus, das Martin Andersen Nexö bis zu seinem Tode in Dresden bewohnte, eine Gedenkstätte eingeweiht. Das umgestaltete Haus enthält einen Vortragssaal und Archive, die der Öffentlichkeit für Forschungszwecke zur Verfügung stehen; die Wohn- und Arbeitsräume des Dichters blieben unverändert.

An der Gedenkfeier nahmen Freunde Andersen Nexös aus den skandinavischen Ländern, Vertreter der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, des Deutschen Schriftstellerverbandes und der Deutschen Akademie der Künste teil. Max Zimmering wandte sich in einer Ansprache an den Toten:

Vier Jahre sind seit deinem Tod vergangen. Bei manchem Schriftsteller reicht eine solche Zeit aus, um sein Werk aus unserem Blickfeld zu rücken. Anders bei

dir, denn da, wo das Schaffen eines Dichters zum Lebens- und Kraftquell und zur Waffe für Millionen Menschen wird, erlangt es Unvergänglichkeit! Fürwahr, ein großes Wort, und doch wage ich es, wenn ich von deinen Büchern, von deinen literarischen Gestalten spreche. Mit welcher Fülle echter Menschen hast du uns vertraut gemacht! Und wäre es nur Pelle der Eroberer oder der prächtige Vater Lasse, wären es nur Ditte und ihr wundervolles Großmütterchen, wären es nur Morten und seine Gefährten gewesen, du hättest uns reichlich beschenkt. Aber da sind noch alle die anderen „Helden“, denen du ein Gesicht verliehen hast und denen wir immer wieder gern begegnen. Da ist deine arme Ann-Mari, die erst in ihrer Sterbestunde ihren lang ersehnten Wunsch nach einer Reise in die Hauptstadt erfüllt sieht. Da ist Frau Jensen, die alte Kopen-

hagerin aus einem Hinterhof in Nörrebro, die ihre Hoffnung, einmal wenigstens ihren Heimatort auf Jütland wiederzusehen, längst aufgegeben hat, weil es nie zu einer Fahrkarte langte und langen wird, und die als Schwarzfahrer aus dem Zug gesetzt worden war, „obwohl man keiner Menschenseele den Platz weggenommen hatte“.

Deine Helden und Heldinnen tragen keine glänzenden Ritterrüstungen und keine Seidenroben. Sie treten uns entgegen als Häusler Bohn, der, um sein musikalisches Talent betrogen, zugrunde geht, oder als der Landsturmmann Holz, der im Irrenhaus landet, weil sein menschliches Hirn sich dagegen auflehnt, den Bruder auf der anderen Seite des Schützengrabens zu erschießen. Deine Helden sind Bigum Holzbein und seine Ane Peters mit dem Klumpfuß, die spielend und singend über Land ziehen, um ihr bißchen Lebensunterhalt zu finden. Aber doch: Sie mögen Siegende oder Unterliegende, Kämpfende oder Leidende sein, immer verkörpern sie das unauslöschbare Streben des Volkes nach Wahrheit, Glück und Frieden, nach einer menschenwürdigen Existenz, die ihnen die Ausbeutergesellschaft vorenthält.

Gut kanntest du diese fluchbeladene Gesellschaftsordnung und ihre heuchlerischen Verteidiger. Und du hattest auch jene durchschaut, die, sich vor der Auseinandersetzung fürchtend, mit schönen Phrasen im Niemandsland sich herumdrücken und zu unbewußten Helfern des Bösen werden.

In einer Besprechung des Einakters „Die Gewehre der Frau Carrar“, den Bertolt Brecht zur Unterstützung des spanischen Freiheitskampfes geschrieben hatte, sagtest du: „Es ist eine Lieblingssünde der Demokratie gewesen, daß sie in mißverstandenen Humanismus zu weit ging und überall etwas Gutes sehen wollte, selbst bei den ärgsten Feinden der Entwicklung und des Fortschritts. ‚Alles verstehen, heißt alles verzeihen‘ ist ein gefährliches Sprichwort; man war bestrebt,

die Reaktion zu ‚verstehen‘, mehr beinahe als man versuchte, sich selbst zu verstehen – mehr jedenfalls, als gut war. Daher die schicksalsschwangere Vorstellung, daß auch die Reaktion etwas mit Gesinnung zu tun habe. Man hat gelegentlich – beinahe gerührt – über die Ideologie des deutschen und italienischen Faschismus gesprochen, über die hochgesinnten Führer, die es so gut meinten – auch wenn sie vor allem mal Frauen und Kinder massakrierten. Diese Nachsicht von seiten des Fortschritts, diese Großzügigkeit, die nichts anderes als Unsicherheit ist, hat der Reaktion die Arbeit leichtgemacht. Eine ganz leichte und oberflächliche Drapierung mit fortschrittlichen Phrasen genügte; der Wolf brauchte die Pfote nur ein bißchen in Mehl zu tauchen und die Stimme zu verstellen, gleich war die gute Ziege Großmama persönlich . . .“

Welch mahnendes, aktuell gebliebenes Wort, an das man auch heute manchen erinnern muß, der mit dem Geschwätz von der westlichen Freiheit der imperialistischen Knechtschaft den Steigbügel hält!

Ja, Mahner und Kämpfer warst du – und ein gütiger, vorurteilsloser, unbestechlicher Mensch. Diese Unbestechlichkeit kennzeichnet dein Werk und dein Leben; sie war es, die dich zum aufrichtigen Kritiker und zugleich zum treuen Freund des werktätigen deutschen Volkes gemacht hat. Es war kein Zufall, daß du gerade in der deutschen Arbeiterklasse den ersten starken Widerhall fandest, als dein „Pelle“ erschien. Ebenso wenig war es Zufall, daß du deine letzten Jahre in Dresden, in einer Stadt der Deutschen Demokratischen Republik verbrachtest. Wir waren stolz, dich unseren Gast nennen zu dürfen, und dankbar. Den Dank hat unsere Republik durch den höchsten Preis, den sie verleihen kann, auszudrücken versucht: den Nationalpreis. Der Text der Verleihungsurkunde lautet:

„Das Lebenswerk von Martin Andersen Nexö ist in die Weltliteratur eingegangen. Es ist tief verbunden mit dem Kampf der Arbeiterklasse um ein men-

schenwürdiges Dasein. In seinen aus echt humanistischer Gesinnung geschaffenen großen realistischen Werken ist Martin Andersen Nexö für die wahren Lebensinteressen des deutschen Volkes eingetreten und hat damit einen bedeutenden Beitrag im Kampf um die Erhaltung des Friedens geleistet.“

Wir wissen, daß wir deine Schuldner geblieben sind und bleiben. Wir werden aber bemüht sein, dir den Dank abzustatten, indem wir dein Werk so lebendig halten, daß dein Name bei uns stets das gleiche Gewicht behält wie die Wörter Mutter oder Brot oder Frieden.

Aus unserer Korrespondenzmappe

Liebe NDL,

Ich bin in einem besonderen Bereich der Kultur zu Hause – dort nämlich, wo die materiellen Güter für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft hergestellt werden.

Für uns in den Betrieben hat die Orientierung von Kunst und Literatur auf den Sozialismus große Bedeutung. Sie hat sie deshalb, weil die Menschen in den Betrieben mit ihren Händen den Sozialismus aufbauen, aber in ihren Köpfen noch manche alte Vorstellung tragen. Es ist ein schwieriger Prozeß, das Bewußtsein der Menschen zu verändern, und wir Partei-, Gewerkschafts- und Wirtschaftsfunktionäre schaffen es nicht allein; wir brauchen die Hilfe der Künstler.

Wir wissen sehr wohl, welch großartiger Hebel die Kulturarbeit ist. Auch in unseren Betrieben wird Kulturarbeit geleistet; wir nennen es, und das ist schon kein schönes Wort, „kulturelle Massenarbeit“. Diese Arbeit im Betrieb erstarrt immer wieder in formalen administrativen Gleisen und reduziert sich oft auf die bloße Verteilung von Karten für kulturelle Veranstaltungen. Das hat neben vielen anderen Ursachen seinen Grund in ungenügender Verbindung der Werktätigen mit den Künstlern. Andererseits ist

die Ursache für viele Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse wiederum in ungenügender Verbindung der Künstler mit den Werktätigen zu suchen.

Wenn man das Leben der Menschen künstlerisch gestalten will, dann muß man wirklich im Leben stehen. Auf der Kulturkonferenz spielte diese Frage bereits eine große Rolle. Wie kann man sie lösen? Gibt es schon Erfahrungen? Es gibt solche Erfahrungen aus der Gegenwart und aus der Vergangenheit. Ich möchte eine Erfahrung aus der Vergangenheit mitteilen. Vor bald zehn Jahren wurde in der Maxhütte in Unterwellenborn vom Zentralkomitee eine Brigade eingesetzt. Die Brigade sollte die Produktion in Ordnung bringen. Der Betrieb erfüllte zu jener Zeit seine Pläne schlecht. Wir waren einige Monate dort, mobilisierten Partei und Belegschaft und organisierten die vielleicht ersten Wettbewerbe in der Republik. Neben Fachleuten und Politikern war ein Schriftsteller, Genosse Kuba, Mitglied dieser Brigade. Er redigierte die Betriebszeitung, organisierte die Kulturarbeit mit den Ensembles und schuf eine unmittelbare Verbindung zu den aktuellen politischen und ökonomischen Problemen des Betriebes. Wir brauchten Lösungen, die in kurzen einprägsamen Worten auf das Wesentliche lenkten. Eine gute Lösung ist ein literarisches Kunstwerk. Kuba schrieb uns diese Lösungen.

Wie waren die Ergebnisse? Die Produktion stieg in kurzer Zeit auf über 150 Prozent, und die ökonomischen und politischen Probleme wurden auf lange Sicht gelöst. Zudem festigte sich die Verbindung zwischen den Werktätigen und den Künstlern, und Genosse Kuba brachte einige ausgezeichnete Gedichte aus der Maxhütte mit.

Also: Man soll damit beginnen, die Lebensweise zu verändern. Wir in den Betrieben werden die Künstler, die zu uns kommen, herzlich aufnehmen; wir versprechen auch, das notwendige Feingefühl aufzubringen – wir wissen, daß Künstler nun mal feingefühlige Naturen sind. Ich

denke, es muß für solch einen Menschen großartig sein, ein Jahr zum Beispiel in einem großen Betrieb zu verbringen: Der Plan wird aufgestellt, heftiges Für und Wider, Hin und Her: Ist es zuviel, ist es erreichbar, Produktionsberatungen, Direktionssitzungen, und überall ist der Schriftsteller dabei. Das Quartal geht zu Ende, es fehlen noch drei Prozent an der Planerfüllung, das alles ist spannend wie ein Kriminalroman. Das gibt Stoff. Oder auf dem Lande, wo es um den Anbau von Mais geht – überall spannendes, interessantes Leben. Die Bücher, die auf solche Weise entstehen, werden von allen gelesen werden. Es gibt schon solche Bücher. Die Menschen erkennen sich darin wieder mit all ihren Zweifeln, Schwächen, Hoffnungen, Freuden und Enttäuschungen.

Und bei alledem würde noch etwas Zusätzliches herauskommen. Die Künstler würden aus dem Kreis der Werktätigen befähigte und talentierte Menschen herausfinden, und manche gute Anfängerarbeit würde vielleicht aus den Schubladen der Bescheidenen ans Tageslicht kommen.

Hans-Heinz Schober

VEB Werk für Fernmeldewesen, Berlin

Ein Siebziger

Wer in den Heften einer kultur- und literaturkritischen Zeitschrift namens „Radikaler Geist“ blättert, die Anfang der dreißiger Jahre als „Zeitschrift gegen die Zeit“ einiges Aufsehen erregte, der stößt auf Beiträge von und über Heinz Elm-Mann. In einem der Hefte hat er sich selbst autobiographisch porträtiert: „Im dreibrezeljahr 1888 wurde ich als son des königlich-preußischen eisenbahnarbeiters Paul Heinzelmann im osten berlins ser hoch und wol geboren – nämlich im 3. Stock – stockduster wars. Beim ersten geversuch flog ich in den dreck. Dabei lernte ich die straße kennen. In der schule lernte ich – nichts. Hinterher – mer. Ich strolchte durch das dichter-denker-richterhenkerland und angrenzende dörfer. Spä-

ter zog ich in den frischfröhlichen krieg. Dort wurde ich krigs-, später hochverräter...“

Wer ist dieser Heinz Elm-Mann (alias Paul Heinzelmann) und was ist aus ihm geworden? Zunächst einmal ist zu sagen, daß er wie Erich Mühsam, der ebenfalls in jenem Blatt schrieb, mutig gegen den Zeitstrom schwamm. Er kannte Mühsam und hat dessen erste Gedichte als Verleger auf einer Handpresse in einem feuchten Keller gedruckt. Im ersten Weltkrieg stand er vor dem Kriegsgericht, weil er bei den Stellungskämpfen vor Reims sozialistische Flugblätter verteilt hatte. Kriegsende und Revolution retteten ihn. Als Soldatenrat sprang er auf Tribünen und befeuerte die müd gewordenen Geister. Später organisierte er die Jungarbeiterschaft, gründete die „sozialistische Jugendbibliothek“ und eröffnete am Schloßplatz in Berlin die erste Arbeiterjugendbuchhandlung. Deren Bücherschränke wurden 1933 von grölenden SA-Rabauken gestürmt, beraubt und kurz und klein geschlagen. Paul Heinzelmann, als Hochverräter verfolgt, konnte im letzten Augenblick untertauchen.

Heute, da die restaurative Entwicklung der westdeutschen Bundesrepublik an allen Ecken und Enden aufbricht, treibt es ihn mit seinen siebzig Jahren, die er eben vollendet hat, wie in seiner Jugend gegen spießbürgerliche Bequemlichkeit, gegen Kriegsgeschrei und verbrecherische Machenschaften hinter den Kulissen der Politik zu wettern. Wie er in den zwanziger Jahren für seinen Werkat-Verlag junge Autoren (von denen zum Beispiel Kurt Huhn dann sehr bekannt wurde) auf der eigenen „Quetsche“ druckte, so bringt er heute in seinem Steinklopfer-Verlag kleine Bändchen mit zeitkritischem Akzent von bekannten und unbekannten Autoren heraus. In seiner Wohnung in Fürstentfeldbruck (Oberbayern) steht die altertümliche Druckpresse mit Setzkasten, alles höchst bescheiden und von jenem Wirtschaftswunder merklich gemieden, das mit Sensationen und geistvernebelnder Lite-

raturakrobatik Geschäfte macht, aber von Worten der Humanität und Feldzügen gegen Krieg und Verbrechen nichts wissen möchte. „Wir sind schon wieder soweit“, sagt Heinzelmann, „daß jeder, der eine zeitkritische Meinung vertritt, der weder ‚belastet‘ noch ein ‚Fall‘ für Psychoanalytiker oder gar Psychiater ist, sondern ganz einfach ein Mensch, verdächtigt und boykottiert wird!“

R. S.

Etwas über guten Glauben!

Der in unserem Augustheft unter dieser Überschrift abgedruckte Protest, den wir an die Hamburger Zeitung „Die Welt“ gerichtet hatten, ist erfolgreich gewesen. Angesichts der eindeutigen Sachlage sah „Die Welt“ sich zu einer öffentlichen Berichtigung genötigt, die am 14. August erschienen ist. Wir verzeichnen das mit Genugtuung.

Zu unseren Beiträgen

Werner Bräunig, geboren 1933, lebt in Schneeberg im Erzgebirge. Er ist Journalist und Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren in Karl-Marx-Stadt.

„Pony Pedro“ ist ein Auszug aus einem Buch gleichen Titels, das Erwin Strittmatter für den Kinderbuchverlag geschrieben hat. Dort wird es gegen Ende des Jahres erscheinen.

Wir gedenken des 3. Todestages von F. C. Weiskopf durch die Veröffentlichung von drei bisher unveröffentlichten Anekdoten aus dem Nachlaß. Für die Überlassung der Manuskripte sind wir Grete Weiskopf zu Dank verpflichtet.

Johannes Bauer lebt in Frankfurt am Main, wo er den Beruf eines Gepäckträgers ausübt.

Hermann O. Lauterbach, geboren 1926, kam 1955 aus Düsseldorf in die DDR. Er lebt als Journalist in Berlin, ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren und beginnt in diesem Herbst sein Studium am Institut für Literatur in Leipzig.

Der Artikel von Dr. Trude Richter ist die gekürzte, überarbeitete Fassung eines Referats, welches die Autorin in einer Mitgliederversammlung des Deutschen Schriftstellerverbandes gehalten hat.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Heinrich Goeres: Entdeckungsreise „Schwarze Pumpe“. Reportage. Kongreß-Verlag, etwa 104 S. DM 2,30

Peter Kast: Zwanzig Gewehre. Erzählungen. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, etwa 216 S. etwa DM 5,-

Karl Mundstock: Die Stunde des Dietrich Conradi. Erzählung. Mitteldeutscher Verlag, etwa 140 S. etwa DM 3,50

Vercors: Das Geheimnis der Tropis. Aus dem Franz. von Ewald Czapski. Aufbau-Verlag, etwa 272 S. DM 7,20

Literaturwissenschaft

Jobanna Rudolph: Probleme des Realismus in unserer Literatur. Aufbau-Verlag, etwa 48 S. etwa DM 1,80

Erich Weinert: Ein Dichter unserer Zeit. Verlag Volk und Welt, etwa 320 S. etwa DM 3,60

Jugend- und Kinderbücher

Benno Pludra: Jakob sucht Liebe. Verlag Neues Leben, etwa 160 S. etwa DM 4,80

Irma Harder: Ein unbeschriebenes Blatt. Verlag Neues Leben, etwa 320 S. etwa DM 6,20

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Auszüge aus Diskussionsreden zum Thema Kunst und Literatur auf dem V. Parteitag, „Sonntag“ 20. 7. 58

Die kapitalistische Entfremdung und ihre sozialistische Aufhebung, von Alfred Kurella, „Aufbau“ H. 5/6 58/S. 453

Zu Problemen des sozialistischen Realismus in Deutschland (Horst Eckert: Zur Bedeutung der proletarisch-revolutionären Literatur in Deutschland in den Jahren 1927–1933; Inge Diersen: Zu Georg Lukács' Konzeption der deutschen Literatur im Zeitalter des Imperialismus; Wolfgang Heise: Zur ideologisch-theoretischen Konzeption von Georg Lukács; Hans Kaufmann: Bemerkungen über Realismus und Weltanschauung; Erika Pick: Anfänge so-

zialistischer Literatur in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts; Silvia Schlenstedt: Brechts Übergang zum sozialistischen Realismus in der Lyrik; Horst Haase: Bertolt Brechts „Erziehung der Hirse“ und Fragen der Perspektive; Dieter Schiller: Kuba, Wiens. Über einige Probleme der neuesten deutschen Lyrik), „Weimarer Beiträge“, Sonderheft 1958

Sinn und Unsinn der Philologie, von Peter Goldammer, „Aufbau“ H. 5/6 58/S. 540

Essays aus dem Nachlaß, von Heinrich Mann, „Aufbau“ H. 5/6 58/S. 499

Probleme des Realismus in den Arbeiten von Marx und Engels, von G. Fridlender, „Kunst und Literatur“ H. 7. 58/S. 685

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zeitschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zeitschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig. Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 908

1948 — 1958

Während zehnjähriger Arbeit hat der Verlag der Nation, Berlin, die Literatur unserer Zeit, das deutsche kulturelle Erbe und progressive Werke des Auslandes auf vielfältige Weise zu pflegen gewußt.

Millionen Bücher künden davon.

Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Verlages erscheint im September ein Almanach unter dem Titel

DER BOGEN

(320 Seiten, illustriert, Leinen, etwa DM 8,-)

der einen Überblick über Erreichtes und Beabsichtigtes gibt. Namen von Rang und Klang vereinigen sich mit denen junger, hoffnungsvoller Talente; Weite und Vielfalt der literarischen Formen werden in Proben aus den verschiedenartigsten Werken deutlich.

Zahlreiche Illustrationen und eine Bibliographie der gesamten Buchproduktion des Verlages von 1948 bis 1958 runden den Almanach ab, der ein Bild von reichem verlegerischem Schaffen vermittelt und ein Stück literarischer Zeitgeschichte festhält.

Unser neuestes Verlagsverzeichnis stellen wir auf Wunsch allen Interessenten gern zur Verfügung.

VERLAG DER NATION
BERLIN